

ARCHIV DER ZEITZEUGEN



Autor / Herausgeber: Helmuth Hahn

Titel: 1945 mit 17
Wie mir die Jugend gestohlen wurde

ADZ-Nummer: 029

www.archiv-der-zeitzeugen.com

Der vorliegende Text darf gemäß der umseitigen Creative Commons-Lizenz unter Nennung des oben aufgeführten Namens / Titels verwendet werden. Die vollständige Lizenz finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/3.0/de/legalcode>.

Dieser Text ist außerdem als gebundene Printversion erhältlich.

Es ist Ihnen gestattet:



das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen



Abwandlungen bzw. Bearbeitungen des Inhaltes anfertigen



Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung. Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

- Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am Einfachsten ist es, einen Link auf diese Seite einzubinden.
- Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.
- Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt.

Haftungbeschränkung

Die gesetzlichen Schranken des Urheberrechts bleiben hiervon unberührt.

Die Commons Deed ist eine Zusammenfassung des Lizenzvertrags in allgemeinverständlicher Sprache.

1945 mit 17

Wie mir die Jugend gestohlen wurde

Helmuth Hahn

Helmuth Hahn, »1945 mit 17«

© 2010 der vorliegenden Ausgabe: Archiv der Zeitzeugen

Die Edition ADZ erscheint im

Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG, Münster

www.archiv-der-zeitzeugen.de

© 2010 Helmuth Hahn

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag & Satz: Claudia Rüttschilling

Druck und Bindung: MV-Verlag

ISBN 978-3-86991-156-4

Inhalt

Kapitel 1	
Berlin – Guben – Berlin	7-74
Kapitel 2	
Durch die Mark bis zum Ural ...	75-136
Kapitel 3	
Ischewsk – Loschkins-Werkstatt, meine Überlebenschance	137-248
Kapitel 4	
Nix damoi; rabotti, rabotti, dawai, dawai! *) (Die »4. Mechanische« in Druschkowka) *)(nicht nach Hause; arbeiten, arbeiten, schnell, schnell.)	249-336
Kapitel 5	
Nie mehr nach Hause ? Schacht-Lager Nowokondratjewka.Eisenschleppen.	337-397

Kapitel 1

Berlin – Guben – Berlin

30.1.45 Berlin Spandau, Askanier-Ring. Totale Kasernensperre. Keine Möglichkeit zu telefonieren. Die Beseler-Kaserne ist dichtgemacht. Im Pionier-Batallion wird kaum gesprochen, kaum gemutmaßt. Der ROB-Zug macht wie üblich Dienst. Um fünf Uhr aufstehen. Eine Stunde beim NS-Führungsoffizier Kampflieder singen, Lieder aus der NS-Zeit vor der Machtergreifung: »Da steht ein Mann, ein Mann, so fest wie eine Eiche...« Kaffee holen. Im Gegensatz zum Reichsarbeitsdienst nicht im Laufschrift über den Kasernenhof. Instruktion über Brücken sprengen. Wie ist der Trennschnitt bei welchem Brückentyp zu legen? Munitionsladung berechnen, elektrisches Zündsystem, Leitfeuertzündung zur Sicherheit vorsehen. Es gibt Mittag. Sehr wenig. Bei den Funkern waren wir als Intelligenzler viel besser versorgt worden. Drei Pellkartoffeln. Schlechte durfte man, wenn man Glück hatte, umtauschen. Alles läuft verdächtig ruhig ab. Am Nachmittag feldmarschmäßig antreten. Keine Fotos, keine persönlichen Sachen mitnehmen! Wir marschieren zum S-Bahnhof. Fahren mit Umsteigen zum Görlitzer Bahnhof. Gehen zum Bahnsteig »Richtung Kottbus«. Am Schalterhäuschen stehen fünf, sechs Frauen. Plötzlich sehe ich meine Mutter. »Was machst Du denn hier?« »Ich bin verständigt worden von Frau Zabanski. Wir wollten Euch noch einmal sehen vor Eurem Fronteinsatz. Von jetzt an tauschen wir Mütter alle Informationen aus, die wir von einem von Euch bekommen. Gottbefohlen.« Ein Händedruck, ein Kuß. Durch die Sperre in ein Zugabteil. Es war schon dunkel geworden. Aber Licht gab es ja nicht. Wegen der ständigen Bedrohung durch Flieger. Ein Angriff auf einen Zug ist furchtbar. – »Wo fahren wir hin?« – »Bis Kottbus. Dort ist eine Kaserne. Wenn wir Glück haben, können wir im Bahnhof bei der Bahnhofsmision oder so schlafen.

Morgen geht's weiter nach Guben. Oder/Neiße Front. Die Russen sind fünfzig Kilometer davor.« Die Fahrt verläuft eher schweigend. Das Personenabteil ist durch die Waffen und die Ausrüstung mit fünf Mann bereits voll. Unser ROB-Zug mit OEJ (Offiziers-Ergänzungs-Jahrgang) zusammen sind circa einhundertzwanzig Mann. Ein ganzer Wagen mit jungen Soldaten und ehemaligen »Schmalspur«-Offizieren – meist Brückenbau-Architekten – gefüllt. Niemand läßt die Ohren hängen, niemand hat mehr Angst vor der Zukunft als nun schon seit Jahren.

Ankunft in Kottbus. Der Bahnhof überfüllt mit Flüchtlingen. Wir sondieren mit unserem Zugführer die Unterkünfte. Sind etwas überrascht über die Sorglosigkeit, mit der der Seitentrakt des Bahnhofs erleuchtet ist. Kurze Beratung. Beschluß: »Wir marschieren zur nächsten Kaserne. Vielleicht nimmt uns auch ein LKW ein Stück mit.« Keiner hielt. Seit Dezember waren wir durch ständige Nachtmärsche und Übungen trainiert. Dreißig Kilometer Marschleistung täglich war fast Routine geworden. In der Kaserne legten wir uns irgendwo zum Schlafen hin. Hörten Sirenengeheul. Bombenwürfe. Auch Flakfeuer. Aber so weit entfernt, daß wir liegenblieben. Am Morgen wurden wir geweckt: »Ihr habt Schwein gehabt, daß Ihr in unsere Kaserne gekommen seid! Der Bahnhof wurde bombardiert. Entsetzlich viele Tote und Verletzte. Die ganzen Flüchtlinge. Keiner war darauf gefaßt. Bisher wurde Kottbus praktisch nie angegriffen.« Im Feindsender hieß es zynisch: »Der Angriff war zur Erinnerung an den 30.1.1933 geplant.«

Weiter nach Guben. Ein Vorkommando hatte Quartier für uns gemacht. Als wir ankamen warteten auf uns die Gastwirtsleute. Im Festsaal der Wirtschaft lagen Strohsäcke für uns auf dem Boden. Ein paar Stühle mit Emaille-Wasch-Schüsseln standen da. Sogar einige Handtücher waren bereitgelegt. »Ihr könnt Euch rasch ein bißchen frischmachen.« Soviel Höflichkeit waren wir schon lange nicht mehr gewöhnt. Der Gasthof lag an einer Kreuzung auf der Ostseite der Neiße. Ein wenig höher als das Umland. Von der Neiße die Hauptstraße heraufkommend, wälzte sich uns der Flüchtlingstreck mit Pferdefuhrwerken entgegen. Alle drängten zu den Brücken, um sich vor den Russen in Sicherheit zu bringen. Unsere Aufgabe

war klar: Die Brücken sprengen! Zunächst Einteilung in Sprengtrupps. Dann aufzeichnen der zuge teilten Brücke. Jeweils nur ein paar Mann. »Unsere« Brücke lag ganz in der Nähe. Unterlagen gab es nicht. Brücke grob aufskizzieren. Typ beschreiben. Trennschnitt festlegen. Grobberechnung und Schätzung der benötigten Munitionsmenge. Auf Besonderheiten hinweisen. Dicke Stromkabel, Leitungen, Fußsteige, Handläufe! Nicht vergessen, sonst bleibt die Brücke »hängen«. Das bedeutet »Standgericht«. Nicht zuviel, nicht zuwenig Munition!

Am Abend Durchsicht durch unseren Chef. Oberleutnant Südstedt. Unser »Fähnrichsvater«. Vierundzwanzig Jahre jung; aber ein besonnener, feiner Kerl. Seine rechte Hand ein alter Haudegen. Oberfeldwebel. Hatte Vor- und Rückmarsch mitgemacht. Die bösesten Erinnerungen: Warschau.

»Sie haben darauf hingewiesen, es fehlt das Kontrollgerät für die elektrische Zündung der Brücke. Stimmt. Scheiße. Wir haben keins und kriegen keins. Haben Sie eine Idee?« »Ja, Herr Oberleutnant; wir improvisieren mit Batterie und Milliampemetern.« »Trauen Sie sich das zu?« »Jawohl, Herr Oberleutnant!« »Tigern Sie los. Irgendwo in dem Kaff wird es ein Radiogeschäft geben. Keine Schüchternheit. Klingeln Sie die Leute raus!«

Draußen war es Nacht geworden. Die Straßen wirkten merkwürdig still und friedlich auf mich. Nicht wie in Berlin flackernde Restbrände, abfackelndes Gas in den Hausruinen. Neue, intakte Häuser. Straßenlaternen leuchteten mit nur wenig zurückgeschraubter Helligkeit. Unwirklich.

Ziemlich bald fand ich ein Radiogeschäft. Der ältere Herr, der mir zu der späten Stunde mit großer Selbstverständlichkeit öffnete, meine Wünsche anhörte und dann erklärte: »Milliamperemeter haben wir schon lange nicht mehr. Hilft Ihnen ein empfindliches Stern-Schauzeichen? Er streckte mir ein uraltes Schauzeichen aus einem Telefonapparat entgegen. Rasch waren wir uns einig. Ich bekam eine Batterie, einen Vorwiderstand, Krokodilklemmen... Ich bedankte mich. Geld wollte er nicht von mir. Auf meine Frage mit den erleuchteten Straßen wurde er betroffen und traurig. »Wir hatten nie einen Angriff; alle fühlten sich hier weit weg vom Bombenkrieg. Das in

Kottbus ist die Quittung. Entsetzlich –.« Er wünschte mir alles Gute und ich trabte zurück zur Unterkunft. Man konnte sich noch nicht recht vorstellen, wie das funktionieren sollte, was ich mitbrachte.

Rasch war der kleine Tester zusammengebastelt und vorgeführt. Keiner verstand etwas von dem, was ich erklärte. Meine einzige innere Angst, daß ein überempfindlicher Zünder beim Test hochgehen könnte, behielt ich für mich.

Am nächsten Morgen schwärmten wir wieder aus. In der Stadt herrschte lebhaftes Treiben. Die Flüchtlingstrecks rollten durch die Hauptstraßen und über die Brücken, die wir für die Sprengungen vorbereiteten. Zunächst weiter messen, skizzieren, dann rechnen. Einige Kameraden fuhren mit einem LKW nach Christiansstadt, um Sprengmunition und Zubehör zu beschaffen.

Schwierigkeiten hatten wir mit der Verpflegung. Da wir ein reiner ROB-Zg waren, fehlte uns ein Furier. Ein Kamerad, Pionier Pilz, wurde zum Furier bestimmt. So gut es ging, lotete er die Möglichkeiten aus.

An den Brücken setzte die Routine ein. Sprengmunition kam gegen Abend. In stabilen Pappkisten. »H-Salz? Kennen wir nicht!« »Ist kräftiger als Nitropenta. Probiert mal morgen, wenn es wieder hell ist, im Freien ein Schächtelchen. Ihr werdet staunen!«

Mit »unserer« Brücke hatten wir »Glück«. Im Widerlager war eine gut begehbbare Sprengkammer. Die Kammer war von außen in anderthalb Meter Höhe verhältnismäßig leicht erreichbar und konnte verschlossen werden. Wir wuchteten etwa eine Tonne Munition hinein. Brachten die Ladungen an den festgelegten Stellen an der Konstruktion an und fingen an, elektrische Sprengkabel und die »Knall«- Zündschnur auf Länge zu bringen. Die Sprengkapseln mußten auf die abgelängten Enden aufgesetzt werden. Es gab keine Spezialzange. Das Knallquecksilber ist sensibel, hatte man uns eingeschärft. Reißt die ganze Hand weg! Was tun? Notfalls mit den Backenzähnen zusammenbeißen. Sieht komisch aus. Die Zündschnur hängt einem zum Hals raus... . Es war stockfinster geworden. Von irgendwoher hatten wir eine Petroleumlampe bekommen. Wir gingen mit Lampe, Zündkabeln und Zündern in die Sprengkammer. Saßen auf den Munitionskisten und knabberten an den Zündern.

Irgendwie war es gemütlich. Angst? Eigentlich nein. Wird schon keiner kommen und kontrollieren, wie wir das machen. Mit offenem Licht, Zündern im Mund – jeder normale Bürger würde einen Herzschlag bekommen. Unsere Arbeit war für heute erledigt. Zehn Uhr. Wir stapften zur Unterkunft. »Zum Essen geht in den Gasthof an der Neiße. Die anderen sind schon dort.« In der Gaststube saßen unsere Kameraden am Tisch. Die Stimmung war gut und man rückte für uns beide zusammen. Mit der Bedienung wurde rumgealbert; bis auf die Uniformen glich das ganze einem Stammtisch. Über den Krieg, die Russen und die Brücken wurde nicht gesprochen. Schwadroniert wurde über pikante Erlebnisse in Paris als Besatzer.

Am nächsten Morgen zur Brücke. Wir waren bald mit dem Verbinden der Ladungen fertig. Noch kleinere Arbeiten standen an. Hanne Pan-
kow kam von irgendwo mit einem Hasen anmarschiert. Wir hatten den Schuß gehört. Erfahrungen über die Sprengvorbereitungen wurde ausgetauscht. Dann Beschluß: das Sprengsalz wird ausprobiert. Eine Schachtel wurde mit ca. fünfzig Gramm H-Salz gefüllt und auf einen Blecheimer gestellt. Hinter dem Bahndamm, mit dem Gesicht auf den Boden gedrückt, lösten wir per Fernzündung die Explosion aus. Der Knall war viel lauter als von uns erwartet. Der Eimer flog hoch in die Luft, circa fünfzig Meter weit. Dort, wo der Eimer gestanden hatte, war auf der winterlichen Grasnarbe weiß markiert der Aschenrest der Schachtel. Exakt aufgefaltete wie aus dem Papier geschnitten. Wir schauten uns ein wenig ungläubig an und kommentierten »Na ja«. Nitropenta hat nicht so viel Sprengkraft. Man beschloß, daß einer zum Bahnhof zum Rotkreuz trabte und zwei Kochgeschirre mit Eintopf holt. Irgendwie fühlte ich mich an der Reihe. Alles klappte gut. Der Bahnhof war ja über die Schienen von unserer Brücke aus erreichbar und nicht zu verfehlen. Züge fahren kaum noch. So blieb ich bis zum Bahnhof auf den Schwellen und kletterte erst zum Bahnhof rauf, als ich die Rotkreuzstation sah. Bereitwillig füllte man dem jungen Soldaten die Kochgeschirre auf und ich stieg wieder hinunter zu den Gleisen. Flott marschierte ich zur Brücke zurück; fröhlich über das Erreichte. Plötzlich, kaum 200 Meter vor meinem Ziel, tauchte mein Unteroffizier auf. Kam mit wütendem Gesicht auf den Gleiskörpern und nun tobend frontal auf mich zu. »Jetzt habe ich

Dich! Jetzt bringe ich Dich vor's Kriegsgericht. Diesmal entwischt Du mir nicht wieder!« Ich war völlig ahnungslos und naiv; begriff seine Erregung nicht. Mir blieb auch keine Sekunde Zeit zum Denken. »Hinlegen! Sprung auf! Marsch! Marsch! Hinlegen! Usw. usw.« Je ein Kochgeschirr rechts und links in der Hand. Bemüht, das Essen nicht zu verschütten, folgte ich den Befehlen. Warf mich auf Schwel len und Schotter, sprang wieder auf, rannte wie blöd und machte das sadistische Spiel, ohne ein Wort zu sagen, mit. Mein Kamerad stand entsetzt und sprachlos an der Brücke. Als ich ihn erreichte nahm er mir die Kochgeschirre flink ab und trat ein paar Schritte zurück. Unteroffizier Dräuer, während der ganzen Zeit rückwärts laufend, blieb stehen und schnaufte: »Den Posten, die Brücke, die Sprengmunition unerlaubt verlassen! Ein Mann nur an der Brücke, ohne Feuerschutz trotz Feindnähe. Ha! Das reicht. Im Dezember den Waffenmeister geschmiert, Sabotage am Gewehr! Keine Meldung bei der Standplatzwache!« Ehe ich auch nur den Mund aufmachen konnte, bekam ich noch einen vernichtenden Blick und die Erklärung: »Jetzt mache ich Meldung – glaube mir. Ich schalte soviel Rob's, wie ich kann, aus. Jetzt bist Du dran. Von wegen, mal mein Chef werden und dann mich »rumkommandieren.«

Er war weg. Etwas benommen stocherten wir in der Erbsensuppe herum. Die Suppe war gut und dick, und plötzlich schmeckte es. Mein Kamerad fand seine Sprache wieder: »Der kann Dich am Arsch lecken. Jetzt habe ich begriffen, was der damals wollte. Unser Fähnrichsvater wird's auch wissen!«

Am Nachmittag kam er dann, unser »Fähnrichsvater«, alleine.

Unser Oberleutnant inspizierte unsere Sprengvorbereitung. War zufrieden. Ließ sich einige Einzelheiten erläutern. Und erklärte dann: »Prima. Ihr seid damit fertig. Bewachen können das andere. Wir übergeben das an Infanteristen. Die Ablösung für Euch kommt gegen sechzehn Uhr!« Er schaute dann zu mir: »Trennschnitte und Berechnungen stammen von Ihnen; ich will Sie in meinem Kompanietrupp. Da können Sie mit noch zwei Kameraden Ihre Fähigkeiten hauptamtlich einsetzen. Im übrigen stehen Sie ab sofort zu meiner persönlichen Verfügung. Nach Rückkehr von der Brücke, bitte bei mir melden!« Hacken zusammenklappen, grüßen. Wir waren

nun wieder zu zweit. Mein Kamerad schaute mich nett grinsend an. »Ging aber schnell! Der Südstedt überläßt Dich nicht dem Standgericht. Hat Dich in Sicherheit vor dem Unteroffizier Dräuer gebracht. Bist nun unter Südstedt's persönlichem Schutz und wieder mit dem Arsch an der Wand!« Er klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und fügte nach: »Da hast Du aber Schwein gehabt.«

Unsere Ablösung von der Infanterie kam pünktlich. Irgendwie wirkte es merkwürdig auf mich, daß sie nicht marschierten, sondern schlenderten. Die Brückenübergabe war auch nicht zackig, wie man es durch Filme und Wochenschauberichte suggeriert bekam. Kumpelhaft und gemütlich. Ohne viel Aufhebens. Keine Anzeichen, daß die Brücke strategisch bedeutsam oder als wertvolles Objekt oder, oder, oder, begriffen wurde. Nur: »Verstanden. Zünden bei Feinddruck. Mindestens fünf Panzer müssen sein. Vier rüber lassen. Zünden, wenn der fünfte auf der Brücke steht. In Deckung bleiben, nachdem es gekracht hat. Wenn's nicht krachen sollte, in die Ladungen schießen. Hinschmeißen und beten.« Nun zogen wir ab. Nicht ohne uns auf einem Meldeblock die ordnungsgemäße Übergabe bestätigen zu lassen ... wegen des Standgerichts.

Oberleutnant Südstedt, unser Fähnrichsvater, wartete nicht gerade auf mich, als ich mich bei ihm befehlsgemäß meldete. Hatte aber sofort Zeit für mich. Er stand in der großen Gaststube. Blieb stehen und winkte mich dichter heran: »Über heute vormittag reden wir besser gar nicht. Halten Sie sich fern vom Unteroffizier Dräuer. Ich habe ihm einen Auftrag gegeben, der fünfzig Kilometer südlich von hier zu erledigen ist. Er hat fünfzehn Mann mitbekommen und ist gut beschäftigt. Das Büro für den Kompanietrupp befindet sich nicht hier im Gasthof. Ein Koks-Baron hat uns seine Villa zur Verfügung gestellt. Hier ist der Plan. Die Villa liegt östlich der Neiße. Wir werden sie bald aufgeben müssen. Ich suche etwas Passendes auf der westlichen Seite. Sie gehen jetzt zum Oberfeld, melden sich, sagen ihm, daß Sie sich als wichtigstes zunächst um meine Hemden kümmern müssen. Dann gibt es kein Gequatsche wegen des Zankes mit Unteroffizier Dräuer. Da liegen die Hemden. Waschen, bügeln. Tun Sie so, als ob uns alles dort gehört. Auf, auf!« Ich nahm die Hemden, machte Meldung beim Oberfeld und trabte los.

Die Villa lag rechter Hand von unserem Quartier im Gasthof. Ich hatte Sie rasch gefunden. Der Schlüssel paßte. »Küche, Bad, Vorratskammer sind im ersten Stock. Schauen Sie sich aber ruhig im ganzen Haus um«, hatte mich der Chef informiert. So schaute ich mich kurz um. Freute mich an dem angenehmen, wohnlichen Klima der Räume und machte mich an die Arbeit. Als es bereits dunkel geworden war, läutete die Hausglocke. Draußen stand ein junges Mädchen von unserem Gasthof. »Der Oberfeld hat mich geschickt; ich soll Ihnen helfen. Vor allem beim Hemdenbügeln!« Ein wenig überrascht über soviel Fürsorge ließ ich sie ein und ging mit ihr in die Küche. Voller Stolz zeigte ich das Hemd, an dem ich gerade gebügelt hatte: »Gewaschen und mit dem Föhn getrocknet. Die anderen Hemden hängen noch im Bad auf der Leine.« Überrascht von meinen Schnellreinigungsmethoden nahm das Mädchen das Oberhemd. Während ich noch auf etwas mehr Beifall ob meiner Tüchtigkeit beim Improvisieren wartete, schlug sie die Manschetten um. »Das sind Umlegemanschetten; die sind innen und vor allem am Bruch schmutzig.« Und das waren sie auch. Heilfroh über den Tip nahm ich Seife, Handwaschbürste, dann den Fön. Das Mädchen bügelte routiniert das Hemd fertig, legte es mir zusammen und versprach, sich um die andere Wäsche am nächsten Tag zu kümmern. Wir gingen gemeinsam zum Gasthof zurück. Ich lieferte das Hemd beim Chef ab. Er bedankte sich, grinste bei meinem Bericht über das Schnell-Trocknungs-Verfahren und gab Anweisungen für den nächsten Tag. Zu meiner Überraschung sagte er abschließend: »Und dann gehen Sie zum Frisör; lassen Sie sich einen Fasson-Schnitt machen.« Der nächste Tag kam. Alles lief gut. Dann ging ich zum Frisör. Im Geschäft war nur eine junge Frisöse: »Der Meister ist im Krieg; ich mache schon lange auch die Herrenhaarschnitte.« Mir war das schrecklich peinlich, noch nie hatte ein Mädchen mir die Haare geschnitten. Als ich dann Platz genommen hatte und erklärte »Fasson-Schnitt« bekam ich einen roten Kopf. »Will mein Chef. Wie sieht das denn aus?« Die Frisöse zeigte mir ein Bild von einem »Zivilisten« mit Fasson-Haarschnitt, das gerahmt auf dem Frisier-tisch stand. »Ist ganz etwas anderes als der Streichholz-Haarschnitt; wird Ihnen gut stehen.«

Etwas anderes als den Streichholz-Haarschnitt kannte ich ja nicht, das heißt, im Sommer hatte uns drei Söhnen der Herr Papa, als wir kleine Buben waren, die Haare bis auf die Kopfhaut geschoren. Das war praktisch und hat den Haaren nicht geschadet. Die Prozedur war beendet. Stolz zeigte mir das Mädchen mit Hilfe des zweiten Spiegels ihr Werk. Ich war immer noch ein wenig verlegen, bedankte mich, zahlte und marschierte ab. Plötzlich fühlte ich mich wie im Urlaub – so recht wußte ich auch nicht was Urlaub ist, ich hatte ja noch nie Urlaub gehabt – und genoß die ungewohnte Freiheit. Statt zu marschieren, den Blick auf den Nacken des Vordermannes gerichtet, schlenderte ich, die Sonne genießend, das Ortsbild betrachtend, zurück zu unserem »Büro«. Die Arbeit im Kompanietrupp war nicht aufreibend; der Russe war nicht weiter vorgerückt. Es war sonnig. Mein Chef war nicht anspruchsvoll. Seine Fürsorge für mich, seinen jüngsten ROB ließ er nicht spüren. Irgendwie fühlte ich mich wohl. Lange dauerte dieser Zustand nicht an. Ein Kamerad und ich bekamen einen Sonderauftrag. Mitten in der Stadt war eine große Holzbrücke. Die Brücke war uns nicht gemeldet worden. Die zuständige Infanterieeinheit hatte sie einfach absägen wollen. Das gab Probleme. Jede Brücke sollte so lange wie möglich befahrbar bleiben. So kam man zu uns, ob wir eine Sprengung vorbereiten würden. Man hatte Bohrpatronen. Uralte Granatfüllung 88. Wasserlöslich. Die Brückenlager waren kein Problem, aber die dicken Holzpfeiler! Das Wasser war reißend. Die Ladungen mußten circa einen Meter über der Wasseroberfläche angebracht werden. Von den Brücken konnten wir uns nicht abseilen. Die Pfeiler wären für uns nur durch die Fahrbahndecke erreichbar gewesen. So mußten wir versuchen ein Boot zu organisieren. Floßsäcke, Taue und Kameraden, die uns hätten helfen können, gab es nicht. Wir hatten gelernt, den Floßsack vom Oberlauf auch bei reißenden Gewässern einzuschwimmen, wenn am Ufer der Floßsack mit Tauen geleitet würde. Mit dem Boot waren wir chancenlos. Wir hatten eines entdeckt, dem Besitzer mitgeteilt wofür wir es bräuchten, und seinen Segen brummig erhalten. Das reißende Wasser machte mit dem Boot und uns, was es wollte. Der Versuch, uns an dem dicken Brückenpfeiler zu halten, scheiterte. Die Ladungen anzubringen war so unmöglich. Wir trieben erschöpft

und entmutigt zum Landeplatz des Bootes zurück. Zu unserer Überraschung wartete dort ein junges Mädchen auf uns. Winkte uns zu. In den Händen hielt Sie ein riesig wirkendes Holzpaddel. Man sah an den Beschädigungen, daß es zum Staken benutzt worden war. Das Mädchen rief laut: »Wartet. Ich helfe Euch. So schafft man das nicht.« Uns war alles recht. Selbst der Spott der Kameraden war uns gleichgültig. Hauptsache, uns half jemand aus der Patsche. Das Mädchen war nun im Boot und erklärte: »Ich habe das von klein-auf geübt; wir wohnen in dem Haus am Wasser. Man muß gegen die Strömung staken!« Zu unserer Verblüffung waren wir ruck-zuck unter der Brücke. Konnten nun zu zweit, ohne größere Schwierigkeiten, die Ladungen und das Zündsystem anbringen. Unsere »gute Fee« brachte uns freundlich wieder an Land, nahm unseren mit Bewunderung gemischten soldatisch, tolpatschigen Dank lächelnd entgegen. Wir stapften durch den Uferkies. Schauten auf das reißende Wasser; die darauf treibenden Eisschollen. Jetzt erst war uns klar, daß wir ohne das tüchtige Mädchen sehr naß geworden wären. Und das im Februar...

Als wir zurückkamen und kurz Meldung machten, herrschte leichte Aufregung. Jemand hatte von dem Obstwein, den ein freundlicher Mensch uns geschenkt hatte, heimlich abgezapft und dann mit Wasser aufgefüllt. Die große 25 Liter Flasche war nun mit einer schuddeligen, weißen Flüssigkeit gefüllt. Der Wein war ungenießbar geworden. Während unser Furierekamerad noch klagte, riß der Unteroffizier Dräuer aufgeregt die Tür auf. Baute Männchen und machte Meldung: »Die Russen haben alle meine Männer gefangen genommen; ich konnte fliehen!« Unser junger Chef schaute entgeistert, lud uns alle mit einer Handbewegung zum Hinsetzen ein, und ließ ihn berichten. Die Kameraden hatten am Abend ihre Waffen vor der Tür abgelegt, damit die eiskalten Waffen nicht in dem bullig eingeheizten Raum beschlugen und eventuell dann rosten. Später hatte man sich schlafen gelegt. Als die Russen kamen, schiefen alle so fest, daß einige erst durch das Geschrei der Russen wach wurden. Die meisten Kameraden standen bereits mit erhobenen Händen an der Wand. Es war ein furchtbares Durcheinander. Unteroffizier Dräuer hatte in einem kleinen Nachbarraum gelegen

und konnte durch's Fenster entkommen. Oberleutnant Südstedt und unser Oberfeld blieben weiterhin überraschend ruhig: »Die ersten fünfzehn Mann – tot oder gefangen?« Ich kam durch die scheußliche Situation gar nicht auf den Gedanken, daß dies für Unteroffizier Dräuer, der mich so stramm hatte vor's Kriegsgericht hatte bringen wollen, eine Lektion zum Thema: »Verhalten als Vorgesetzter« war. Der Verlust wurde gemeldet. Keine Untersuchung, keine Drohung mit Kriegsgericht, kein Hinweis auf schlampige Dienstauffassung: »Waffen vor der Tür, kein Posten aufgestellt, entsetzlich ...« Die Schilderung ging mir so in die Knochen, daß ich mich bis zum Kriegsende nicht mehr ohne Waffe im Arm schlafen legte und (ausgenommen im Kasernenbereich) Waffenrock und Hose anbehielt. Über unser Abenteuer an der Holzbrücke und unsere tüchtige, weibliche Hilfe wurde nicht gesprochen. Beschlossen wurde, unverzüglich mit dem Kompanietrupp von der Feindseite auf das Westufer der Neiße zu wechseln. Wir zogen sofort los. Die Dämmerung lag schon über der Stadt, als wir an einer hübschen, repräsentativen Villa ankamen. Die Villa lag an der Uferstraße und war gut über eine stabile, geschwungene Holzbrücke zu erreichen. Die Villa wurde kurz inspiziert. Der Chef gab uns eine ungewöhnliche Anweisung: »Doppelbett umbauen zum Einzelbett, oder Sie bringen mir ein nettes Mädchen!« Ich baute also das Bett um. Inzwischen lief der Umzug in das neue Quartier auf vollen Touren. Noch einmal mußte ich in die Villa auf dem feindseitigen Ufer. »Bei der Gelegenheit suchen Sie sich ein paar graue Wildlederhandschuhe aus. Nehmen Sie mit was Sie sonst noch brauchen, z.B. Kleinwerkzeug. Wenn die Russen erst da sind, ist sowieso alles kaputt oder geklaut.« Die Handschuhe brauchte man für das Zeremoniell bei der Ehrenkompanie. Mein Kamerad begleitete mich. Erläuterte auch, wie man Schubladenkästen durchsucht: »Einfach rausziehen, umdrehen, alles auf den Boden fallen lassen, mit den Füßen sortieren. Dann die nächste Lade usw., dauert sonst zu lange.« Ich sagte nicht viel. Das Spiel fand in meiner Gegenwart so nicht statt. Alles blieb ordentlich. Ein paar sehr elegante Handschuhe fanden wir. Eigentlich zu zart für Gewehrgriffe. Aber das Präsentieren bei besonderen Feiern werden sie durchstehen. Etwas Werkzeug, eine Handbohr-

maschine, Bohrer und eine Zange ließen wir noch mitgehen. Wie gewünscht. Inzwischen war es stockfinster. Nach dem Umzug saßen wir nun mit unserem Chef, seiner rechten Hand, dem Oberfeld und noch zwei Kameraden – im Zivilberuf Brückenarchitekten- zusammen. Der Oberfeld erzählte von Warschau. Er hatte Vormarsch und Rückzug mitgemacht. Das Entsetzlichste war aber der Aufstand in Warschau. Das Furchtbarste in seiner Erinnerung: Ein Klein-Kettenfahrzeug »Goliath«, mit Sprengstoff gefüllt, wurde ferngesteuert vor ein Widerstandsnest gefahren. Bei der Zündung verwüstete die Explosion das ganze Haus, das voller Menschen war. Alle waren still. Dann sagte er: »Herr Oberleutnant, wir müssen jetzt anfangen nachzudenken, wie wir hier herauskommen. In ein paar Tagen haben wir unsere Aufgabe erfüllt. Die Hälfte unserer Leute haben wir, wenn ich das richtig sehe, bereits verloren. Wir sind Sprengpioniere, sind eine Spezialeinheit. Wir müssen unsere Leute nicht an Panzersperren verbluten lassen!« Eine zurückhaltende Diskussion setzte ein. »Guben wird in Kürze zur Festung erklärt. Dann kommt kein Schwein mehr heraus!« Man beschloß einen kleinen Spezialausweis anzufertigen und ihn von der Festungskommandantur abstempeln zu lassen. Der Ausweis wurde rasch entworfen. Auf dem »Ausweis«, der nur halb so groß wie das Soldbuch sein sollte, stand mit Schreibmaschine schnell getippt: »Sprengtrupp Südstedt. Steht unter direktem Einsatzbefehl des Führerhauptquartiers!« Am nächsten Tag war mit Hilfe von Pergamentpapier und einer Ozalid-Pauserei der Sonderausweis vervielfältigt. Chef und Oberfeld waren in der Kommandantur. Während unser Chef über unseren Abzug verhandelte und erläuterte, wie wichtig unser nächster (geheimer) Auftrag sei, sorgte der Oberfeld für das Abstempeln. Am Abend hatte jeder von uns einen Ausweis. Die Kameraden wurden angewiesen, nach Abschluß der Sprengvorbereitungen und Übergabe der Brückenwache an die Infanterieeinheit, unverzüglich zu unserem neuen Stützpunkt zu kommen. Es gab das eine oder andere kleine Erlebnis. Einer unserer älterer Kameraden hielt Wache auf der »Achenbach-Brücke« vor unserem neuen Quartier. So ganz hatte er sich in die Rolle des Reserveoffizier-Bewerbers oder Anwärters noch nicht hineingefunden. Als Brückenbau-Architekt war er

als »Schmalspuroffizier« unter anderem in Griechenland gewesen. Er war alles andere als zackig und hatte verdrängt, daß er keinen Dienstrang mehr hatte und schon gar nichts mehr zu sagen. Ein Hauptmann kam über die – sonst menschenleere – Brücke. Unser Kamerad schaute ihn interessiert an, grüßte aber nicht. Der Hauptmann blieb stehen; keine Reaktion; ging auf ihn zu; dann brüllte er. Völlig ungerührt legte unser Kamerad die rechte Hand ans Ohr, neigte höflich aber hoheitsvoll seinen Kopf zur Seite und wandte sich dem tobenden Offizier zu: »Wie meinen, Herr Hauptmann?« Herr Hauptmann waren fassungslos. Beschwerste sich umgehend bei unserem Chef. Kopfschüttelnd kam er zurück auf die Brücke. Oberleutnant Südstedt hatte ihm erklärt, daß der Mann noch unter Schock stehe. Wegen einer Panzerfaust, die in unmittelbarer Nähe dieses Mannes abgefeuert worden war. Darüber gäbe es ein Attest. Er würde den Mann sofort von der Brücke einziehen und ablösen lassen. So geschah es dann auch. Was unser Chef verschwiegen hatte: Der Unfall mit der Panzerfaust hatte sich bereits in der Spandauer Kaserne beim Waffenreinigen ereignet. Der mit anderen Fachkollegen zur Teilnahme am ROB-Kurs abkommandierte Schmalspuroffizier, während des Kurses ohne »Lametta«, machte sich über den unbeliebten Unteroffizier lustig. Ahmte nach, wie die Handhabung der Panzerfaust ungeschickt in der Instruktionsrunde erklärt worden war. Unser Unglücksrabe führte alle Handgriffe nach Zeiten aus, klappte das Visier hoch und drückte ab!!! Wir waren in der Stube darüber. Im Keller war die Waffenmeisterei. Unser erster Gedanke! »Die heizen wieder mit Granatfüllung und alten Bohrpatronen. Jetzt ist der Ofen explodiert.« Die Kameraden aus der Waffenmeisterei kamen uns im Treppenhaus entgegengestürzt: »Nein, wir waren das nicht; kommt mit. Suchen!« Dann hörten wir schon Geschrei. Eine Stubentür stand offen. Die abgehängte Decke war nach oben eingedrückt; die Fensterscheiben rausgeflogen. Glück im Unglück: Der Druck hatte sich dadurch nicht so stark aufbauen können und der Sprengkopf der Panzerfaust war nicht scharf gemacht gewesen. Die aufgefalteten Stabilisierungsflügel schauten aus einer Spindtür heraus, die gesplittert und aufgesprungen war. Der Kopf der Panzerfaust drückte die im Schrank hängenden Klamotten zusammen. Kamerad

Einhäuser zeigte völlig verwirrt auf einen großen Koffer unter dem Bett: »Meine Schmalspur- Hauptmann-Uniform ist Gott sei dank da drinnen. Andererseits, in der popeligen ROB-Aufmachung traue ich mich nicht nach Hause auf Kurzurlaub. Da wird meine Familie womöglich angefeindet! Die Nachbarn denken: Degradiert! Feigheit vor dem Feind! Ne, Ne. Der Kurs geht auch vorüber.«

Die Aufregung hatte sich gelegt. Der Kamerad, der durch den Feuerstrahl der Treibladung des Rohres fast getroffen worden war, lag wachsweiß wie tot auf dem Bett. Ein Sani mit Arzt trafen ein. »In ein paar Stunden ist der wieder auf den Beinen. Kann auf dem einen Ohr offenbar nichts mehr hören. Wird auch einige Zeit ziemlich wirr daherreden.« Meldung über den Vorfall wurde meiner Meinung nach nicht gemacht. Durch die Fliegerangriffe gingen Scheiben und Decken ja ständig kaputt. Kamerad Einhäuser erklärte mir: »Siehst Du; wir waren schon lange beisammen. Bei den Brücken in Griechenland. Die mußten wir verstärken. Was haben wir alles lernen müssen. Bei der Unterstempelung der ersten antiken Steinbrücke, haben wir nur in die Mitte einen Stempel gestellt. Bei der Belastung durch den ersten Panzer drückte es uns dann den Mittelstein (Fachausdruck »Schlußstein«) aus dem Bogen. Die Brücke stürzte zusammen. So lernt man dazu. Mein Auge habe ich übrigens nicht durch den Krieg, sondern beim Herausreißen der H-F-Litze von einer Zimmerantenne verloren. Ich habe an der Litze gezogen, um den Isolator herauszukriegen. Auf die Leiter zu steigen und den dünnen Stahlnagel mit der Zange herausziehen, hielt ich für Zeitverschwendung. Der Isolator mit Nagel schoß wie ein Pfeil auf mich zu und traf in mein Auge.

Unser junger Chef gab also beiden einen kleinen Auftrag, stellte einen zackigen ROB auf die Brücke, und hoffte, in Ruhe weiter planen zu können. Die beiden Herren (soldatisch waren die beiden wohl wirklich nicht) sollten Benzinkanister organisieren. Die Kanister hatte kurz zuvor Kamerad Einhäuser gesehen. Beide trabten gottergeben los; froh, größerem Ärger entgangen zu sein. Nach kurzer Zeit waren beide wieder da; Entsetzen im Gesicht: »Herr Oberleutnant« stammelte einer der beiden und versuchte tapfer eine korrekte Meldung zu machen: »Herr Oberleutnant! Da sind keine Kanister

mehr. Da ist nur noch ein riesiger Krater. Unmittelbar bevor wir an den Hof kamen, schlugen Granaten ein. Wir leben. Sind unverletzt.« Ihre Fassungslosigkeit wirkte ein wenig grotesk. Man lebte ja schon seit Jahren mit dem Tod auf Du und Du. Unser Chef wirkte hilflos. Er entließ beide in die Unterkunft, damit sie den Schreck verdauten. Die Aktion: »Sprenggruppe Südstedt zurück nach Berlin-Spandau« lief auf vollen Touren: Ein Tempowagen, dreirädrig, war organisiert, Fahrräder requirieren, Sprengmunition in Ein-Kilo- und Drei-Kilo-Ladungen, Zündschnüre, und, und, und. Mehr und mehr Kameraden trafen ein. Wurden auf die Zimmer in der Villa verteilt. Der Oberfeld schätzte, daß wir vielleicht von den ursprünglich einhundertzwanzig Mann noch dreißig, vierzig sammeln und nach Berlin bringen könnten. Einige reparierten Fahrräder auf dem Hof. Dann kam die Dunkelheit. Wir saßen wieder mit unserem Oberfeld und unserem Chef zusammen. Landkarten und Eisenbahn-Kursbuch wurden studiert. Ort- und Zeitpunkte festgelegt, an denen die Fahrräder weggelegt werden sollten und auf die Bahn gewechselt werden konnte. Die Strecken ausgemessen. Die Fahrzeit für die verschiedenen Routen abgeschätzt, damit nirgendwo mehr als drei bis fünf Mann zeitgleich aufkreuzten und dadurch Aufmerksamkeit bei den Kettenhunden (Feldgendamerie) erregen konnten. Der Oberfeld erklärte noch einmal: »Jeder trägt gut sichtbar über Schulter und Rücken gehängt zwei Ein- Kilo-Sprengladungen. Dazu einen Kranz aufgerollte Sprengschnur. Jeder Idiot muß erkennen können: Sprengpioniere im Einsatz; jeder fanatisierte Kopffäger muß Schieß kriegeln, mit der Pistole herum zu fuchteln. Muß kapiern, wenn ich auf den schieße, gehe ich selbst in die Luft!«

Unser Chef überließ seinem Oberfeld fast die ganze Planung. Ganz plötzlich dachte ich an meinen Griechischlehrer. Ich begriff, was er uns im Unterricht 1940/41 gesagt hatte. Etwas, das er nur andeuten konnte. Etwas, mit dem er bereits viel riskiert hatte: »Humanismus und Griechisch sind nicht zu trennen. Mag man darüber streiten, was Humanismus ist und will. Für mich drückt sich die Vermittlung von Humanismus im Griechischunterricht darin aus, daß wir Xenophon lesen. Nicht »Alexander der Große«. Daß wir nicht vom Vormarsch und Alexanders Eroberungen sprechen, sondern vom Zug der Zehn-

tausend, die gerettet wurden, als alles Siegen vorbei war. Der Humanist als Chef hat die Verantwortung für seine Leute und damit die Verpflichtung, seine Männer wenn irgend möglich lebend zurückzubringen... Soweit Dr. Meißner vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in der Kochstraße (dicht am späteren Checkpoint Charly). Eine Schule, die sich rühmte, den »von Bismark« aus der Schule geworfen zu haben. Eine Schule, die sich in 1940 weigerte, »Hermann-Göring-Schule« zu werden, und deshalb gemäßigelt wurde.

Ich begriff, was hier in Guben von meinem Chef und seinem Oberfeld riskiert wurde, um der Verantwortung als Humanist gerecht zu werden, um nach erledigtem Auftrag die ihm anvertrauten Männer zu retten.

Die Vorbereitungen waren soweit möglich abgeschlossen und nachdenkliche Stille war in das gepflegte Zimmer eingekehrt. Schüsse im Keller schreckten uns hoch. Wir stürzten in den Keller. In einem Kellerraum waren leicht angetrunkene Landser dabei, Weckgläser mit der Pistole aufzuschießen. Die Weckgläser standen akkurat in Reih und Glied in gut aufgefüllten Regalen. Wahnsinn. Ich hatte bereits zuvor gehört, daß ein Kamerad in ein Radio geschossen hatte, um es abzustellen. Wandalismus, entsetzlich.

Ordnung war rasch hergestellt. Die Übeltäter räumten kleinlaut die Scherben weg. Wischten den Boden auf. Sie entschuldigten sich, verklemmt wie Schulbuben, bei unserem Chef. Sie wurden angewiesen sich schnellstens schlafen zu legen und äußerste Ruhe zu halten.

Am nächsten Morgen weckte uns Geschützdonner. Ich sauste vor die Tür um rasch noch Stiefel zu putzen. Da krachten 8,8 Geschütze im Flachbeschuß in unmittelbarer Nähe. Granaten sausten mit scheußlichem Geräusch über unsere Villa hinweg. Der Oberfeld kam zu mir: »Los Hähnchen. Packen und nichts wie weg. Noch sind die Panzer auf der anderen Seite der Neiße. Hoffentlich gehen alle Brücken richtig hoch.« Aus unerfindlichem Grund drückte er mir einen Pappkarton in die Hände. »Klamotten vom Kompanietrupp. Nimm mit auf Dein Fahrrad«. Irgendwie hatte ich zwei linke Hände. Mit »Strippen« schnürte ich das Paket auf dem Gepäckträger fest. Meine Gedanken waren in Berlin, bei meinen Eltern. Durch meine Tätig-

keit im Kompanietrupp war es mir möglich geworden zu telefonieren. Großzügig erlaubte man mir über das Basa-Netz (Bahn-Selbst-Anschluß-Netz) nach Berlin zu wählen, um die Eltern anzurufen. Alle Versuche waren vergebens. Die Telefonnummer: A91183 (Amt Lützow 91183 später 191183 war seit 1934 in mein Hirn wie eingebrennt. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Lebten die Eltern noch? Zu dritt radelten wir los; kamen zu dem ersten Sperrgürtel der Feldgendarmarie. Wie empfohlen gingen wir so dicht an den »Kettenhund« heran, daß er durch den offen zur Schau getragenen Sprengstoff vorsichtig reagierte und uns so schnell wie möglich passieren ließ. Nicht ohne einen verdutzten Blick auf unseren »Sonderausweis« geworfen zu haben. Nach kurzem machte sich mein Persilpaket auf dem Fahrrad wieder selbstständig. Mit Engelsgeduld schnürte der ältere Kamerad es statt meiner erneut fest. Schließlich kamen wir zu der vorgeplanten Stelle, wo wir die Räder wegzustellen und auf den Zug zu wechseln hatten. Die Bahn lief überraschend pünktlich ein. Wir stiegen mit unserem heiklen Gepäck ein. Auch hier hatte die Feldgendarmarie Respekt vor geballten Ladungen und Sprengbüchsen. Die Zivilisten hielten ohnehin ängstlich Abstand. Gottlob war der Zug nicht überfüllt. So kamen wir ohne gefährliche, lästige Fragerei zum verabredeten Zielbahnhof. Dort wartete bereits mit einem kleinen Lieferwagen unser Chef mit dem Oberfeld. Ich begriff, daß unser junger Oberleutnant in ihm seinen und unseren Rettungsengel erkannt hatte. Ohne jedes Anzeichen von Aufregung stiegen wir ein. Für jeden Beobachter routinierte Pioniere auf dem Weg zu einem Sprenginsatz. Bei Anbrechen der Dunkelheit waren wir in einem gemütlichen Privatquartier. In einem der mitgeführten Gepäckstücke waren Liter-Dosen mit zartem Schweinefleisch in Schmalz und Cornedbeef. Die Wirtin war begeistert. Es gab die schönsten Bratkartoffeln der Welt und ich hatte plötzlich die Gewißheit, daß es nicht meine letzten seien. Vorsichtig wurde jeder Gespräch über die »Festung Guben«, unser Ziel, unsere Tätigkeit als Brückenkommando vermieden. Langsam wurde es kühl. Die Decken wurden auf die Erde gebreitet. Unser Oberleutnant und der Oberfeld bekamen ein Bett. Und wir rollten uns mit den Gewehren in die Decken ein und versuchten zu schlafen. Der merkwürdige Tag ließ noch einige

Zeit meine Gedanken kreisen. Nicht einer der Gedanken an die Feldgendamerie und was wäre gewesen wenn Nein. Der Oberfeld hatte mir nach dem gemeinsamen Abendessen eine Zigarette angeboten und Feuer! Vorsichtig hatte ich versucht abzulehnen; ich rauchte ja nicht. Meine Rationen bekam mein Vater. Aber der Oberfeld hatte keine Ruhe gegeben: »Du mußt; als Kamerad! Daß ein Oberfeld einem so jungen Reserveoffiziersanwärter eine Zigarette anbietet und Feuer zum anzünden, das gibt's kaum noch mal! Du mußt! Du bist in Ordnung, das will ich damit anerkennen!« Vorsichtig rauchte ich unter seiner Anleitung die Zigarette ohne zu inhalieren. Dann gab es noch für alle einen Schluck französischen Cognac. Und einen Toast auf den gelungenen Fronteinsatz in Guben. Keiner wagte daran zu erinnern, daß wir mindestens ein bis zwei Drittel der Kameraden bereits abgeschrieben hatten.

Als wir am nächsten Morgen die Fahrräder abgestellt hatten und der Zug mit uns rollte, hatte ich von einem der beiden älteren Kameraden bereits die Feldflasche hingehalten bekommen. »Trink, aber verschluck Dich nicht!« In der Feldflasche war ebenfalls Cognac gewesen. Da mein Vater mir immer eingepreßt hatte: »Karte und Kanne machen nicht zum Manne« – hatte ich mich nie an »Saufereien« etc. beteiligt. Aber bei dieser netten Geste konnte ich nicht ablehnen, das war mir klar. So war ich wohl von den »alten Kriegern« als Kamerad akzeptiert. Schließlich war ich erst siebzehn Jahre, der Oberfeld und die ehemaligen Schmalspuroffiziere unseres ROB-Lehrganges mindestens doppelt so alt. Ich hatte nie darüber nachgedacht, war aber irgendwie beruhigt, daß man mich anerkannte. Das war 1944 in Halle in der Luftnachrichten-Schule und im September/Oktober 1944 in Stahnsdorf bei der Nachrichten-Ausbildungs-Abteilung (NEA/NAA 3) zwar ähnlich gewesen. Aber immer mit dem leichten Vorwurf: So jung und nimmt alles wie ein alter Soldat.

So schlief ich ein. Traumlos. Es wurde empfindlich kalt. Ich zog mir die Kommißdecke über den Kopf, daß der Atem mich wärmte. Dann schuckelte mich jemand freundschaftlich mit dem Fuß. Verschlafen kam ich mit dem Kopf zu Vorschein. Oberleutnant Südstedt grinste mich an: »Der eine mag Fleisch im eigenen Saft, der andere Schlaf im eigenen Mief, auf geht's. Packen wir's!« Wir bekamen noch

einen Kaffee und etwas zum Essen. Dann ging's weiter durch den Spreewald. Richtung Berlin! Die S-Bahn im Nahverkehrsbereich Berlin war erreicht. Wir trennten uns. Wieder fuhren wir in kleinsten Gruppen. Vermieden alles, was Aufmerksamkeit auf uns lenken konnte. Und dann waren wir in Spandau! Aufatmend marschierten wir die letzten Kilometer zum Askanier-Ring. Die Beseler-Kaserne existierte noch. Unsere Unterkunft war nicht von Bomben getroffen, nicht von anderen Kameraden belegt. Geschafft!

Zunächste kümmerte sich niemand um uns. So konnten wir ungestört unsere »Klamotten« in Ordnung bringen. Am nächsten Morgen: Appell auf dem Kasernenhof! Schönes Wetter. Der Bataillionskommandeur kam persönlich. Begrüßte uns. Hielt eine zackige Rede. Lobte uns. Sprach kein Wort über die erlittenen Verluste. Lud uns aber zu einem gemeinsamen Abendessen ein. Der riesige, ovale Tisch war festlich gedeckt. Der schön große Raum wirkte feierlich. Die Beleuchtung war gedämpft. Nicht wegen des damit erzielbaren Effekts, sondern wegen der Verdunklungsverordnung. Irritiert war ich von den bodenlangen Gardinen. Ich versäumte, die Kameraden zu zählen, die am Tisch

saßen. Die Angewohnheit rasch zu zählen, wie viele anwesend waren, hatte ich von meinem Vater übernommen und vergaß es eigentlich nie. Irgendwie schnürte mir der Gedanke die Kehle zu, daß wohl kaum alle an dem Tisch Platz gefunden hätten, wenn der Fronteinsatz nicht so verlustreich verlaufen wäre.

Nach dem für die Verhältnisse guten Essen und Trinken, es gab Wein! –, wurde die Stimmung fröhlich, dann ausgelassen. Der »Bataillioner«, er hatte uns ja einmal kurz in Guben im offenen Kübelwagen mit Fahrer und Sekretärin(!) besucht, forderte den Unteroffizier Dräuer auf, seine Geschichte von der Brückensprengung zu erzählen. Ohne viel Umschweife berichtete dieser, wie er mutterseelen allein, seine Leute hatte er ja verloren, losauste, als er die Panzerwagen herankommen hörte. Den Zünder für die Brückensprengung schon in der Hand hatte und dann doch noch zögerte: Mindestens fünf Panzer, sonst ist die Brücke zum Sprengen zu kostbar. Warten, bis der erste Wagen auf der Brücke ist. Die Gefahr kommt vom letzten Panzer. Ich bin alleine, habe keinen Feuerschutz. Meine

Gedärme rumoren entsetzlich. Bloß nicht nach der Sprengung in die Hosen scheißen! Das behindert ungemein. Also: vorher. Hosen runter, Zünder in die Hand nehmen. Fertig abgeprotzt. Hosen rauf. Der erste Panzer ist mitten auf der Brücke. Zünden. Hinschmeißen. Auf die Detonation warten. Jetzt. Krach und rennen, rennen, rennen.

Er war mit seiner Geschichte fertig. Der Bataillioner klopfte ihm auf die Schulter. Wünschte ihm noch einen guten Abend und verließ uns. Einer der Kameraden, eine richtige Stimmungskanone, legte los. Es wurde gesungen, ein Witz nach dem anderen losgelassen. Immer weiter eine Schublade nach unten. Alle brüllten vor Lachen. Dann war Zapfenstreich.

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr. Großer Appell: »Ordenverleihungen und Beförderungen«. Unteroffizier Dräuer erhielt das EK 1 wegen persönlicher Tapferkeit. Ich wurde ROB-Gefreiter. Fast alle bekamen irgendeine Anerkennung. Nur unsere Stimmungskanone ging leer aus. Irgendwie begriff ich das nicht. Er war ein prima Kamerad und tüchtig. »Wegtreten«. Man blieb auf dem Kasernenhof, gratulierte sich gegenseitig. Der Oberfeld, der mein Erstaunen bemerkt hatte, zog mich zur Seite: »Als angehender Offizier spielt man nicht Stimmungskanone, erzählt nicht in Gegenwart von Vorgesetzten dreckige Witze. Trinkt nicht über den Durst. Schade um den Mann. Hast Du gesehen wie man das macht: gibt das EK 1, aber keine Beförderung. Redet nicht über das Versagen als Vorgesetzter und die verursachten Verluste. Warum auch. So haben wir Ruhe vor ihm. Und Du? Glückwunsch zum ROB-Gefreiten. Am 20. April wirst Du Fahnenjunker-Unteroffizier. Der jüngste, den wir je hatten. Paß auf Dich auf!« Ein wenig verblüfft ließ er mich stehen. Ich wußte zu schätzen, daß er mich vertraulich in die heikle »Personalpolitik« eingeweiht hatte. Machte mir einen Reim auf sein: »Paß auf Dich auf!«

Nun war ich »Hilfsausbilder«, bekam sogenannte TK 3-Leute. Etwa ein Dutzend. TK 3, totale Kriegaaktion 3, das heißt Ingenieure und Techniker, die an besonders wichtigen Aufgaben der Rüstung tätig waren. Alle doppelt so alt wie ich. Zum Teil Familienväter. Einer kam aus Gatow. Arbeitete an der ME 111, dem Düsenjäger. Ein anderer Ingenieur kam aus Zehlendorf. War jung verheiratet. Waffennarr.

Hatte aufgrund seiner Tätigkeit in der Rüstungsindustrie eine Pistole. Er bat mich um Pistolenmunition. Ihm war klar, daß er nicht berechtigt war, als »Rekrut« eine Pistole zu tragen. Ich gab ihm Munition. Ließ mich auch auf ein (unerlaubtes) Übungsschießen ein. Pistolenschießen wurde zu wenig bei uns geübt. Als Brückenwache bekam man aber eine P 38 in die Hand gedrückt. Ein bißchen Eigeninitiative konnte also nicht schaden. Als ich ihm die Munition gab, durch den Fronteinsatz hatten wir große Mengen »schwarzer« (nicht registrierter) Munition, mußte ich an den Ärger denken, den ich wenige Monate zuvor hatte. Für den ROB-Zug war sogenannte Alarmmunition ausgegeben worden. Pro Kopf zehn Schuß in einer Pappschachtel. Aus irgendeinem Grund mußte ich für alle Kameraden des Zuges unterschreiben und die Schachteln verteilen. Die Karabiner durften nicht geladen sein. Die Pappschachtel war im Kleiderspind aufzubewahren. Bei jedem Ausmarsch, und das konnte mehrmals täglich sein, mußte die Pappschachtel in den Brotbeutel gesteckt werden, zusammen mit einer kleinen »eisernen Ration«. Nach kurzer Zeit, häufig regnete es während der Übungsmärsche, waren die Pappschachteln unbrauchbar. Die Munition »trieb sich« im Brotbeutel herum. Aufgeregt kam dann auch prompt ein Kamerad, für den ich mit unterschrieben hatte, und beichtete: »Ich habe Munition verloren! Drei Schuß!« Einem anderen war das auch schon passiert. So marschierte ich zur Waffenmeisterei. Dort kannte ich einen Kameraden, der vor kurzem dorthin versetzt worden war. Er kam aus dem Sudetenland. War aber Tscheche. So gab es Probleme. Zwar machte er alle Ausbildung mit, wies aber diplomatisch darauf hin, daß er nicht vereidbar war. Bis man wußte, was in diesem Fall zu tun sei, arbeitete er nun in der Waffenmeisterei. Der Kamerad war in Ordnung, konnte mir aber nicht helfen. Der Waffenmeister schaltete sich ein: »Bring das schnell in's Reine. Du kriegst sonst beliebigen Ärger. Die haben doch alle Schiß, von hinten erschossen zu werden.« Ich kapierte sofort. Schließlich hatte ich bereits mitbekommen, daß vor Fronteinsätzen die Ausbilder nach Möglichkeit von der Mannschaft getrennt wurden und von anderen Vorgesetzten in den Kampf geführt wurden. Auch ließ man kaum Offiziere zusammen, die Schwächen und Dummheiten der Offizierskameraden kennengelernt hatten.

Der Waffenmeister gab mir dann einen Tip: »Du kennst die Baracken in der Straße hinter der Beseler-Kaserne vor dem Luftfahrtgerätewerk von Siemens?

Gut. Da gehst du hin. Die Wachposten pennen vor sich hin. Gehforsch hinein. Vielleicht nimmst Du die trübe Tasse mit, die die Munition verloren hat. Zu zweit ist immer besser. In den Baracken sind Kameraden von der Ostfront auf der Durchreise zum neuen Standort bzw. Einsatz einquartiert. Kaum einer kennt den anderen. Alles aber was die alten Frontschweine an »schwarzer Munition« gesammelt und mitgeschleppt haben, stopfen sie in die Strohsäcke. Bedien» Dich. Nimm aber nicht zuviel mit, sonst sitzt Du wieder auf dem nicht registrierten Scheiß fest!« Der Tip war gut. Ruckzuck hatten wir in den offenen Bäuchen von Strohsäcken versteckte Munition entdeckt. Wir hatten die Auswahl; hielten uns an den Tip, nicht unnötig viel mit zu nehmen. Was wir suchten, war Gewehrmunition mit Hülsen aus Eisenblech lackiert, so wie sie eben verloren gegangen war. Erst während des Krieges hatte man sich zu diesem Kompromiß mit den Eisenhüllen entschlossen. Messing war knapp geworden. Die Eisenblechpatronen waren für den Einsatz in Maschinengewehren nicht so recht geeignet. Das Durchschießen von Lücken oder schießen über die Köpfe eigener Kameraden war verboten. Es gab häufiger Ladehemmungen. Patronen aus Messing waren eben präziser. Aufmerksam schauten wir uns Spezialpatronen an: Brandgeschosse, Explosivgeschosse, Leuchtpurgeschosse. Wir nahmen auf jeden Fall eine handvoll davon mit. Auf dem Schießplatz verursachten wir damit etwas später helle Aufregung: beim Schuß auf eine Scheibe ging die Scheibe in Flammen auf. Die Kameraden in der Anzeigendeckung waren kreideweiß, als ich zu ihnen kam. – Meine Gedanken waren wieder bei meinem Waffennarr, der die Pistolenmunition mit einem netten »Danke« wegsteckte und mich anstrahlte. – Hoffentlich baut der keinen Mist damit.

Aber alles lief gut. Man war mit mir zufrieden. Ich gab mir auch viel Mühe, die Dinge praktisch und verständlich darzustellen. Um so mehr ärgerte ich mich, wenn jemand nicht mitmachte. Ich hatte Eisenbahnpioniere dazu bekommen. Ganz alte Hasen. Keine Ahnung von Sprengtechnik. Das sollten wir ändern. Einer der

Kameraden war um ein mehrfaches länger auf Fronturlaub gewesen, als ich Soldat war. Wir nahmen den Altersunterschied locker. Als Ausbilder wurde ich respektiert. So waren wir miteinander zufrieden. Dann schlief einer ein. Der Nachbar grinste, weckte ihn aber nicht. Die Instruktion fand im Freien statt. Auf dem sogenannten Landübungsplatz. Baracken, dazwischen in die Erde halb eingebuddelt alte A-Ponton. Mit Wasser gefüllt für Löscharbeiten nach Fliegerangriffen. Ich stand unmittelbar mit dem Rücken vor einem der Pontons. Die Sonne strahlte durch die Kronen der märkischen Kiefern. Eine Idylle mitten im Krieg. Vor mir die Soldaten, die ich instruieren sollte. In leichter Unruhe. Gespannt warteten Sie, wie ich mich in dieser Situation verhalten würde: Den wilden Mann machen? Brüllen. Ich sagte gar nichts. In meiner Hosentasche hatte ich einen Abreißzünder und den Einsatz für eine Übungshandgranate. Ohne ein Wort zu sagen schraubte ich beides zusammen. Rieß den Zünder ab, und ließ beides hinter mir in den Ponton fallen. Viereinhalb Sekunden später: Ein Knall, eine Wasserfontäne, alle auf den Beinen, keiner schlief mehr. Die Instruktionsstunde wurde, ohne den Vorfall zu erwähnen, fortgesetzt und pünktlich beendet. Dann ging es zum Mittagessen. Erst jetzt drehte ich mich um. Der Wasserspiegel im Ponton war gefallen. Die kleine Übungsladung hatte ausgereicht, um den Boden zu durchlöchern. Mir wurde ziemlich schlecht. Als ich dem Zuständigen Meldung machte, daß das Löschwasser aus dem Ponton auslief, fragte der nicht lange warum. »Danke für die Meldung! Wahrscheinlich ein Flak-Splitter von der letzten Nacht.« Wohlweislich widersprach ich ihm nicht. Meine Mannschaft bemerkte von all dem nichts und war offensichtlich tief beeindruckt. Der Dienst lief stetig. Wir konnten aber nicht telefonieren und bekamen keinen Ausgang. Meine Sorge um die Eltern wuchs. Schließlich bekam ich einen Tip, wie ich aus der Kaserne herauskommen könnte: »Versuch Deine Hose oder den Waffenrock zu tauschen. Nach dem Fronteinsatz hast Du Anspruch darauf. Bürste nicht – wie vorgeschrieben – die Nähte aus. Streue etwas Milchpulver in eine Naht. Wenn der Kammerbulle das sieht, bekommt der einen Anfall. Der hält das für die Eier von Kleiderläusen. Du beruhigst ihn, verzichtest auf den Umtausch und läßt Dir einen Schein

für die Entlassung geben. Mit dem Schein zur Schreibstube. Dann bekommst Du einen Wisch, mit dem Du einen Tag in Berlin umher-sausen kannst. Die Desinfektionsanstalt am Gesundbrunnen kann ich Dir empfehlen. Rasch hin, alles mitmachen, inklusive der grauen Salbe vom »Sanitätsgefreiten Neumann«. Dann verdrücken zum »Urlaubstag in Berlin«. Seinem Rat folgend organisierte ich Milchpulver und ließ dann den Kammerbullen über mich ergehen. Er hatte von unserem verlustreichen Einsatz in Guben gehört und ließ mich »leben«. Schon am nächsten Morgen war ich in der Desinfektionsanstalt. Klamotten abgeben, duschen, Spezialseife, dann graue Salbe. Alles ein wenig peinlich. An den Hundemarken, die man als Soldat um den Hals trug, konnte man die Kameraden erkennen. Offenbar waren viele der Nackedeis Fremdarbeiter aus den Rüstungsfabriken im Norden Berlins. Die Waschprozedur war vorüber. Jetzt hieß es warten. Man hatte mir gesagt, daß die Kleider mindestens zwei Stunden in der Entlassung bleiben würden. Sie müßten dann noch trocknen. Die Sirene schreckte mich auf! Tag-Angriff! Wir wurden aufgefordert sofort unsere Sachen in Empfang zu nehmen, zu quittieren und in die Splitterschutzgräben in Deckung zu gehen. Ich ver-gaß nicht, mir eine Entlassungsbescheinigung abstempeln zu lassen, zog die feuchten Klamotten an und rannte zu dem Schutzgraben. Die Sonne strahlte am Himmel. Die Flugzeuge flogen Richtung Süden. Wie wir kurz darauf erfuhren, fielen die Bomben in Lankwitz und Lichtenfelde. Entwarnung! Erst jetzt bemerkte ich die vielen Frauen, die offenbar aus verschiedenen Lagern zum Entlassen geschickt worden waren. Scheußlich. Mich kribbelte es bei dem Gedanken, mir »Überläufer« eingehandelt zu haben. Nichts wie weg. Ich hatte meinen Stempel, hoffentlich keine Läuse – gottlob hatte ich auch später keine, hatte aber immer wieder unter Wanzen und Flöhen zu leiden, – und setzte mich ab. Die anderen gingen wieder zurück in die Desinfektionsanstalt. Jetzt begann der eigentliche Teil meiner Aktion: »Suche nach den Eltern.« Ein LKW stoppte. Frage, wo willst Du hin? Anhalter Bahnhof. OK, setz Dich auf die Ladefläche. Die S-Bahn wird heute nicht mehr fahren. Bis Lichtenfelde Süd sind Bomben gefallen. Die Fahrt lief ohne größere Schwierigkeiten. Ich hatte gelernt, nicht darüber zu reden, warum ich wohin wollte.

Bedankte mich, als ich am Anhalter Bahnhof abgesetzt wurde und machte mich auf den Weg zur Bernburger Straße 22. Die Gegend hatte schon lange (seit November 1942) mehr und mehr begonnen sich in eine Mondlandschaft zu verwandeln.

An der St.Lukas Kirche vorbei eilend sah ich nur ein Trümmerfeld. Häuser bis zum Erdboden niedergebommt. Ich kam an das Ende der Straße und blieb vor den Ruinen unseres Hauses stehen. Es hatte sich solange tapfer zwischen der Philharmonie und dem BBC-Bürohaus gehalten; auch als die Köthner Straße mit der BVG-Verwaltung und der Potsdamer Bahnhof brannten. Ich hatte immer wieder dorthin nach meinen Katastropheneinsätzen zu meinen Eltern heimkehren können. Nachts wieder Pappe vor die Fenster genagelt, die durch die Bombendetonationen in den Nächten seit November 1942 fast regelmäßig eingedrückt wurden. Irgendwie hatte ich mich damals an die Bombennächte gewöhnt. Habe zum Teil im Keller geschlafen, wenn ich nicht in Alarmbereitschaft war, um nicht beim Sirenegeheul aufstehen zu müssen. Obwohl ich ahnte, daß unser Haus im Februar getroffen worden war, da ich von Guben aus keinen Telefonanschluß mehr bekommen hatte, war ich fassungslos. Ohne lange zu überlegen, eilte ich zurück zur St.Lukas Kirche. Ich hatte Glück. Der Küster, Herr Ebel, war in der Kirche. Die Tür stand offen und er wirkte etwas geistesabwesend auf mich. »Deine Eltern leben. Sie sind in Thyrow auf Eurem Grundstück. Das Pfarrhaus wurde nacheinander von zwei Bomben getroffen. Zunächst stand das obere Stockwerk noch.« Wir gingen in die Küsterei. Mit einemmal wurde er aufgeregt. »Ich stelle eine Bescheinigung aus, daß Ihr total ausgebombt seid. Vielleicht werden Sie dann beurlaubt und können Ihre Eltern besuchen.« Unter den Schrieb drückte er den Stempel von St.Lukas. Wir drückten uns, ohne ein Wort zu sagen, die Hände. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Als die Russen kamen, traf ihn eine Kugel.

Zurück in die Kaserne und zurück zum Spieß. Zu meiner Verwunderung erhielt ich ohne Umstände das notwendige Papier, um meine Eltern aufzusuchen. Sobald wie möglich marschierte ich los Richtung Anhalter Bahnhof. Verschaffte mir zuvor noch Zugang in den Keller des ausgebombten Hauses. (Wofür war man Spreng-

Pionier?) Konnte in einen etwa fünf Meter langen Gang eindringen. Fand auch noch etwas von dem zurückgelassenen Notgepäck und nahm es mit zum Anhalter Bahnhof. Die Fahrt nach Thyrow verlief ohne Schwierigkeiten. Bald stand ich an der Gartenpforte und ging dann in das kleine Wochenendhaus. Meine Eltern waren ähnlich »abgeklärt« durch den Krieg wie ich. Wir drückten uns gegenseitig an die Brust. Meine Mutter hatte etwas über den Einsatz in Guben, insbesondere durch Frau Zabanski, gehört. Mehr als Hände falten für die Söhne konnte man nicht, mein älterer Bruder Peter war erst wenig zuvor als gefallen gemeldet worden. Mein Vater berichtete dann über den Angriff, beim dem das Haus beim zweiten Treffer total zerstört wurde. Bei dem ersten Treffer hatte man, unterstützt durch Leute, die im Nachbarkeller bei Brown Boveri waren, noch rasch das eine oder andere gerettet. Gottlob war man bei BBC im Keller, als die zweite Bombe fiel. Ich berichtete kurz, wie es mir ging und rüstete mich für die Rückfahrt. Ließ meine Uhr, die bei dem Einsatz in Guben Schaden genommen hatte und versehentlich meine Gasmaskenbrille zurück. Versprach, wenn irgend möglich, wieder zu kommen und dann meinem Vater einen Karabiner und Munition mit zu bringen. Meine Mutter gab mir frankierte Briefumschläge mit der elterlichen Anschrift mit. »Und wenn Du nicht schreiben kannst, steck einen Briefumschlag in den Briefkasten, damit wir ein Lebenszeichen von Dir haben.« Wenige Wochen später, auf dem Marsch in die Gefangenschaft, konnte ich dadurch meinen Eltern eine Nachricht geben. Am Straßenrand in Bernau standen die Menschen und schauten stumpf auf die Kolonne der Gefangenen, die vorbeigetrieben wurden. Es gelang mir, einen Briefumschlag einer Frau in die Hand zu drücken. Sie war so erschüttert, daß sie sich wenig später auf die nicht ungefährliche Tagesreise von Bernau nach Thyrow machte. Ob sie gewagt hat, den mit Bleistift geschriebenen Brief, in dem ich von den ersten Stunden der Gefangenschaft berichtete, mitzunehmen, weiß ich nicht. Sie hat jedenfalls von dem blutjungen Soldaten berichtet. Meine Eltern bekamen von mir erst nach etwa einem Jahr Nachricht aus Rußland. Der Kommissar hatte mich, ich weiß nicht warum, mit Schreibverbot belegt.

Aber zurück zum Frühjahr 1945, Beseler Kaserne Spandau. Der Dienst als Ausbilder fiel mir leicht, man mochte mich und schätzte mein Wissen. Der Altersunterschied machte keine Probleme. Eines Tages kamen »Volksstürmer«-Veteranen aus dem ersten Weltkrieg. Zum Teil mit wilden Vorstellungen. Ehemalige Draufgänger, die zeigen wollten, »was eine Harke ist«. Unser junger Chef, der seit Guben wenig bei uns war, sah rot: »Ich habe die Übungen am Wasserplatz gesehen. Eroberung der Lagerhallen von Eiswerder aus. Wahnsinn. Die verrückten, alten Kerle laufen herum, als wenn sie sofort den Heldentod sterben wollen. Ab morgen: Jeder zehnte Schuß scharf! Leuchtspur! Ihr habt genug schwarze Bestände davon. Keine Diskussion. Ihr werdet sehen, wie schnell die lernen, den Arsch einzuziehen.«

So geschah es und alles klappte bestens. Die Veteranen, die der Ankündigung keinen rechten Glauben geschenkt hatten, erschrecken beim Geschoßknall, zogen die Köpfe ein und benahmen sich schlagartig normal, als dann die Leuchtspurgeschosse immer wieder auftauchten. Aufregungen aber gab es nach wie vor: Einer meiner alten Volksstürmer ließ bei einer Übung im Wald an der Heerstraßen-Brücke sein Gewehr zurück. An dem Tag war strahlendes Frühlingswetter. Die Übungen dehnten sich aus; Pichelsdorf, Bocks- und Tiefwerder. Die Landschaft war bezaubernd. Wir gingen unter den hohen Brücken durch, teilweise am Wasser entlang. Für uns gab es keine Zäune, alles war wundervoll grün. Eine Gaststätte war geöffnet. Man bot uns zur Erfrischung Getränke an. Das ganze war mehr Räuber- und Gendarmenspiel mit scharfen Waffen. Da machte es sich der Gute bequem, lehnte seine Knarre an einen Baum. Betrachtete die Übung als einen Ausflug, bei dem man an den Ausgangspunkt zurückkehrte und vergaß schließlich seine Waffe. Mit Entsetzen stellte er erst in der Kaserne fest, daß er ohne Gewehr war. Gott sei Dank offenbarte er sich mir sofort. Glücklicherweise konnte ich ohne Angabe von Gründen mit dem Unglücksraben zur Heerstraße zurückfahren. Noch war es hell und tatsächlich fanden wir nach kurzer Zeit die Stelle im Wald, die er mir beschrieben hatte. Das Gewehr stand an den Baum gelehnt, wie er es verlassen hatte. Vor Rührung wollte er mich am liebsten umarmen. Inzwischen hatte es

dem Veteranen gedämpft, wie schnell man dafür »baumelte«. Für mich wäre es auch nicht gut ausgegangen. So wurde ich aufmerksamer und »paßte besser auf mich auf«, wie es der Oberfeld mir eingeschärft hatte. Trotzdem kam ich noch einmal in Schwierigkeiten. Ich war wohl zu gutgläubig und anständig für die notwendige »Aufpasserei«. In einiger Entfernung von der Kaserne war ein großes Gelände mit Beutewaffen der verschiedensten Art vollgestellt: »Der Landplatz«. Eines Tages traf mich das Los, die Landplatzwache als Wachhabender zu übernehmen. Ein rundes Dutzend Männer hatte man mir zur Verfügung gestellt. Einige gehörten zu den von mir Auszubildenden. Das Gelände war mit hohem Stacheldrahtzaun nach allen Regeln der Kunst gesichert. Um den Zaun abzuschreiten, benötigte man mehr als eine viertel Stunde. Vier Mann mußten jeweils patroullieren. Der Wachhabende sollte nach Möglichkeit durchgehend persönlich kontrollieren. Konnte zwischendurch aber immer wieder ein wenig die Augen schließen; mußte aber einen Wachsoldaten in seiner unmittelbaren Nähe stehen haben. Der Wachraum war nicht genau im Zentrum der Anlage, sondern mehr zum ebenfalls gut gesicherten Tor gelegen. Etwas ungewöhnlich: Der Wachraum war ein starkwandiger Bunker mit Periskop. Großkalibrige Schnellfeuerwaffen, zum Teil fest montiert, Unmengen von Munition. Als ich mit meinem Verein anmarschiert kam, wurde ich von meinem Kameraden nett empfangen. Mit ein wenig Stolz zeigte er mir Beutegeschütze, und, und, und Dann erläuterte er mir die Bunkerausrüstung und legte mir das Wachbuch vor: »Da mußt Du unterschreiben. Auch für die Munition! Alleine von dem großkalibrigen Scheiß zwölftausend Schuß! Das habe ich auch nicht durchgezählt. Bisher hat das auch niemand nachkontrolliert.« Ich schnaufte und unterschrieb. Dachte an den Ärger, den ich mit den paar Schuß Gewehrmunition gehabt hatte und die Inspektion, die ich als Nachrichtengerätewart am Alex hatte über mich ergehen lassen: Alles war da, aber nicht soviel Lötzinn, wie bei der Einrichtung des Geräteparkes vermerkt worden war. Es war mir nicht möglich, dem Inspektor klar zu machen, daß Lötzinn Verbrauchsmaterial ist und im Inventurverzeichnis nur als Merkposten gedacht war. Schließlich habe ich damals das Lötzinn aus eigener Bastelwerkstatt

beigesteuert. Durch die ständigen Katastropheneinsätze, und für die war der Gerätepark eingerichtet worden, kam ich ohnehin zu Hause nicht mehr zum Radio-Basteln.

Mein Kamerad zog mit seinen Männern ab, und ich war »allein« mit meiner Wache. Ich machte die Einteilung; wir stimmten uns ab, wer früher, wer später. Es wurde dunkel, schließlich Nacht. Wir machten uns mit der Bunkeranlage und den Waffen soweit möglich vertraut. Dann wurde es ruhiger, fast gemütlich. Ich machte zuerst Kontrollgang. Alles war in Ordnung. Als ich wieder im Bunker war, schließen die meisten bereits. Noch las ich ein wenig, stimmte mich mit den Soldaten im Bunker ab, und machte für eine Stunde die Augen zu. Dann wieder raus und so fort. Draußen wurde es hell. Als ich wieder aus dem Bunker stieg, kam mir abgehetzt einer meiner Leute entgegen. Ich war wie versteinert: »Was soll denn das? Wo kommen Sie her? Was haben Sie jetzt hier zu suchen?« Unsicher wich er ein paar Schritte zurück; dann stammelte er mehr, als daß er sprach: »Ich war bei meiner Frau. In Zehlendorf. Mit der S-Bahn. Nach meiner Wache! Tut mir leid. Ich dachte es merkt niemand.« Ich holte tief Luft und zischte ihn an: »Sie sind wahnsinnig!« Unsere Wachablösung war auch am Tor angekommen. Wir begrüßten uns. Der neue Wachhabende kannte den Landplatz. So gingen wir in den Bunker. Machten die Eintragungen in's Wachbuch. Mit zusammengekniffenen Lippen schrieb ich: »Keine besonderen Vorkommnisse.« Antreten lassen. Mechanisch zur Kaserne. Ich war wortkarg. Der Tag trübte sich ein. Am rückwärtigen Eingang der Kaserne wurden wir erwartet. »So spart man uns den langen Marsch um das Kasernengelände« dachte ich dankbar, aber ich hatte mich getäuscht: »Man wartet auf Dich. Der Oberfeld tobt. Geh sofort in das neue Dienstzimmer vom Chef! Der Oberfeld sagt, je schneller Du da bist, um so besser. Er will Dir helfen!« Den Raum kannte ich nicht; er war größer, als ich erwartet hatte. Am Ende saßen an einem Tisch einige Uniformierte. Ich nahm nun meinen Fähnrichsvater und den Oberfeld wahr. Man kam sofort zur Sache:

»Der Pionier XXX ist auf dem S-Bahnhof Spandau von der Feldgendarmarie geschnappt worden. Hatten Sie ihn dorthin geschickt oder beurlaubt?« »Nein, Herrn Oberleutnant!« – »Wissen Sie, daß

er unerlaubt heute Nacht die Wache verlassen hat?« »Ja, Herr Oberleutnant.« »Was haben Sie in das Wachbuch eingetragen?« »Keine besonderen Vorkommnisse, Herr Oberleutnant!« »Sie sind nicht zu retten! Hat der Mann Ihnen gesagt, daß er geschnappt worden ist?« »Nein, Herr Oberleutnant.« Auf der S-Bahn durfte man zu diesem Zeitpunkt nur mit einem besonderen Ausweis fahren! Der Mann war wirklich wahnsinnig – und ich auch. Der Oberfeld schaute mich beschwörend an: »Weiß außer Ihnen jemand von dem Vorfall?« »Nein, Herr Oberfeld.« »Gut! Wir machen jetzt eine Meldung, daß der Mann mit Ihrer Erlaubnis unterwegs war usw.. . Sonst stehen Sie beide vor dem Kriegsgericht. Alles klar.« »Jawohl, Herr Oberfeldweibel!« Völlig verstört stand ich vor den Vorgesetzten. Der Oberleutnant sprach mich freundlich an: »Lernen Sie, auf sich aufzupassen! Schützen Sie keine Verrückten und Lügner! Abtreten!« Ich klappte die Hacken zusammen. Mit erstickter Stimme brachte ich heraus: »Verstanden! Danke, Herr Oberleutnant!« Ich machte »kehrt«. Marschierte zur Tür. Drehte mich vorschriftsmäßig wieder um, klappte die Hacken zusammen, und verließ, die letzten Schritte rückwärts gehend, den Raum. Irritiert und nachdenklich ging ich zu meiner Unterkunft. Über den Vorfall hielt ich den Mund. Soviel Anstand und Risikobereitschaft, wie ich soeben erlebt hatte, waren ungewöhnlich. Mein Vater war bei meiner Geburt fünfzig Jahre alt. Für mich war er unbewußt Vergleichsmaßstab. Ohne darüber zu sprechen, hatte ich immer Mitschüler und Kameraden ein wenig bedauert, die junge Väter hatten. Die unreifen Standpunkte waren mir unheimlich. Hier erlebte ich einen vierundzwanzig-jährigen Oberleutnant, der zusammen mit einem vielleicht fünfunddreißig-jährigen Oberfeldweibel geradezu beispielhaft gemeinsam bemüht war, mit Anstand diese schwierige Zeit zum Wohl der Ihnen anvertrauten Männer zu bewältigen. Schon bald sollte ich diese Einschätzung bestätigt finden.

Der ROB-Zug mußte zum Scharfschießen nach Ruhleben. Wir machten das gerne. Gutes Schießen wurde belohnt. Meist sogar spontan. Häufig bekam man einen kurzen, mehrstündigen Urlaub, direkt vom Schießplatz aus! An diesem Tag klappte alles wie am Schnürchen. Wir waren durch. Wie Zwerge in Ackerfurchen dachte ich, während

ich zur Anzeigendeckung lief, um die Liste von unserem Zug abzuholen. Der Kamerad, der mit mir zurücklief, fragte mich unvermittelt: »Merkwürdig, unsere älteren Kameraden haben auffällig schlecht geschossen.« »Fahrkarten« und so... . Ich weiß nicht recht... .«

Mir war das nicht aufgefallen, auch hatte ich nicht in die Liste geschaut. So ehrgeizig war ich nicht beim Schießen. Mein rechtes Auge war nur noch zu zehn Prozent sehfähig, nachdem ich einen Aluminiumsplitter in's Auge bekommen hatte. Die Schieß- und die Gasmaskenbrillen waren nicht besonders hilfreich: mit Brille konnte ich die Scheibe sehen, aber nicht das Visier. Ohne sah ich das Visier, aber die Scheibe nur in Umrissen. So schaute ich mir meist erst die Scheibe an: »Mann-Scheibe? Feind am Mauerdurchbruch? Wo war die Zwölf? Dann schießen ohne Brille nach Umriß und »Gedächtnis«. Pistolenschießen, Maschinenpistole und leichtes MG waren unproblematisch. Man war dichter dran. So war ich immer ein wenig auf Glück angewiesen. Deshalb dachte ich wohl auch nicht so sehr darüber nach, wie ich »abgekommen« war. Mein Kamerad hatte recht. Die Jungen waren die Besten. Ich war wieder mit dabei und wir marschierten los. Vor uns ein Feldweibel, den ich nicht kannte. Die anderen blieben zurück. Irgendwas war wirklich merkwürdig an der Situation und Stimmung. Unser kleiner Trupp kam am offenen Teil der Schießanlage zwischen den Erdwällen hervor, als wir unserem Fähnrichvater begegneten. Oberleutnant Südstedt ließ sich Meldung machen. Der Feldweibel schnarrte irgend etwas: »Das waren heute die besten Schützen. Sind auf dem Weg zur Kiesgrube.« Unser Chef bekam einen wütenden Gesichtsausdruck. So hatte ich ihn noch nie erlebt. Er brüllte den Feldweibel an: »Lassen Sie sofort meine ROB's in Ruhe! Holen Sie zum Teufel nochmal sofort ältere Frontsoldaten. Wir sprechen uns noch in der Kaserne!« Dann freundlich zu uns: »Ihr seid bis zum Abendessen vom Dienst befreit! Schaut Euch die schöne Umgebung an! Hier will ich Euch aber nicht mehr sehen!« Wir knallten die Hacken zusammen. Bedankten uns zackig. Gingen noch rasch zu unserem LKW und versuchten Stahlhelm usw. bei dem Gehilfen vom Waffenmeister los zu werden. Dann trabten wir gemeinsam vom Schießplatz. Die Bäume, die Erdwälle und das Wetter hatten uns vorge-

täuscht, daß ein trüber Tag sei. Plötzlich war nun Mittagssonne da. Ich fragte meine Kameraden, ob sie mir böse wären, wenn ich mich von ihnen absetzte. Nein, man hatte Verständnis für meine spontane Idee, einen in der Nähe wohnenden Lehrer aufzusuchen. Wir trennten uns. Der von mir verehrte Naturkundelehrer, Herr Cleve, wohnte in Tiefwerder. Ein Bus brachte mich hin. Voller Erwartung lief ich zu seinem Haus. »Nein, seit dem letzten Fliegerangriff haben wir Herrn Cleve nicht mehr gesehen. Die Frau aber auch nicht. Sein Sohn hat bereits nach seinen Eltern gesucht.« Enttäuscht und traurig machte ich mich auf den Rückweg zur Kaserne. So gerne hätte ich ihn wiedergesehen. Er war für mich ein besonderer Mensch mit tiefgehenden, naturwissenschaftlichen Interessen. Er war offensichtlich seiner Zeit voraus und experimentierte mit Algen verschiedener Art, indem er Protoplasmen und Zellkerne austauschte. Aus Quarzröhren zog er dünnste Nadeln bis in den Bereich eines tausendstel Millimeter. Die Nadeln steuerte er mit Heizdrähten über Reostat unter dem Mikroskop. Voller Stolz zeigte er mir, dem damals Zehnjährigen, seine Anlage und erzählte, daß er viel feiner mit dieser Apparatur arbeiten konnte, als das Kaiser-Wilhelm-Institut. »Die haben sündhaft teure mechanische Mikromanipulatoren. Damit sind die Zellkerne längst nicht so genau zu treffen.« Was die Arbeiten, die Herr Cleve in seinem Privatlabor durchführte, bedeuteten, war mir damals nicht recht klar geworden. Nur soviel, daß er Algenarten verändern konnte. Eingeladen hatte er mich, um mir das Glasblasen beizubringen, soweit man es im Labor benötigte. Er hatte mir auch unter anderem eine kleine Gebläselampe geschenkt, die hervorragend funktionierte und feinste Lötarbeiten zuließ. Seine Frau kommentierte während meines Besuches das Knallen, das beim Platzen der kleinen Glaskugeln entstand, weil ich zu kräftig und ungeschickt blies, mit: »Erich, spielst Du etwa mit Zündplätzchen?« Das fand ich schrecklich respektlos. Herr Cleve war ein absolutes Original. Die Frau hatte offenbar ein reizendes Verhältnis zu ihm und duldete in früheren Jahren zwei kleine Alligatoren im Haus, die er auf Reisen in länglichen Holzkäfigen mitnahm. Meine Gedanken hingen noch bei ihm, als ich in die Kaserne zum Abendessen kam. Die Kameraden saßen bereits zusammen in der Kantine. Wieder diese

merkwürdig gedrückte Stimmung. Einige aßen gar nicht. Als ich Platz nahm, man war für mich etwas zusammengerückt, raunte mir ein Kamerad zu: »Jetzt ist klar, was die mit uns wollten. Wir sollten Erschießungskommando spielen. Den »Alten« hatte man das gesteckt. Deshalb haben sie so schlecht geschossen. Alles Scheiße. Denen schmeckt heute nichts mehr.«

Nun begriff ich auch die Erregung von unserem Fähnrichsvater. Die Kiesgrube konnte man damals von der S-Bahn aus sehen. Noch nach Jahren graute es mir beim Vorbeifahren. Einer der Kameraden, die erschossen wurden, war von der Marine. Da es auf dem Meer nichts mehr »zu holen« gab, wurden die Leute zu Marineinfanteristen umgeschult. Der Mann sollte in die Tschechei zu »Soldatenklau-Schörner«. Der General war berüchtigt für seine Einsätze. Der junge Marinemann hatte »die Schnauze voll«, war zu seinem Mädchen »abgehauen« und hatte sich vierzehn Tage dort versteckt. Desertation!

Tod durch standrechtliches Erschießen. Man erklärte uns: Jeder bekam vor der Exekution ein Gewehr in die Hand gedrückt. Es blieb offen, ob Platzpatronen oder scharfe Munition geladen waren. Als der Feuerbefehl kam, wurde von allen gezielt und abgedrückt. Wer dann den Rückstoß spürte, hatte den Kameraden erschossen. Er sprach aber nicht darüber. Aber auch das kollektive Gewissen war getroffen. Ich war sehr dankbar, daß mir diese Scheußlichkeit dank eines Zufalles und der Haltung unseres Oberleutnants erspart geblieben war. Es war aber so ziemlich das letzte Mal, daß ich ihn gesehen hatte und, daß er mein Schutzengel war.

Der Dienst lief weiter. Die Übungen am Tag wurden bei der schönen Frühjahrswitterung gerne mitgemacht. Niemand sprach über die unangenehmen Erlebnisse. Guben und die erlittenen Verluste wurden verdrängt. Manchmal war der eine oder andere richtig übermütig. Ein Kamerad schoß zu meinem Entsetzen aus »Spaß« einen Buntspecht. Wir waren vor der Villa von Herrn Springer (?), einem seriösen Verleger technisch wissenschaftlicher Bücher. Diese Bücher schätzte ich bereits sehr. So hatte ich die hübsche Villa, die auf einer Landzunge stand, bewundert und war von dem schönen, kreisrunden großen Goldfischeich angetan, der die Gartenanlage krönte. Ich

erschrak, als plötzlich »Feuer« auf die Goldfische eröffnet wurde. Kinderei mit scharfen Waffen! »Einen mußt Du auch schießen!«, forderte man mich vergnügt auf. Ohne lange zu denken, ließ nun auch ich einen Schuß auf so einen armen Goldfisch los. Dann sah ich, daß die Stahlmantelgeschosse zum Teil die Zementschale des Teiches durchschlagen hatten und das Wasser langsam versickerte. »Wir müssen uns wohl verdünnisieren«, war der Kommentar auf meine erschrockende Feststellung. Nach diesem Vorfall benahmen wir uns wieder gesittet. Bald wurde der Dienst auch wieder unangenehmer. Die Volksstürmer kamen weg und wir in ein sogenanntes Härtelager. Paradoxerweise hieß der Waldabschnitt: Schonheide. Erdbunker, gut getarnt. Schlafen auf dem Erdboden. Das Unterlegen von Reisig und Tannengrün etc. war gestattet. Überlebenstraining. Üben von »Einsickern«, Überrollen lassen. Russische Soldaten, Überläufer?, hatten uns schon Dezember 1944 ihre Techniken gezeigt. Für Geländegewinn von zehn Metern notfalls eine ganze Nacht Zentimeter um Zentimeter robben. Keine Geräusche verursachen. Eines Tages hatte ich »Bunker-Dienst«. Zunächst war ich leicht sauer. Nachdem ich für meine Kameraden und mich im Bunker – wir waren zu sechst in dem Erdloch – aufgeräumt hatte und die Fußspuren wie ein »ungelernter« Indianer vor dem Bunker verwischt hatte, ging ich auf Entdeckung zu dem Nachbarbunker. Nun waren wir zu dritt und begannen, dem quasi dienstfreien Tag, eine positive Seite abzugewinnen. Beim Herumstöbern im Wald fanden wir Baumrinde, die offensichtlich phosphoreszierte. Vorsichtig legten wir zur Markierung handtellergroße Stücke aus, damit wir nachts besser die Bunker im Wald sehen konnten. Am Abend war große Freude bei unseren Kameraden, gemischt mit der Angst, daß der böse Feind uns finden, oder Vorgesetzte daraufkommen könnten. Aber es ging gut. Von einem Dorf in der Nachbarschaft konnte ich meine Eltern verständigen wo ich war, und, daß ich zu Ostern dienstfrei haben würde. Tatsächlich kamen meine Eltern; Wieviel Mühe sie auf sich genommen hatten! Von Thyrow bis nach Spandau. Dann zur Schonheide. Ohne ein Wort darüber zu reden, wußten wir: für lange Zeit, vielleicht für immer, wird das das letzte Wiedersehen. Mehr aus Instinkt als wissend, wann sie kommen würden, war ich

aus dem Erdbunker zum Waldrand gegangen und sah meine Eltern auf mich zukommen. Gerade hatten wir uns begrüßt und waren in den Wald gekommen, sprach mich einer meiner TK 3 Herren an: »Herr Gefreiter, Sie hatten uns versprochen, mit uns »Hinlegen« zu üben.« Es war grotesk. Mein Vater war irritiert, und ich mußte lachen: »Nachher. Gerade sind meine Eltern gekommen. Etwa in anderthalb Stunden!« Er gab sich zufrieden und zog leicht enttäuscht ab. Ich erklärte meinen Eltern: »Heute, an einem der wenig dienstfreien Tage, heimlich »schleifen«! Inzwischen ist verboten, das Hinlegen zu üben. Wegen der Klamotten. Drillich, Exerzierzeug usw., gibt es nicht mehr. In Stahnsdorf, bei meinen ehemaligen Kameraden in der Funkerkaserne, wird in der Ausgehuniform geübt! Im Papageienrock! Wie haben wir den pflegen müssen. Und nun.. .« Mein Vater war noch nicht ganz zufrieden: »Trotzdem, was wollen die von Dir?« Ein wenig gequetscht brachte ich heraus: »Überleben, überleben, nicht mehr. Die meisten sind Ingenieure. Doppelt so alt wie ich. Die sind nie vormilitärisch geschult worden. Ich habe das »Hinrotzen« seit 1936 mit neun Jahren lernen müssen. Immer, immer wieder. Die TK 3 Herren haben gesehen, wie geschickt wir jungen ROB's uns bewegen. Die haben jetzt Angst, und möchten ein wenig auf die Schnelle lernen. Lebensversicherung, haben Sie mir gesagt.« Mein Vater war zufrieden. Meine Mutter seufzte: »Dann war die jahrelange Schleiferei, die Du mitmachen mußtest, womöglich doch noch ganz gut.« Das Thema war beendet. Alle drei dachten wir an meinen Bruder Peter, der in der Eifel kurz vor Weihnachten gefallen war. Jetzt schnürte es mir die Kehle zu, aber ich sprach tapfer meinen Vater an: »Du weißt, daß wir eine Pistole bekommen, bevor wir losgeschickt werden, um eine Brücke zu sprengen? Du weißt, was einem Pionier droht, wenn er bei der Sprengung den Russen in die Hände fällt. Würdest Du mich verstehen und mir verzeihen, wenn ich die Pistole benutze? Ich möchte nicht lebend den Russen in die Hände fallen.« Mein Vater war mit mir stehen geblieben, und meine Mutter war schleppend, diskret einige Schritte weitergegangen. Mein Vater nahm meinen Arm. Er sagte leise: »Ich verstehe Dich, und niemand kann Dir einen Vorwurf machen.« Das heikle Gespräch war beendet; ich war erleichtert. Wir holten meine Mutter

wieder ein. Daß die Russen nicht mehr so weit waren, wußten wir nur zu gut. Zweihundertfünfzig Brücken waren zur Sprengung vorbereitet. Wieviele fielen in unseren Verantwortungsbereich?

Vati sprach über die St.Lukas Kirche, seine Sorgen mit der vom Krieg gezeichneten Gemeinde. Über die ausgebombte Wohnung im Pfarrhaus Bernburger Straße 22 wurde kein Wort verloren. Wir gingen spazieren, genossen die schöne Gegend und daß wir (noch einmal?) zusammen sein konnten. Beim Abschied gab es keine Tränen. Ich blieb am Waldrand des »Härtelagers« zurück und winkte meinen Eltern ohne Scheu vor meinen Kameraden noch lange nach.

Am 20. April sollten die Beförderungen ausgesprochen werden. Deshalb mußte vorher das Härtelager abgeschlossen sein. Zurückgekehrt in die Kaserne sollten wir uns um anständige »Klamotten« kümmern. In der Kleiderkammer bekam ich im Hinblick auf die anstehende Beförderung einen schönen, friedensmäßig mit schwarzem Samtkragen ausgestatteten, Unteroffiziers-Waffenrock. Der Kammerbulle war sehr nett zu uns. Hielt mir den Waffenrock hin: »Los, steig heut' schon mal rein. Genieß es, wer weiß was morgen ist.« Noch immer wehrte ich freundlich ab, schob dann aber doch in dem schönen Waffenrock ab und ging über den Kasernenhof. Tatsächlich wurde ich von den Rekruten entsprechend begrüßt. Meinen Oberfeld traf ich, wollte mich entschuldigen. Der schnitt mir das Wort ab, haute mir wohlwollend auf die Schulter: »Paßt Dir wie angegossen!«

Der nächste Morgen kam. Es gab keinen Befehl beim Morgenappell zur Beförderung anzutreten! Etwas hilflos teilte man mit, der Russe sei bis Straußberg vorgerückt. »Unser Chef sei beim Bataillionier. Man mache die Einteilung. Wir würden neu zusammengestellt. Um zehn Uhr bekämen die neu Ausgebildeten einen Marschbefehl. Hoffentlich überleben diesmal mehr.

Die »Gubener« ROB's werden in Zweier-Trupps zu ausgewählten Brücken geschickt. Ihr bekommt einen neuen Oberleutnant. Wegtretet!«

Während wir ungläubig nach dem Wegtretet in kleinen Gruppen noch auf dem Hof standen, kam unser Fähnrichsvater. Ließ uns nicht antreten, sondern winkte uns zu sich. Wünschte uns Hals und

Beinbruch und drückte jedem von seinen »Gubenern« die Hand. Das war's gewesen. Er hatte uns, so gut es ging, nach dem Fronteinsatz noch einige Wochen geschont. Nun wurde es ernst. Ich habe ihn nie mehr wieder gesehen. Es blieb keine Zeit zum Sinnieren und Debattieren. Allen war merkwürdig vorgekommen, daß kein Wort über »Führer's Geburtstag« verloren worden war, nichts zum Thema »Beförderung«. Die Unteroffizier-Tressen trennte ich schnell von dem schönen Waffenrock. Während ich dabei war, kam ein Kamerad und bat mich, ihm zu helfen. Wir mußten schleunigst alle Wäsche usw. loswerden, ehe wir zum Einsatz kommandiert wurden. Er wußte, daß ich gelernt hatte einfache Schlösser zu öffnen. Ich ging mit. Vor einem verschlossenen Raum standen mehrere Kameraden. Einer hatte einen primitiven Dietrich. Er streckte ihn mir entgegen: »Ich schaffe es nicht; probier Du's mal.« Das Schloß ging auf; ich war erleichtert, meine Kameraden nicht enttäuscht zu haben und rannte schnell auch meine Sachen holen. Ich mußte mein Zeug ja auch los werden. Kaum waren wir marschbereit – inzwischen war es zehn Uhr geworden – wurden wir herausgerufen. Auf dem Kasernenhof stand ein Oberleutnant, den wir nicht kannten. Gab sich salopp. Teilte uns ein. Einige Kameraden und ich mußten nach Haselhorst: »An die Havel, gegenüber »Valentinswerder«. Angeblich russischer Panzerspähwagen oder so was auf Floßsäcken. Hin. Mit Panzerfaust usw. abknallen. Wenn der abgesoffen ist: Treffen in Pepitas Ruh.«

In etwa kannte ich die Ecke. Das evangelische Johannisstift war in der Nähe. Meine Eltern hatten mich als Kind mitgenommen zu einer Kirchenveranstaltung. Die Ausbildung bei dem ROB-Zug hatte auf Eiswerder begonnen. Als ehemalige Funker hatte man uns zunächst böse und gehässig dort geschunden. »Los, feiner Pinkel, Funker »di, da,« Rödelträger schleppen. Das tut gut. Einmal den Anker um den Platz tragen, auf – marsch, marsch.« Das war lange vorbei. Fast ein halbes Jahr. Längst waren wir als Pioniere akzeptiert. Kannten Eiswerder und die verschiedenen Inseln vom Floßsackfahren und zum Teil vom Ponton-Brückenbauen und Einschwimmen. – So trabten wir erleichtert los: Richtung Hakenfelde. Als wir am Wasser ankamen, waren keine Russen zu sehen. In der Nähe befindliche Poli-

zei hatte die Wache übernommen. Wir fühlten uns überflüssig und schlenderten Richtung »Pepitas Ruh«. Bevor wir zu der Ausflugs-gaststätte kamen, sprachen uns Kameraden an: »Helft uns. Die Zivi-listen sind verrückt geworden. Die plündern unser Kleidermaga-zin ohne jede Scheu. Weibersachen für Blitzmädchen. Die Frauen sind ganz aus dem Häuschen. Strümpfe!« Wir gingen mit und hal-fen, so gut es ging, wieder Ordnung zu machen. Im Grunde spielte es gar keine Rolle, was die Frauen mitnahmen. Sie sollten bloß kein so auffälliges Verhalten zeigen: »Wer plündert, wird erschossen! Aber nehmt mit, was ihr wollt, und haltet das Maul.« Die sinnige Ansprache und unsere kriegerische Aufmachung half. Die Frauen beruhigten sich, klaubten noch das eine oder andere Kleidungs-oder Wäschestück aus den Regalen, und zogen ab. Die zuständi-gen Kameraden bedankten sich für unsere Hilfe. Einer kam zu mir und sagte: »Horch mal, Du mit Deinem Samtkragen, willst Du mal was ganz Duftes?« Er packte mich am Arm, holte aus einem Regal einen nagelneuen Kampfanzug mit kurzer Feldbluse. Gemustert in Mimikry. »Zieh mal an. Passt Dir gut. Die Mimikry ist in Ordnung. Nicht die SS-Ausgabe. Aber siehst jetzt besser <drin aus, wenn's nun kracht. Hals und Beinbruch, junger Krieger!« Ich ließ meinen schö-nen langen Waffenrock zurück. Noch oft habe ich später in Rußland daran gedacht, wie schön warm ich es am Rücken hätte. Anderer-seits: der schwarze Samtkragen Die Russen hatten für Pioniere besondere Verwendung...

Auf dem Weg zu »Pepitas Ruh« trafen wir Kameraden, die auf-geregt berichteten: »Über Heinersdorf will eine Kfz-Kolonnie mit Hermann Göring Richtung Hamburg flüchten. Unser neuer Chef flucht wie wahnsinnig: Die Kampfmoral sei zusammengebrochen; jeder spiele nur noch für sich Krieg. Er wird das schnell ändern.« Wir begriffen sofort; zurück zur Havel, auf Russen warten; bloß nicht zum Quartier! Am Wasser entlang schlendernd, tauschten wir unsere Gedanken aus, und lernten uns ein wenig kennen. Ein großer Blondschoopf hatte Finnland mitgemacht und mochte mich. »Wenn möglich, sollten wir zusammenbleiben. Die meisten Ein-sätze an Brücken macht man zu zweit. Es ist gut, wenn man sich aufeinander verlassen kann. Für den nächsten Einsatz melden wir

uns gemeinsam.« Ich war damit einverstanden. Als es dunkel wurde, gingen wir schließlich zum Quartier. In »Pepitas Ruh« hatte man es sich bereits gemütlich gemacht. Unser neuer Chef blieb sitzen, als wir unser »Männchen« bauten und Meldung machten. »In Ordnung. Holt Euch was zu essen. Ihr schlaft hier im Restaurant auf den Kisten. Wir gehen in den Luftschutzraum von den benachbarten Wohnblöcken. Wenn große Bomben fallen, kommt Ihr auch dorthin. Verstanden?« »Jawohl, Herr Oberleutnant.« Ohne Diskussion holten wir unser Essen, setzten uns mit an den Tisch und aßen. Jetzt gab sich der neue Chef menschlicher: »In den Kisten sind dreihundert Kilo Sprengmunition.« »Haben wir schon gesehen. Hundert geballte Ladungen á drei Kilo.« »Jawohl! Dreihundert Kilo. Wenn Ihr darauf pennt, kann keiner was davon klauen. Geht der Sprengstoff hoch und Ihr liegt darauf, seid Ihr sofort tot, habt keine Schmerzen. Klar?« Wir salutierten: »Klar, Herr Oberleutnant«, und aßen ungerührt weiter. Bald waren wir zwei alleine im Restaurant. Ein Oktogon aus Glas. Kein Schutz vor Angreifern oder gar Tieffliegern. Wir legten Decken auf die Sprengmunition und packten uns darauf. Ohne besondere Beunruhigung über unsere explosive Lagerstatt schiefen wir bald ein. Aufgeschreckt wurden wir durch das schnatternde Geräusch russischer »Rasenmäher«. Kleine, langsame Flugzeuge ähnlich dem Fieseler Storch. Feuer von leichteren Abwehrwaffen. Detonation leichter Bomben, »ca. vierzig Kilo« kommentierte mein Kamerad, nun waren wir hellwach. »Rennen oder auf der Brücke stehen bleiben.« Diese Frage stellten wir uns seit Guben. Ich war für »stehen bleiben«. Mein Rußland- und Finnlandkrieg erfahrener Kamerad erklärte: »Mit dem Rasenmäher wird nur aufgeklärt. Nachher kommen Bodentruppen, vielleicht auch die IL 2. Die schmeißen große Bomben. Dann sollten wir abhauen. Da kann uns keiner was am Zeug flicken. Die IL 2 kam. Schweres Flak-Feuer. Dann: schwere Bomben. Als die Detonationen sehr nahe kamen, rannten wir in den Schutzkeller. Ein junges Mädchen stand am Eingang und empfing uns wie Marsmenschen. Wir suchten unseren Chef, den Oberleutnant. Sie zeigte uns den Raum, in dem er war. Wir machten Meldung. Der Oberleutnant war zufrieden: »Legt Euch jetzt schlafen. Bei dem Luftangriff klaut keiner unsere Munition. Ich

sehe Euch morgen früh um neun Uhr. Laßt Euch von dem Mädchen einen Schlafplatz geben und wecken. Die ist in Ordnung.« Unser Schlaf war prima. Das Mädchen weckte uns pünktlich, brachte uns zum Ausgang des Schutzraumes und wünschte uns »Hals und Beinbruch«. Bis »Pepitas Ruh« war es nicht weit. Wir hatten einen Pistolenschuß gehört. Kameraden standen irritiert vor dem Restaurant. Unser Chef hat einen erschossen, weil er die Handgranaten im Tornister, statt am Koppelzeug hatte. Der spinnt total. Der Oberleutnant erschien. Blickte auf seine Uhr: »Pünktlich neun Uhr! In Ordnung! Ihr beiden kümmert Euch sofort um eine Brücke am Plötzensee. Gegenüber der Lagerhäuser. Eine Betonkonstruktion mit schlaffer Armierung; ist hängengeblieben! Habe zwei große Bomben, Blindgänger, hinschleppen lassen. Mit Karetten. Eine liegt rechts, die andere links. Die Dinger sind am Leitflügelwerk offen. Da steckt Ihr Ein-Kilo-Ladungen ein. Zündschnur ran. Zünden. Rennen! Klar? Wenn Kameraden da sind, bittet um Feuerschutz. Nicht umdrehen!« Diese fast biblische Anweisung war für das Überleben wichtig, wie wir bald merken sollten. Unser Weg nach Plötzensee, vorbei an provisorischen Panzersperren, an Volksstürmern, die Straßenbahnwagen als Sperren quer über die Straße zu stellen versuchten, war unproblematisch. Plötzlich waren wir an einer großen Sperre, die eine baumbestandene Allee abschloß. »Seid Ihr die beiden Pioniere für die Nachsprengung?« »Ja.« »Dann paßt gut auf Euch auf. Wenn nötig kriegt Ihr von uns Feuerschutz. Erschreckt nicht, wenn wir Nebel schießen. Prägt Euch das Gelände ein. Seht Ihr den riesigen, hohen Maschenzaun? Wenn Ihr rechts von ihm sein, sprengen! Hebt dafür was auf. Nur links kommt Ihr raus.« Wir bedankten uns, passierten die Sperre, und waren allein. War es dunkel geworden, oder waren es nur die hohen Baumkronen? Wir gingen mitten auf der Straße. Niemand war zu sehen. Gelegentlich Schüsse, weiter weg. Von den Bäumen fielen Blätter auf uns herab. Erstaunt schauete ich nach oben. Wieder Blätter. »Mensch, die schießen auf uns!« Blitzschnell waren wir im Straßengraben. Der war sogar trocken. Wir kamen an einigen älteren, kleinen Straßenhäusern vorbei. Da war auch schon die Brücke. In der Mitte war einer der beiden Bogen eingesackt. Ein russischer Panzer war in die eingesackte Mitte gefah-

ren. Russische Soldaten versuchten, eine Behelfsbrücke darüber zu legen. Wir waren spät dran. Die Bomben lagen wie beschrieben bereit, waren gut präpariert. Ohne Schwierigkeiten ließen sich die Zündladungen anbringen. Mein Kamerad übernahm die linke, ich die rechte Seite. Man hatte uns noch nicht bemerkt. Ein Handzucken von meinem Kameraden. Zünden. Rennen! Nicht umdrehen. Nachdem es gekracht hatte: rauf auf die Chaussee. Rennen, rennen, rennen. Jetzt hörten wir hinter uns laut brüllende Russen. Über uns ein tieffliegendes Flugzeug. Schüsse von oben. Leuchtspur. Vor uns tauchen Frauen mit ihren Kindern auf. Rennen uns entgegen. Eine zieht einen Handwagen mit Bettzeug hinter sich her. »Weg, weg! In den Graben. Die Russen kommen!« Nicht stehen bleiben, nicht umdrehen. Geschützfeuer setzt ein. Über uns hinweg. Nebelgranaten! Weiter auf der Straße. Verdammt, der Zaun. »Wir sind rechts vom Zaun!« »Scheiße! Renn weiter; bleib am Zaun!« Jetzt waren wir aus dem schützenden Nebel. Der Zaun. Mein Kamerad hatte bereits eine Ein-Kilo-Sprengbüchse in der Hand. Legte die Ladung an den Zaun. Warf sich hin. Krach. »Ein prima Loch! Durch!« Nun waren wir auf der richtigen Seite. Da war die Sperre. Als wir ganz dicht <dran waren, machte man auf. Läßt uns durch. Kräftiges Schulterklopfen. »Danke, Kamerad. War knapp!« Die Nebelgranaten waren von einem Panzer für uns geschossen worden, der nicht mehr fahrtüchtig war. Drum. »Der ist Bestandteil unserer Sperre. Toll?« Wir fanden es auch toll und gingen so schnell wir konnten Richtung Quartier. Irgendwie befanden wir uns plötzlich am Charlottenburger Schloß. Ich kannte es nur flüchtig. 1936 waren wir mit unserem Klassenlehrer dort gewesen. Die Olympiaglocke war zur Besichtigung vor dem Schloß aufgestellt worden. Ein bißchen kannte ich mich dadurch aus. Inzwischen war wieder strahlende Sonne. Die Situation war unwirklich.

Hier war noch kein Krieg. Auf dem Weg zu »Pepitas-Ruh« trafen wir Kameraden. »Unser Chef hat einen Kompanietrupp gebildet und ist in der Elisabeth-Kaserne in einem Keller. Er plant. Am besten geht Ihr gleich hin.« Wir fragten uns durch, fanden ihn, und machten Meldung. Er war zufrieden. Schickte uns auf den Kasernenhof. »Da ist ein »Ofenrohr« zur Panzerbekämpfung. Kleine Raketen. Tolles

Gerät. Laßt Euch einweisen. Kommt wieder. Dann gibt's den neuen Einsatzbefehl.« Auf dem Kasernenhof stand eine Gruppe Soldaten. Offenbar war man mit den Erläuterungen bereits fertig. Wir bauten Männchen und stellten uns dazu. Der Ausbilder faßte noch einmal kurz für uns zusammen. Das Wichtigste war ihm, uns klar zu machen, daß die Rakete zunächst verdammt langsam fliegt. Er hatte wohl den Eindruck, nun eine praktische Demonstration geben zu müssen. Der Kamerad, der immer noch unbeweglich hinter dem Schutzschild des Ofenrohrs lag, erhielt Feuerbefehl. Nochmal wiederholte er: »Achten Sie darauf, wie langsam das Ding fliegt. Während der Zeit hat der Panzer volle Feuerkraft. Also, Arsch einziehen, bis es kracht!« »Feuer!« Der Kamerad feuerte, kam mit dem Kopf hoch. Er wollte sehen, wie langsam das »Ding« fliegt. Schrie auf. Sein Gesicht blutete über und über. Die Rakete hatte ihm den Kies des Kasernenhofes ins Gesicht geschleudert. »Scheiße, Scheiße, Scheiße.« Der Ausbilder packte den immer noch schreienden, blutenden Mann und rannte zur Sanitätsstation. Wir schauten uns schweigend an und gingen zu unserem neuen Chef. Inzwischen hatte der einen weiteren Auftrag für uns und wir schoben erleichtert ab. Ein Einsatz, wie wir ihn für uns für besser hielten: zu zweit. Eine kleinere Brücke. Wieder: zwei Blindgänger, russische Fliegerbomben, bereit gelegt. Ladungen montieren. Zünden bei Feinddruck. Schätzung vom Chef: in zwei Tagen. Kameraden von uns mußten den Lietzenseepark vermienen. Eine scheußliche Arbeit. Die Mienen gegen Wiederaufnahme sichern. Auf dem Weg zu unserem neuen Einsatzort kamen wir durch die Kantstraße. Krieg in Berlin. Wahnsinn. Das Joachimstaler Gymnasium. Eine Kirche, von Bomben halb zerstört. Man konnte in den Altarraum hineinschauen. In Goldschrift leuchtete der Schriftzug: »In der Welt habt Ihr Angst...« Ein zweiter: »Siehe, ich bin bei Euch alle Tage...« Meinen Kameraden stoppend, zeigte ich ihm dieses merkwürdige Kirchlein, das halb zerstört diese eine Verheißung für uns preisgab. Er blieb einen Augenblick stehen. Nickte mit dem Kopf und zog mich weiter. Im Laufen sagte er: »Ich bin nicht fromm. Seit Finnland habe ich aber immer ein Neues Testament bei mir.« Er griff in eine Tasche und zeigte mir eine kleine Feldausgabe. »Jeden Morgen schlage ich es

auf und lege meinen Finger blind auf eine Stelle. Mein Tagespruch. Wenn's Du nicht doof findest, darfst Du morgen früh auch mitmachen.« Solche »Sonntagsgeschichten« hatte ich schon gehört und auch gelesen. Aber einen Landser, der das wirklich praktizierte. Ich stimmte ihm zu. Wir waren an der Brücke angekommen. Fanden nach der kleinen Lageskizze, die wir mitbekommen hatte, auch einen Schutzraum mitten in einem zerbombten Häuserreck, in dem die nötige Sprengmunition etc. für uns bereit lag. So machten wir uns an die Arbeit. Dabei erzählte mir mein neu gewonnener Kamerad von seinen Erfahrungen und Erlebnissen. Vor Anbruch der Dunkelheit waren wir fertig und gingen in den Schutzraum. Nachts war Fliegerangriff; wir blieben aber im Schutzraum. Am nächsten Morgen gingen wir an's Tageslicht. »Halt!« stoppte mich nun mein Kamerad, als ich zur Brücke wollte, »erst Dein Tagesspruch!« Er hielt mir sein Neues Testament entgegen: »Aufklappen; Augen zu; Finger auflegen, dann lesen!« Wie gewünscht nahm ich das Büchlein, klappte es auf und fand, als ich die Augen wieder öffnete, meinen Finger auf der Stelle: »Und der Engel des Herrn wird Dir einen Weg bereiten.« Die Kehle war mir zugeschnürt und die Augen etwas feucht. Mein Kamerad streckte die Hand aus: »Zeig, was Du gefunden hast!« Er klopfte mir auf die Schulter und zog ohne Kommentar mit mir ab. An der Brücke war alles in Ordnung. Nach einiger Zeit kam ein höherer Offizier über die Brücke. Von der »Feindseite«. Unseren Gruß nahm er unmilitärisch entgegen. Wir machten auch keine korrekte Meldung daraufhin. Was er sagte und fragte blieb unklar. Wir sollten nicht zünden, falls russische Infanteristen kämen. Fast gleichzeitig kam es uns: »Komitee Freies Deutschland«. Bereits in Ostpreußen hatte ich eine solche Begegnung. So gingen wir nicht weiter auf das Gesagte ein. Bauten ein bißchen Männchen und gingen zu unserem Schutzraum. Sirenen. Tagesangriff. Bald war wieder Entwarnung. Eine Frau kam auf mich zu. »Da liegt einer. Was ist mit dem Mann?« Mitten in dem Hof zwischen den Hausruinen lag ein Mann. Als ich seine Jacke aufknöpfte, war darunter alles blutig. Hatte der Luftdruck die Lunge zerfetzt? Auf jeden Fall war er tot. In seinem Jacket war eine Urkunde jüngeren Datums. Seine Anerkennung als Volksdeutscher. Wohl das Wichtigste, was es für ihn gege-

ben hat. Ohne Nachzudenken legte ich ihm die Urkunde so auf die Brust, nachdem ich das Jacket wieder geschlossen hatte, daß man wußte, wer er war, wie er hieß. Die Frau, die entsetzt weggelaufen war zurückrufend, bat ich, ihn zu beerdigen. Ein bißchen holprig fügte ich zu: »Name steht ‹drauf› und legte einen Stein zur Sicherheit auf die Urkunde. Die Sonne strahlte grell auf das Papier, als ich meine Hände für ihn faltete. Ich blickte mich um, ich war plötzlich völlig alleine. Die Brücke! So schnell ich konnte, rannte ich zur Brücke. Mein Kamerad war längst dort. Er gestikuliert wild und zeigte in die Träger der Brücke. »Die Zündschnüre, die Leitungen, vom Luftdruck der Bomben? Weg.« Nun versuchte er in den Träger zu klettern. Sofort fielen Schüsse. »Mein Gott, von der großen Brücke kommt ein Panzer. Davor eine Horde Russen!« Er ließ sich fallen und stand nun neben mir: »Der Panzer weiß, daß er nicht über diese leichte Brücke kann; der gibt seinen Leuten aber Feuerschutz. Wir müssen weg, weg!« Seine Nerven waren an der Kante. Ich hörte mich fragen, während ich eine Hand auf seine Schulter legte: »Weg – um zu baumeln?« Mein Kamerad war sofort wieder da: »Komm die Böschung runter; wir schießen in die und in die, vielleicht auch noch in die Ladung. Über die Knallzündschnur krepieren dann die verdammten Fliegerbomben.« Zum Überlegen blieb keine Zeit. Die wilde Horde und der Panzer waren bereits an der Brücke. Noch unschlüssig. Unsere Schüsse trafen die Ladungen. Nichts rührte sich. Noch ein Schuß, noch einer, und dann »Krach« explodierten die beiden Flugzeugsbomben, vor deren Splittern wir Angst hatten. Einige Sekunden dann Stille. Das war der Augenblick, um zu rennen. Erst nach zwanzig Metern konnten wir gesehen werden. Das Feuer ging an uns vorbei. Jetzt waren wir an den Häusern. Ein kurzer Blick: ja, die Brücke war weg – und wir nicht am Laternenpfahl. Das Schild: »Ich war zu feige zu kämpfen« konnte man uns nicht umhängen. Rasch unser Gepäck aus dem Schutzraum holen. Der Keller war nun stockfinster. Mit der Brücke war auch der Strom gegangen. Jetzt: zurück zum Einsatzkommando! Ohne Schwierigkeiten kamen wir zur Elisabeth-Kaserne. Das gewohnte Tor war verschlossen. Wir liefen um den Block zum Fahrzeugdurchlaß. Dort war auch eine Wache. Unsere Angewohnheit, eine geballte Ladung

am Körper zu tragen, hatten wir beibehalten. So erkannte die Wache sofort, wer wir waren: »Ihr seid von dem Sprengkommando. Pioniere aus Spandau. Euer Chef ist getürmt!« Das darf ja wohl nicht wahr sein! Wir erzählten kurz, woher wir kamen. »Haben wir schon gehört. Habt Schwein gehabt. Geht jetzt rüber in Eure Einsatzzentrale. Nehmt Euch mit, was Ihr braucht. Liegt alles mögliche rum. Wenn Ihr über den Hof rennt, ruhig ein bißchen ballern.« Das fand ich zwar blöd. Karl May – oder was? Aber wir ballerten; zur Ablenkung konnte es nicht schaden. In dem langen, etwas verwinkelten Kellergang waren Plünderer. Schüsse fielen. Dem Rat folgend: »Ein bißchen Ballern kann nicht schaden«, antworteten wir mit einigen Schüssen. Unbehelligt kamen wir zu dem Raum, in dem wir von unserem Chef den Einsatzbefehl bekommen hatten. Unordnung, sein Koppelzeug mit Pistole (!), eine belgische FN 2. »Nimm sie Dir«, sagte mein Kamerad, »ist mir zu klein.« So schob ich sie mir in die Tasche. Ein verängstigtes Hündchen, ein weißer Terrier, kam angeschwänzelt. Mein Kamerad hatte ihn schon auf seinem Arm: »Ich nehme das Maskottchen, Du seine Pistole. So was von Chef. Eine Sau, läßt uns und seinen Hund im Stich!« Wir schauten uns um. Ein Sturmgewehr, leider nur mit einem Magazin: zweiunddreißig Schuß verkürzte Gewehrmunition und ein Gewehr mit abnehmbarem Zielfernrohr. Gasdrucklader, sechzehn Schuß in der Kammer. Für normale Gewehrmunition. »Die nehm ich, schießt butterweich, tolle Waffe. Nimm Du das Sturmgewehr. Laß Deine Knarre hier!« Mir war der Gedanke nicht ganz geheuer. Nur zweiunddreißig Schuß. Spezial-Munition. Mein Kamerad widersprach: »Ist ‹ne wilde Waffe. Nimm mit. Drück nicht wie ein Wilder ‹drauf, dann sind zweiunddreißig Schuß ‹ne Menge.« Er hatte recht. Noch ein Blick auf das Chaos im Raum und raus. Durch den Gang zum Ausgang. Vorsichtig gingen wir die Treppe zum Kasernenhof hinauf. Wir hatten Geräusche gehört. Plünderer? Nein! Polizisten! Wir trauten unseren Augen nicht, als wir in die Mündung von zwei Pistolen blickten! Mein Kamerad hatte sofort die richtige Antwort: »Seid Ihr lebensmüde? Pistole weg! Das ist Sprengmunition!!« Das half für einen Augenblick, dann wurden die beiden frech: »Legt die Waffen ab. Die Munition wegwerfen. Ihr seid verhaftet!« Ich hatte mein

Sturmgewehr im Anschlag und rührte mich nicht. Wir waren in der besseren Position. Sprechen konnte ich nicht, aber mein Kamerad war voll da: »Nun gebt mal nicht so an, sonst pusten wir Euch um. Wir kommen gerade von der Brücke und sind noch voll unter Dampf. Also, was wollt Ihr Pfeifen?« Etwas kleinlaut maulte einer der beiden über die »Pfeifen«, dann spuckte er sein Sprüchlein aus: »Euer Chef ist getürmt. Ihr seid deshalb verhaftet. So in Sippenhaftung etwa. Ihr kommt vor's Schnellgericht!« Er tippte auf das Schild vor seiner Brust: »Wir sind Feldjäger-Ersatz!« Mein Kamerad holte ihn in die Wirklichkeit zurück: »Nicht mehr lange! Pistolen wegstecken. Umdrehen! Vor uns hergehen zu Eurem Chef! Schnauze halten, sonst legen wir Euch um!« Zu mir gewandt: »Das ist der einzige Ton, den solche Arschlöcher begreifen. Kenne die Typen von der Partisanenbekämpfung. Polizei-Bataillione, pfui Teufel.« Die Polizisten gingen vor uns, ließen die Beschimpfungen über sich ergehen und merkten, daß sie schlechte Karten hatten. Dann entkrampfte sich die Situation. Mein Kamerad lenkte ein: »Scheiß Krieg, versuchen wir es noch einmal gemeinsam gegen die Russen. Gehen wir jetzt nebeneinander und quatschen zusammen. Der Wachposten braucht nicht zu merken, was los ist. Klar?« Wir waren am Kasernen-tor angekommen. Auf der Straße gab es eine vernünftige Unterhaltung. Bald waren wir an einem großen Garten mit einer Villa. »Da drin ist unser Chef« erläuterte einer der beiden. »Laßt mich das machen, Ihr habt ja recht.« Durch den Garten gingen wir direkt über eine Veranda in den großen Wohnraum der Villa, die die Polizei offensichtlich beschlagnahmt und zu ihrem Hauptquartier gemacht hatte. Der Polizeichef stand gerade an dem großen, ovalen Tisch, der die Raummitte füllte. Bevor wir ganz eingetreten waren, machte der Polizist, der gesagt hatte: »Ihr habt ja ganz recht«, stramme Meldung. Er hielt tatsächlich Wort. Brachte unseren heiklen Brückeneinsatz zur Geltung und fragte, ob wir tatsächlich stellvertretend für unseren desertierten Oberleutnant abgeurteilt werden sollten. Der Polizeioffizier drückte sich vor einer Antwort. Mit einem Blick auf unsere offen zur Schau getragene Sprengmunition ordnete er an: »Sofort zum Adolf-Hitler-Platz; dem SS-Schnellgericht übergeben!« Zu uns: »Ich hab meine Befehle. Hals- und Beinbruch für die

Verhandlung.« Er verzichtete auf jedes »Verhör«. Ihm war klar, daß er samt Villa umgeblasen würde, wenn einer von uns die Nerven verlöre. So schoben wir erleichtert ab. Auf dem Weg zum Adolf-Hitler-Platz bedankten wir uns für die sachliche Darstellung unserer Situation und, daß er unsere aggressive Haltung nicht erwähnt hatte. »Ist doch selbstverständlich. Ihr wollt überleben, wir auch. Aber: Haut mir bitte nicht ab!« Je näher wir zum Adolf-Hitler-Platz kamen, um so lauter wurde es. Uniformierte, Zivilisten mit und ohne Armbinden drängten sich auf der Straße. Geräusche von Panzerwagen waren zu hören. Schüsse. Wir waren jetzt am Rand des Platzes angekommen, rechts von uns die Reichsstraße, die Richtung Spandau führte. Eine große Panzersperre riegelte die Straße zum Platz hin ab. Hinter der Sperre unsicher hin und her laufende, ältere Volkssturmmänner. Offensichtlich war ein russischer Panzer dicht an die Sperre herangekommen. Durch die hohe Sperre konnten wir aber nichts sehen. Aber das Geräusch war untrüglich. Ein Volksstürmer kletterte auf die Sperre. Man reichte ihm eine Panzerfaust. Er zielt und drückte ab. Mit einem Schrei, blutüberströmt, ließ er sich von der Sperre fallen. Die Kameraden fingen ihn auf. Eine Hand und sein Arm waren zerfetzt. Er hatte in der Aufregung den Sprengkopf in der Hand gehalten. Die Herumstehenden winkten uns aufgeregt heran: »Wie kann das passieren?« Kein einziger ausgebildeter Soldat war außer uns beiden zu sehen. Mein Kamerad erklärte schnell, wodurch der Waffenunfall passiert war. »Unsere« beiden Polizisten schauten erschreckt auf den blutenden Mann. Dann fragte einer von den beiden: »Ihr seid doch in Panzerbekämpfung ausgebildet?« Wie aus einem Mund antworteten wir: »Ja! Natürlich!« Wohl gleichzeitig schoß es uns durch den Kopf: Unsere Chance! »Habt Ihr noch Panzerfäuste?« »Ja, genug!« Ohne lange mit den Polizisten zu reden, nahmen wir die Panzerfäuste. »Helft uns mal auf die Sperre!« Ruckzuck waren wir oben. »Paßt bloß auf!« Wir antworteten: »Keine Angst, wir sind das gewohnt! Deckung, gleich kracht's.« Volksstürmer und Polizisten duckten sich. Wir feuerten eine Panzerfaust ab. Sprangen auf die »Feindseite« von der Sperre. Schossen eine weitere Panzerfaust ab und rannten. Rannten von der Sperre weg direkt auf den russischen Panzer zu. Noch einmal konnten wir es krachen

lassen. Der Panzer war offenbar nicht getroffen, aber irritiert. Das Geschützrohr war nicht mehr auf unsere Sperre gerichtet. Der Turm hatte sich gedreht, und der Panzer fuhr in relativ hohem Tempo die Reichsstraße Richtung Ruhleben/Spandau. Kein MG-Feuer auf uns! Wir waren gerettet! »Die Arschlöcher von Polizisten trauen sich garantiert nicht über die Sperre, und die Volksstürmer haben bestimmt keine Lust mehr, die Helden zu spielen!«, brüllte mein Kamerad, während wir rannten. Ein U-Bahn-Schacht stand offen: »Abtauchen!«, schrie er. Im nächsten Augenblick waren wir über Gittertreppen unter der Erde. »Die werden blöd aus der Wäsche schauen! Jetzt sind wir endgültig weg.« Wir lehnten uns an die Schachtwand. Unser Atem ging keuchend. Trotz unseres täglichen Trainings waren wir ein wenig mitgenommen. Was nun? So recht wußten wir nicht, wo wir waren. Nähe Kastanien-Allee. Ja. Nach welcher Richtung? Wir sollten versuchen nach Spandau zu kommen zu PI 23. Unserer Einheit. Dann wären wir in Sicherheit vor den SS-Schergen und der Polizei. »Die können uns sowieso alle am Arsch lecken. Dauern spielen wir Todeskommando, und die feigen Schweine wollen sich aufspielen! Auf geht's!« Wir hatten unseren L.M.A.-Standpunkt wieder und gingen auf gut Glück in dem dunklen Schacht los. Bald wurde es heller. Ruhleben kann das doch noch nicht sein, wo der Zug aus der Erde kommt? Nein! Es war nicht Ruhleben. Wir waren in die falsche Richtung gelaufen! Das Licht kam von unten! Wir konnten neben dem Gleiskörper nach unten schauen: tief unter uns eine große, mehrspurige Straße! Auf der Straße: Panzerwagen. Oh mein Gott. Die Berlinerstraße? Bismarkstraße. »Du bist doch Berliner?« »Ja, aber ich habe keine Ahnung was das für eine Straße ist; aber wir müssen zurück!« Unsere Knie waren weich. Wegen der Höhe. Wir hatten Angst, uns könnte von unten jemand sehen. Auf uns schießen. So ein Quatsch. Alles heute war gefährlicher gewesen als dies. Wir beruhigten uns und gingen zurück. Bald war es völlig dunkel. Nach längerer Zeit sahen wir flackerndes Licht. Lagerfeuer! Auf dem U-Bahnhof Ruhleben, oder? Wir kamen näher, konnten die Plattform erkennen. Umrisse von Soldaten. Hörten Ihre Stimmen: Russen. Jetzt. Anruf vom Posten. Ohne zu reagieren, umdrehen, zurückgehen. Nicht sprechen. Wenig

Geräusch machen. Glück gehabt! Kein Scheinwerfer, keine Schüsse. Noch ein Stück laufen. Ist irgendwo wieder ein Notausstieg? Ja, dort. Endlich. Rauf. Vorsichtig das Gitter aufheben. Schauen. Sichern. Wir sind alleine. Raus an die frische Luft und Sonne. Wir sind im »Niemandland« zwischen den chaotischen Fronten! Jetzt sind wir auf dem Bürgersteig. Ein Parterrefenster öffnet sich: »Kommt rein, stärkt Euch. Endlich deutsche Soldaten!« Die Stimme kam von einer jungen Frau. Sie strahlte uns an: »Augenblick, ich komme zur Haustür!« Tatsächlich öffnete sich die Haustür; wir gingen mit in die Wohnung. Rasch brachte sie Brot und Margarine. Auch eine Flasche Wein und Gläser kamen auf den Tisch. »Ich komme aus Ungarn. Bin froh, wieder deutsche Soldaten zu sehen.« Vorsichtig erklärten wir, daß die Russen bereits überall waren. Auch unter der Erde, im U-Bahn-Schacht. Das trübte ihre gute Laune ein wenig; trotzdem schenkte sie aber den Wein ein. Im Stehen stießen wir an: Auf's Überleben! An den Endsieg glaubten ja nun wohl auch die Hundertfünfzigprozentigen nicht mehr. Um die Frau nicht zu gefährden, mußten wir schnell wieder weg. Wußten wir, was die Polizei oder die Feldjäger veranstalteten? Darüber sprachen wir aber nicht. Wir erklärten: »Wir müssen so schnell wie möglich zu unserem Einsatzstab in Spandau!« Und das war richtig; nun hatten wir wieder unsere Richtung gefunden. Zurück in die Beseler-Kaserne am Askanier-Ring. Erleichtert durch diesen »Geistesblitz« und gestärkt durch den Imbiß konnten wir wieder klar denken! Seit der Früh hatten wir keinen Happen gegessen. Na, also, auf geht's. Zum Abschied gab's ein Küßchen. Der Frau schwammen die Augen. Sie war wieder allein, ohne militärischen Schutz vor den Russen. Sie ahnte nicht, wieviel Angst wir vor gewissen Deutschen hatten. Hastig drückten wir uns an der Häuserwand entlang; schnell in die nächste Seitenstraße. Bloß nicht gesehen werden! Wir kamen zur Knobelsdorfer Allee. Zwei,- dreihundert Meter entfernt ein russisches Beiwagen-Motorrad. Das Krafrad hielt. Aus dem Beiwagen stieg ein Russe in Lederjacke aus. Ein Kommissar? Er nahm seine Kartentasche, versuchte sich zu orientieren. Mein Kamerad nahm seinen neuen Gasdruckklader – zehn Schüsse – butterweich – Zielfernrohr – gedämpft. Er zielte. Der Kommissar stand unbeweglich

mit seiner Karte. Schuß, er fiel um. Schuß, der Kradfahrer fiel über seinen Lenker. Schnell liefen wir hin. Die Pistole des Kommissars hatte es ihm angetan. »Nehm ich als Andenken mit. Jetzt nichts wie weg.« Der Zwischenfall hatte uns begreifen lassen, daß wir wohl kaum so einfach nach Spandau konnten. Zurück, wohin? Ein moderner Häuserblock in der Nähe einer Kleingartensiedlung war zu sehen. Versuchen wir's. Bald waren wir an dem Häuserblock. Ein Durchgang zum Hof war offen. Wir gingen hinein. Standen unschlüssig auf dem Hof. Schauten die Häuserwände hinauf. Wer mochte hier wohl wohnen? Aus dem rückwärtigen Haus kam eine Frau heraus. blieb in der Nähe der Haustür stehen. Sie winkte heftig. Als wir ganz dicht heran waren, zeigte sie ins Treppenhaus. »Schnell, kommt rauf. Soll ich Euch verstecken?« Die Kehle war mir zugeschnürt und ich nickte bestätigend. Verstecken, von den Russen überrollen lassen. Dann nach Spandau! Im dritten Stock stand die Wohnungstür offen. Ganz leise zog die Frau die Tür ins Schloß. »Mein Sohn ist getürmt. H-J-Volksstürmer. Ich habe ihn in's Bett gesteckt. Er hat Fieber. Was ist mit Euch?« Unser Vertrauen zu der Mutter war größer als gegenüber der jungen Ungarin. Mit wenigen Sätzen erklärten wir unsere merkwürdige Situation. »Wir wollen nicht stiften! Für unseren fahnenflüchtigen Oberleutnant, dessen Namen wir kaum kennen, wollen wir aber nicht am Laternenpfahl baumeln!«, schlossen wir unseren Bericht ab. Die Frau hatte verstanden. Schnell steckte Sie uns noch ein Stück Brot zu. Dann erklärte Sie uns ihren Plan: »Im Hauptgebäude ist ein Fahrstuhl. Unter dem Fahrstuhl ist ein Schacht. In den kann der Korb abgesenkt werden. Für Reparaturarbeiten. Nur mit Schlüssel. In dem Kabuff seid ihr ziemlich sicher. Stockfinster. Stahltür. Ich gebe Euch den Schlüssel. Steckt ihn, wenn Ihr abhauen könnt, von innen rein. Müßt Ihr noch vorher auf die Toilette?« Die Frau, gelernte Mutter, dachte auch an alles. Vom Fenster aus sondierten wir die Lage. Dann runter in den Keller. Wir standen vor dem Fahrstuhlschacht und warteten. Die hilfsbereite Frau kam auf Umwegen. Auch sie hatte Angst, riskierte ihr Leben. Für uns! Sie schloß auf, steckte den Schlüssel in die Innenseite der Tür und wartete, bis wir uns in der Dunkelheit des winzigen Schachtes »eingerollt« hatten. Es war noch viel enger, als wir

gedacht hatten: Luftschuttsand! Ein halber Kubikmeter. »Macht bloß keine Spuren mit dem Sand! Seid ganz still. In unserem Block wohnt ein Ortsgruppenleiter! Der sucht ständig nach Deserteuren. Haltet die Ohren steif, Jungs. Nicht mehr zu mir raufschauen, wenn Ihr geht!« Ein kräftiger Händedruck, sie schloß die Tür ab, wir drehten den Schlüssel im Schloß um. So gut es ging, rappelten wir unsere Knochen und paar Klamotten zusammen, ohne ein Geräusch zu machen. In meiner Hosentasche war eine dicke, runde Uhr. Aus einem Flugzeug. Acht-Tage Laufwerk. Mit Schutzdeckel. Ich hatte sie aus einem Depot in Guben mitgenommen, bevor gesprengt werden mußte. Meine Armbanduhr Marke »Bifora« hatte Guben nicht unbeschadet überstanden. Bei meinem Kurzbesuch hatte ich sie meinen Eltern in Thyrow gegeben. Jetzt war ich froh um die Flugzeuguhr. Die Ziffern waren mit radioaktiver Farbe belegt. Die Uhrzeit war dadurch gut zu erkennen. »Morgen früh um Fünf hauen wir ab«, flüsterte mein Kamerad. »Angst wegen Luft brauchen wir nicht zu haben. Da sind zwei Handbreit Luft um den Fahrkorb.« Im nächsten Augenblick erschrakten wir tödlich. Er verstummte. Laut und deutlich hörten wir Stimmen. »Hier müssen die Beiden reingegangen sein. Zwei Soldaten. Voll bewaffnet. Die sind nicht wieder herausgekommen.« »Dann müssen sie auch noch hier sein. Alles durchsuchen!« Das war wohl der (Scheiß-) Ortsgruppenleiter. Mucksmäuschenstill warteten wir. Die Kellerräume wurden systematisch geöffnet. Unbefriedigt zogen die Männer wieder ab Richtung Ausgang Treppe. Einen Augenblick standen sie vor unserem Versteck. Fahrstuhlschacht? Luftschuttsandreserve? Sie gingen weiter. Zu dem Schacht hatten sie offenbar keinen Schlüssel. Mein Herz klopfte wie wahnsinning. Schon auf der Treppe, kehrte einer von ihnen noch einmal um. Hatte wohl doch eine Ahnung, daß wir irgendwo im Keller waren. Die Hand am Abzug vom Sturmgewehr; ich hatte mit dem Ding noch gar keine Erfahrung. Was passiert in der Enge mit den Hülsen? Auf jeden Fall, der stirbt zuerst. Mein Kamerad hatte seine russische Pistole umklammert. Vertraute aber mehr auf mein Sturmgewehr, wie er mir verriet, nachdem alles still war. Auch er hatte Sorge gehabt, daß man unseren aufgeregten Herzschlag vor der Tür hätte hören können. »Aber Deine Borduhr«, flü-

sterte er. »Die tickt wahnsinnig laut. Kannst Du das Ding anhalten? Ich habe eine ganz vernünftige Uhr mit Leuchtziffern.« Er hatte recht. Auch ich hatte plötzlich bemerkt, wie laut meine Uhr tickte. Ich versuchte sie zu stoppen. Ganz vorsichtig hielt ich den Aufziehfliigel des Werkes fest, bis die Uhr still war. Kaum ließ ich vorsichtig den Flügel los, begann die Uhr wieder laut zu ticken. »Das Federwerk ist schon sehr kräftig«, dachte ich, im Stolz auf eine so robuste Uhr, halb in Sorge ob des geräuschvollen Tickens. Als Pioniere mußten wir immer Streichhölzer, nach Möglichkeit auch Sturmstreichhölzer bei uns tragen. In einer Tasche krabbelnd fand ich so ein robustes Hölzchen, steckte es, zufrieden mit meiner guten Idee, durch das Auge von dem Flügel und blockierte das Werk, indem ich das freie Ende des Hölzchens an die Rändelschraube des Zeigerstellers legte. Die Uhr war still. Plötzlich machte es: knicks und die Uhr begann wieder zu ticken. »Verdammt noch mal, stell die Uhr ab!« Mein Kamerad war an der Kante seiner Nerven. Zwei Hölzchen durchstecken? Es klappte. Die Uhr war still. Wir versuchten zu schlafen; wenigstens ein bißchen dösen. Mehrere Stunden waren vergangen. Mein Kamerad trug seine Uhr nun so weit vorn am Handgelenk, daß ich sie ein wenig sehen konnte. Etwa zweiundzwanzig Uhr. Geräusche, Lärm von Schüssen. Russen! Jetzt waren die russischen Soldaten im Keller. Gebrüll, Geschrei. Der ganze Keller wurde durchsucht, an unserer Tür wurde gerüttelt. Offenbar erkannte man aber die Bedeutung der Tür für den Fahrstuhl. So schnell die Russen gekommen waren, so verschwanden sie auch. Nochmal eine Horde Russen, dann Stille bis zum Morgen. Fünf Uhr. Nichts wie raus. Ganz vorsichtig, ganz leise Schlüssel umdrehen, Tür einen Spalt öffnen. Sturmgewehr im Anschlag raus aus dem Versteck. Jetzt übernimmt mein Kamerad wieder die Führung. Geht die Treppe hinauf, in der Hand die Pistole, Gewehr umgehängt, winkt mir zu. »Komm! Die Luft ist rein.« An der Hauswand entlang zur Durchfahrt. Raus aus dem Häuserblock, rüber zu den Kleingärten. Tief durchatmen. Wir puffen uns gegenseitig freundschaftlich mit den Fäusten und lächeln uns an. Im nächsten Augenblick ohrenbetäubendes Geheul über uns! Raketenwerfer. Schutzsuchend rannte ich zu einem Kleingartenhäuschen, das mir massiv gebaut erschien.

Mein Kamerad kam mir nach. »Stalinorgel?«, fragte ich ihn. Er sah, wie ich am ganzen Leib zitterte, und beruhigte mich: »Nebelwerfer. Schau nach oben, wenn die nächste Salve kommt. Es sind nur sechs Raketen.« Seine Ruhe ging auf mich über. Er erklärte, DO-Werfer sind es nicht. Der »Stuka zu Fuß« kommt einzeln. Meiner Ansicht kommt das Feuer aus dem Olympiastadion. Schon sausten die nächsten Raketen über uns hinweg. Diesmal blieb ich aufrecht stehen; aber ich fühlte mich scheußlich. Ruhe war wieder eingetreten. »Versuchen wir nochmal Kontakt zu kriegen mit der Pi 23?«, fragt mein Kamerad. Ich hatte keine bessere Idee und stimmte zu. Nochmal: Richtung Spandau. Wir kamen wieder in dichter bebautes Gebiet. Inzwischen war es zehn Uhr vormittags. Eine Gruppe Soldaten tauchte auf. Interessiert gingen wir aufeinander zu. »Wo wollt Ihr hin?« »Zu unserer Einheit; Spandau; Askanier-Ring.« »Versuchen wir's gemeinsam; wir wollen zur Ludendorff-Kaserne; wir sind versprengt.« Vorsichtshalber behielten wir für uns, daß wir »Verlassene« waren und gingen mit. Ein kleiner Platz lag am Ende der Straße. An die Hauswände gedrückt, standen Kameraden. Die ganze Zeit war Granatwerferfeuer zu hören. In ihre Nähe gekommen, riefen sie uns zu: »Die Russen feuern direkt auf diesen Platz. Wenn ihr rüber wollt: Sprung nach dem nächsten Einschlag!« Schon krachte es wieder, mitten auf dem Platz der Einschlag. »Jetzt!« Wie angestochen rasten wir über den Platz. Ein ganz junger Kamerad war etwas zu spät gesprungen. Die nächste Granate kam bereits. Er lag leblos mitten auf dem Platz. Ich wollte hinrennen. Kräftige Hände hielten mich zurück. »Das ist Selbstmord! Laß ihn in Frieden sterben. Er schreit nicht, hat keine Schmerzen.« Ich schluckte schwer und zog mit den anderen weiter. Mir war klar, daß er Recht hatte. In gleichmäßigen Abständen schlugen die Granaten ein. Der Mann am Werfer hatte einen bestimmten Rhythmus. Darauf hatte man beim Sprung über den Platz gesetzt. Offensichtlich kamen wir näher Richtung Ruhleben. Eine Chaussee mit schönen, hohen Bäumen, rechts und links geziert. Einzelne, gut aussehende Häuser. Da, lebhaftes Feuer. Pferdewagen. Plötzlich lagen die Pferde auf der Straße. Schwammen im Blut. Das Feuer hörte auf. Aus einem der Häuser kam aufgeregt eine Frau. In der Hand einen Eimer. »Fleisch, Fleisch«, rief sie

und wirkte wie irre auf mich. »Wollt Ihr auch was?«, wandte sie sich an uns. »Danke nein, darf man nicht essen!«, stieß ich hervor. Ich war angewidert und dachte spontan an die Schilderungen Balzacs. »Übergang über die Beresina«. Pferdefleisch bevor die Totenstarre eingetreten war! Man krepirt davon! Ich hatte genug. Durch das Durcheinander tauchten weitere Kameraden auf. Schließlich war einer da, der über die Pi 23 etwas gehört hatte: »Euer Bataillionier ist gefallen. In einem Waldstück bei Spandau. Hat den wilden Mann mit seinen Leuten gespielt. Kaum einer ist davon gekommen.« Das war für mich das »Aus« der Spandau-Idee. »Wir kehren um Richtung Elisabeth-Kaserne. Die Arschlöcher von der Polizei haben sicher die Schnauze voll. Ob die beiden heil raus gekommen sind, nachdem wir weg waren?« Die Frage beschäftigte uns nicht ernsthaft. Das waren keine Kameraden, wir kehrten um. In der Nähe der Kaserne trafen wir auf einige Soldaten, die offenbar auch ohne Führung waren. »Wir sind in dem Keller von dem Haus. Wenn Ihr wollt, kommt mit.« Das geräumige Haus war von einem Garten umgeben. Durch die Kellerfenster drang etwas Licht in den Schutzraum. Man gab uns vom Kommißbrot ab. Es gab ein Radio. Man hatte wirre Nachrichten gehört. Die Amis rücken aus dem Westen vor. Die warten auf die deutsche Kapitulation und wollen dann mit uns gegen die Russen kämpfen. Wir versuchen, mit Waffen zu den Amis zu kommen. Nun, als wir in »Pepitas Ruh« waren, hatten wir bereits gehört, daß man über Pankow-Heinersdorf abhauen könnte. Mit gefiel das alles nicht so. Als der Abend kam, nahm ich mein Sturmgewehr – endlich hatte ich Munition ergattern können – leider kein zweites Magazin, und kroch hinter eine Splitterschutzblende am Haus. Sandsäcke lagen über einem, als Notausstieg dienenden Fenster. Meinem Kameraden sagte ich Bescheid, und verkroch mich in »meine« kleine Höhle. Das Sturmgewehr fest im Arm. Auf keinen Fall wollte ich im Schlaf in die Hände der Russen fallen. Der Gefechtslärm war erträglich. Die »Rasenmäher« flogen unaufhörlich. Einmal wurde ich wach und schaute zum Funkturm. Hoch oben brannte die »Zwei-Meter-Versuchsstation«. Ich war traurig. Irgendwie war diese technische Leistung für mich als Kurzwellenamateur und Funker eine Besonderheit gewesen. Der Aufbruch in die Zeit nach der »Mittel-

welle« und Königs-Wusterhausen. Bis in die Dämmerung schlief ich danach durch. Ich hörte Geräusche von Kameraden, Klappern von Kochgeschirr. Offenbar hatte jemand aus der nahe gelegenen Kaserne Kaffee organisiert. Rasch stand ich auf: »Willst Du auch Pissoline?«, wurde ich freundschaftlich gefragt. »Ja, gerne!« So gut war es mir seit Tagen nicht gegangen. Auch trockenes Kommißbrot war vorhanden. Mein Kamerad, der im Keller geschlafen hatte, erschien: »Guten Morgen. Du, mit denen machen wir aber nicht zusammen.« Ich verstand ihn nicht sogleich und schaute ihn fragend an. Leise erklärte er mir: »Wir sind zwei Pioniere. Du hast noch Deinen Ausweis »Sprengtrupp Südstedt« usw.. Ich glaube, die sind ein bißchen blöd. Versuchen wir alleine zu überleben. Jeder spielt hier inzwischen alleine Krieg. Keine Chance.« Nun ja, ich holte tief Luft. Die Wirklichkeit hatte mich eingeholt. Trotz Kaffee und Brot. Als nächstes mußte ich mein Sturmgewehr ausprobieren. »Du hast jetzt genug Munition; Du weißt ja nicht einmal, ob es funktioniert!« In der Nähe des Hauses war ein Erdaushub. Jemand hatte einen kleinen Wall gebuddelt. Ich richtete meine Waffe darauf und drückte ab. Wahnsinn. Die Geschosse prallten ab und schwirrten als Querschläger um meinen Kopf. Fast hätte ich mich selber erschossen! Man hatte uns an der schlecht gesicherten, etwas behäbigen MP 34 ausgebildet. »Zuschießende Waffe. Starke Schließfeder. Pistolenmunition. Wenn Ihr die in die Hand nehmt, nie den Lauf unter die Achsel halten. Haben sich schon viele reingeschossen. MP's sind gefährlich wie Schlangen!«, hatte uns unser Waffenmeister eingehämmert. Das Sturmgewehr war auch gefährlich! Ich wußte nun, daß es funktioniert. Mein Kamerad hatte von meinem Leichtsinns nichts bemerkt. Zufrieden, daß meine Waffe funktionierte, schoben wir ab. Unter den großen, schattigen Bäumen blieben die Kameraden zurück. Es war kühl. Lebhaft wurde über die widersprüchlichen Rundfunkmeldungen diskutiert. Es war schwierig geworden, zwischen Feindsendern und den offiziellen Nachrichten zu unterscheiden. Irgendwie interessierte mich das im Augenblick nicht. Ich zog mit meinem Kamerad auf die andere Straßenseite. Dort war Sonne und ich mußte mich aufwärmen. Hinter meinem Splitterschutz hatte ich mich zwar sicherer als im Keller gefühlt. Dafür war es aber saukalt gewesen.

Wir waren noch keine dreihundert Meter gegangen, da kam uns ein Landser entgegengerannt. In einer Hand schleppte er ein MG 42. Er keuchte, blieb vor uns stehen. Dann stieß er beschwörend hervor: »Helft Ihr mit, ein Haus freikämpfen? Ich bin ganz allein. Wollte mir gerade Hilfe aus dem Quartier holen.« »Na klar. Dreh um. Schaffen wir das zu dritt?« »Viel mehr hat keinen Sinn. Da schießen wir versehentlich aufeinander.« Er hatte recht. Im Häuserkampf waren wir ausgebildet. Da war schon das Haus. Wie er uns sagte: voller Russen. Ohne es zu wissen, hatten wir fünfhundert Meter entfernt in aller Seelenruhe gepennt und gefrühstückt! Vorsichtig näherten wir uns von der anderen Straßenseite; dort war eine relativ freie Fläche. Bomben hatten offenbar vor längerer Zeit das Haus zerstört. Der Schutt war teilweise beiseite geschafft. Der Mauersockel vom Vorgartengitter bot uns liegend zusätzlich Deckung. Der Landser brachte sein MG in Stellung. Legte es, um über das Mäuerchen schießen zu können, auf einen kleinen Dreckhügel aus Steinbrocken und Erde. Das klappbare Stativ am MG fehlte offenbar. Auf der anderen Straßenseite waren große, vierstöckige Häuser aneinander gereiht. Die Front aufgelockert durch Höfe. Die Höfe durch manns hohe Mauern getrennt. Der Landser zeigte aufgeregt zu einem Fenster im ersten Stock. Ein Soldat in russischer Uniform huschte vorbei. War im Fenster des Nachbarraumes kurz zu sehen. Ein Fenster wurde aufgerissen. Eine Frau schrie in größter Angst zu uns hinüber: »Schießen! Schießt! Das Haus ist voller Russen.« Das Fenster schloß sich. Die Frau war verschwunden. Im Stockwerk darüber drückte eine andere ein weißes Schild aus Pappe an die Fensterscheibe. Ein großes »S« war aufgemalt. »Das soll »Schießt« heißen«, brüllte uns der Landser an. »Macht was! Das Scheiß-MG ist nichts für den Häuserkampf!« Wir beiden guckten uns an. Mein Kamerad ahnte was ich dachte und nickte. So schärfte ich dem MG-Mann ein: »Bleib hier. Halte auf die große Tür von der Hofdurchfahrt. Du schießt erst, wenn wir wieder zurück sind. Keine Panik, wenn es kracht! Auf uns warten. Nur auf das Tor halten.« Weder mein Kamerad noch ich hatten Lust, in seiner MG-Salve zu enden! Schnell über die Straße. Jetzt waren wir auf dem Nachbarhof. Die Trennmauer war höher als wir gedacht hatten. Backsteine, Türm-

chen, oben abgeschrägt. Ganz vornehm. Keine Glasscheiben, sondern Dachziegel. Ein großer Handwagen war auf dem Hof. Wir schoben ihn an die Mauer. Ungefähr an der Mauermitte angekommen, stellten wir den Wagen auf den Kopf. Vorsichtig, auf dem Handwagen gebückt stehend, schoben wir unsere Köpfe in die Höhe. Jetzt konnten wir auf den Nachhof schauen. Zwölf, nein, fünfzehn Russen quirlten aufgereggt durcheinander. In der Mitte standen offenbar zwei Offiziere. Niemand hatte uns bemerkt. Wir kletterten von dem Handwagen herunter und flüsterten: »Die Sprengladungen heben wir noch auf. Nehmen wir jeder eine Handgranate.« Die Handgranaten hatten wir erst vor kurzem bekommen. Keine Stielhandgranaten. Eierhandgranaten. Diese aber waren zylindrisch geformt. Der Knopf des Zünders war genarbt, grau. Auf den Handgranaten stand: »Nur aus voller Deckung werfen. Achtung: Zwei Sekunden! Splitterwirkung zweihundert Meter.« Wir schauten uns an, er nickte mit dem Kopf, wir zogen ab und warfen. Die Handgranaten krachten fast zeitgleich, wir sprangen auf. Hielten Sturm- und Schnellfeuergewehr über die Mauer und feuerten blindlings auf den Hof. Es war ein Inferno. Ohne zu schauen, rannten wir zum Ausgang, dann über die Straße. Schnell in Deckung nahe unserem MG-Schützen. Der wirkte hilflos: »Da kommt nur Einzelfeuer; hilf mir mal.« Zum Glück waren die Russen nicht durch's Tor auf die Straße gestürmt! Neben ihm liegend sah ich den Grund für das »Einzelfeuer«. Nach jedem Schuß blockierte die nach unten auszuwerfende Hülse die Automatik, weil das MG mit dem Auswurfschacht auf dem Erdhügel auflag! Die Waffe feuerte nun einwandfrei. Die MG-Salve prasselte in das Haustor. Ein Fenster wurde aufgerissen. Aufgeregt rief eine Frau: »Danke! Köntt aufhören. Die Russen sind fort. Zu der Straße auf der Rückseite des Hauses. Nochmals danke. Das war knapp!« Erleichtert standen wir auf. Mein Kamerad klopfte dem MG-Schützen auf die Schulter. »Dann können wir ja wohl weiter zu unserem nächsten Einsatz.« Der MG-Mann bedankte sich: »Ohne Euch hätte ich schön blöd dagestanden!« Wir winkten ab und sahen zu, daß wir fort kamen. Wenn die alle so naiv waren. Nach einiger Zeit kamen wir an eine große Straße. Auf unserer Seite große, moderne Häuser. Verwaltungsgebäude für den Rundfunk und

Wohnungen. Auf der anderen Straßenseite ein großer Friedhof, weiter weg, eine rote Backsteinkirche oder eine große Aussegnungshalle. Der Wohnblock hatte etwas burgähnliches, abgeschlossenes. Sicher auch moderne Schutzräume. Während wir uns noch umschaute, kam ein Landser und sprach uns an: »Pioniere? Ich bin Panzergranadier. Bleibt Ihr hier?« Daß er Panzer abgeschossen hatte, konnte man sehen. Ein halbes Dutzend Abschußringe waren auf seinen Ärmel genäht. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, stimmten wir ihm zu. Er wartete auf Panzer. Wir sollten ihm Feuerschutz geben. Panzer kamen nicht. Die Dämmerung brach herein. Wir waren müde, der Gefechtslärm kam von weiter her. Ob wir in den Luftschutzkeller gehen? Versuchen. Bevor wir in den Keller kamen wurden wir von einer Frau angesprochen und gewarnt: »Geht um Gottes willen nicht in den Keller. Die Leute sind hysterisch. Die einen wollen die Soldaten massakrieren, weil sie nicht kämpfen, die anderen, weil sie keine weiße Fahne hissen.« »Und was sollen wir tun?« »Wenn ihr schlafen wollt, kommt mit in unsere Wohnung. Der Verlobte meiner Tochter ist vermißt; die hilft jedem Landser.« Sie ging voraus. Sagte Ihrer Tochter Bescheid; wir bekamen etwas zu essen und zu trinken. Dann wurde jedem von uns ein Bett zugewiesen: »Nun gehen wir in den Keller. Gute Nacht. Ihr habt ja schon lange keine Angst mehr. Also, bis morgen früh!« Jetzt waren wir alleine; dankbar über das uneigennützigte Entgegenkommen dieser beiden Frauen. Unser Panzerknacker hatte ein anderes Quartier, der war wenigstens Profi. Der MG-Schütze hatte uns fast das Leben gekostet. Über die Russen auf dem Hof sprachen wir nicht. Beide machten wir uns Gedanken über die Hausbewohnerinnen. Ob andere Russen wiedergekommen sind? Inzwischen waren wir noch ein Häuflein Versprengter. Die Russen waren offenbar bereits überall in Berlin.

Am nächsten Morgen kamen tatsächlich die beiden Frauen. Es gab zu essen und das, was man damals Kaffee nannte. Die Tochter mußte über ihren Verlobten, der vermißt war. Vorsichtig berichteten wir über unsere Sorgen. Niemand hatte mehr einen Überblick über unsere Einheit; wo wir waren, wer noch lebte, wer in Gefangenschaft geraten war. Das Radio wurde angestellt. Wirre Nachrichten. Man schrieb den 29. April. Hitler in der Reichskanzlei. Wir standen

auf. Bedankten uns. Plötzlich nahm ich meinen kleinen Rucksack, den ich seit Guben mit mir trug. Fliegernotgepäck. Als Kostbarstes schleppte ich ein stark vergrößerndes Marineglas herum. Etwas nützliches Werkzeug für Pioniereinsätze mit elektrischen Zündanlagen. Mein Kochgeschirr, die Gasmaske. Alles ein wenig unvorschriftsmäßig; ich benahm mich in der Hinsicht seit längerem wie ein altes Frontschwein. Ich hielt den Rucksack der jungen Frau hin. »Behalten Sie den Rucksack hier. Er belastet mich jetzt nur. Wenn wir den Tag heil überstehen, dürfen wir wiederkommen. Wenn wir nicht kommen, dürfen Sie das Zeug behalten.« »Ihr kommt schon durch; aber ich hebe die Sachen für Euch auf.« Die Wohnungstür schloß sich hinter uns. Zögernd gingen wir die Treppe hinunter. Auf der Straße wartete bereits der »Panzerknacker«. Er begrüßte uns freudig: »Heut' wird was los sein! Die russischen Panzer rollen bereits durch halb Berlin. Da fallen für uns welche ab!« Mein Kamerad sah mich an und raunte mir zu: »Profi ja; aber ein bißchen verrückt auch.« Zu dritt gingen wir an die Straßenkreuzung. Gefechtslärm rundum. In unmittelbarer Nähe aber alles ruhig. Der Panzerknacker erzählte von Tobruk, von Rommel, der Hitze im Afrikakrieg. Es war Mittag geworden und auch heiß in der Sonne. So gingen wir in den Schatten der Torbogen, behielten aber die Kreuzung im Auge. Kameraden von unserem Panzerknacker erschienen. Berichteten von der Lage, die nach wie vor verworren war. Fragten uns, ob sie uns bei ihrer Kampfeinheit mitführen sollten, damit wir wieder mitversorgt würden. »Danke, nein! Wir kommen so durch. Unser Chef, Oberleutnant Nordhoff, wird schon wieder aufkreuzen.« Wir hatten keine Lust, irgendwo »geführt« zu werden. Der Schritt von der Führung auf der Verpflegungsliste direkt zum »Endsieg« geführt zu werden, war sehr klein. Wir wollten nicht noch einmal von einem Verrückten zu »totsicheren« Einsätzen kommandiert werden. Was wollten wir eigentlich? Während unser Panzerspezialist auf der Kreuzung mit seinen Kameraden einen Berlinplan studierte, um sich ein Bild vom Vordringen der Panzer zu machen, sprachen wir leise darüber: »Wir sollten uns auch von dem naiven Kameraden schnellstens lösen. Der sammelt noch immer Panzerabschüsse und hofft auf Orden. »Ritterkreuz, dann Tritt in's Kreuz.«

Der bekommt jetzt allenfalls noch einen Fensterplatz im Massengrab. Ich will das nicht!« »Zunächst geben wir ihm aber den Feuerschutz, wie abgesprochen. Ich will auch keine Heldentaten; an den Laternenpfahl will ich aber auch nicht. Mit Waffen zu den Amis ist vielleicht doch noch das Beste«, antwortete ich ihm. »Na klar, ist das noch das Beste. Mit den Amis gegen die Russen. Das Lied »Nach Ostland geht unser Ritt« kann ich noch vom Sommer 1941 singen. Ich meine nur, nachdem es hier an der Kreuzung gekracht hat, müssen wir auch von hier schnellstens weg. Weißt Du, die Russen nehmen so eine Art Rache für Verluste.« Ich begriff, worauf er hinaus wollte. Wir blieben jedenfalls und warteten auf die russischen Panzer. Es war Nachmittag geworden. Die beiden Frauen hatten nach uns geschaut und uns etwas zu essen und trinken gebracht. Ich war nicht bereit, die Kreuzung zu verlassen. Zu schnell wurde einem daraus ein Strick gedreht. Und dann hörten wir Panzer. Unser Panzerknacker kam zu uns gerannt: »Das sind drei, ich warte auf den dritten. Wenn der mitten auf der Kreuzung ist, renne ich mit einer Haftladung ran. Ihr gebt mir Feuerschutz!« Vor dem Verwaltungsgebäude des Rundfunks war auf unserer Straßenseite der Kreuzung eine große Skulptur, die Deckung bot; auf der anderen Seite war ein Zeitungskiosk, der wohl durch den totalen Krieg längst geschlossen war. Mein Kamerad deutete zum Kiosk: »Denk dran! Reiner Sichtschutz! Keine Deckung! Ist hohl.« Der erste Panzer rollte langsam an die Kreuzung, brummte weiter. Der zweite kam. Jetzt der dritte. Tatsächlich, wie erwartet, blieb der Panzer mitten auf der Kreuzung stehen. »Jetzt!«, brüllte unser Panzerspezialist und rannte los. Direkt auf den Panzer zu. Haute seine Ladung ziemlich weit oben hin und rannte zurück. Es krachte, die Luke sprang auf. Zwei Russen, dann ein dritter, sprangen heraus. Mein Kamerad sprang mitten auf die Straße, gab mir ein Zeichen, verschwand beim Kiosk und feuerte. Jetzt sprang ich hinter der Skulptur hervor, drückte das Sturmge-
wehr ab. Die Salve krachte Richtung Panzer. Die Russen, die wie Marsmenschen auf mich wirkten, die wulstigen Kopfschützer und die massiven Schutzanzüge waren aber schwarz, nicht grün, fuchtelten mit Pistolen und rannten hinter den Panzer. Der Panzer blieb still. Keine MG-Salve, keine Handgranaten. Jetzt rannten die Rus-

sen auf den Friedhof zu. Sie wurden vom Grün und den Grabsteinen scheinbar verschluckt. Unser Panzerknacker war inzwischen zu uns gerannt. Haute mir auf's Kreuz: »Gut gemacht. Kriegst vom Ärmelstreifen was ab!« Mein Kamerad, der vom Kiosk aus mit seinem Schnellfeuergewehr mit Zielfernrohr usw., usw., sich mehr auf die Fernbekämpfung als auf den Nahkampf eingestellt hatte, wie er es uns kurz erklärte, blieb nüchtern und fügte hinzu: »Damit der nächste Ärmelstreifen was wird. Also die drei Russen sind auf dem Friedhof. Weit kommen die nicht. Ihr wißt, daß da deutsche Kameraden mit Granatwerfern sind. Was wird mit dem Panzer?« Sofort war der Panzerknacker begeistert: »Den fahr ich weg. Deshalb hab ich ja keine Panzerfaust genommen. Fahr- und Triebwerk sind nicht beschädigt. Die Ladung habe ich so gesetzt, daß ich den Panzer mit etwas Glück starten kann. Auf geht's!« Er strahlte. Mein Kamerad schaute mich an. Ich nickte. Wirklich ein Verrückter, aber ein Spezialist! Beide zogen los. »Du paßt auf uns auf, mit dem Sturmgewehr.« In den Augen des Panzerspezialisten war diese moderne MP offenbar eine Wunderwaffe. »Der glaubt bestimmt noch an Hitler's Wunderwaffe«, hatte mein Kamerad ihn skizziert. Jetzt aber ging er mit ihm mit und kletterte auch hinein in den Panzerwagen. Mich hätte man so leicht nicht dazu überreden können. Bereits in deutschen Panzern bekam ich Platzangst, und in diesem mußten noch die Überreste von Russen sein. Etwa fünf hätten wohl aus der Luke kommen müssen, schoß es mir durch den Kopf. Tatsächlich sprang der Motor an, der Panzer bewegte sich, ließ sich offenbar lenken. Der Panzer verschwand Richtung Friedhof. Nach längerer Zeit kamen beide zurück. Der Spezialist stolz und aufgedreht. »Na, wie findest Du das? Der Turm stand so, daß ich gut sehen konnte. Drehen ließ der sich ja nicht mehr. Ha, ha, ha!« Vorsichtig fragte ich meinen Kameraden, wie es in dem Panzer aussah. Er verzog sein Gesicht: »Mir ist speiübel«. Sein Gesicht war ziemlich bleich. Der Spezialist munterte ihn auf: »Ging doch alles wie geschmiert. Und das Blut? War doch alles noch ganz frisch. So was nach drei Tagen macht keinen Spaß mehr.« »Damit hast Du sicher recht, was nun?« Der Spezialist antwortete prompt: »Warten! Auf die nächsten Panzer. Die kommen bestimmt bald. Oder meint Ihr, die haben keinen

Funk? Die haben längst bemerkt, daß der »Dritte« nicht auf der Kreuzung Stellung bezogen hat.« Natürlich hatte er recht. Darüber hatte ich mir bei der Hektik keine Gedanken gemacht. Der Abend kam, noch war es hell, da kam der Panzer. »Zum Rache nehmen«, warnte mein Kamerad. »Nimm diesmal verdammt nochmal (ne Panzerfaust! Die sind gewarnt. Sonst kommst Du nicht zum Aufnähen Deiner Abschußringe.« Der Spezialist begriff die Warnung und nahm eine Panzerfaust; legte sich probenhalber am Sockel der Skulptur hin, zielte auf die Kreuzung und rief mich. »Bring mir zur Sicherheit noch solch Ding. Bleib im Schutz der Torbögen. Spring erst raus, nachdem der Panzer getroffen ist. Ich komme dann zu Dir. Halt mir die Russen vom Leib!«. Sofort rannte ich zu seinem »Vorrat«, brachte ihm eine zweite Panzerfaust. Jetzt stellte ich mich so in den Torbogen, daß ich die Kreuzung und beide Kameraden im Auge hatte. Alles war rasend schnell gegangen. Der erste Panzer schob sich auf die Kreuzung. Die Panzerfaust krachte, der Deckel sprang auf, und Russen mit Handfeuerwaffen sprangen heraus. Rannten direkt auf uns zu. Wir gaben unserem Panzerspezialisten Feuer-schutz. Jetzt war er in Sicherheit. Mein Kamerad hatte schießend die Straße überquert. Stand nun keuchend neben mir. Ich schob in das Magazin Munition nach, ich hatte immer noch kein Reservemagazin. Ich diesem Augenblick war ich wehrlos! Ich hörte jemanden rennen, auf uns zu, in den Torbogen. Eine Pistolenmündung war auf mich gerichtet. Drei Meter Abstand. Klack, mein Magazin war wieder im Sturmgewehr. Aus meiner Kauerstellung hochspringend, traf mich ein Schuß an der Unterlippe. Es brannte wie Feuer. Noch aus der Hüfte drückte ich ab. Der Russe stürzte. Schoß weiter mit der Pistole auf mich. Ich hielt das Sturmgewehr auf den Liegenden Richtete mich dann auf; es war vorbei. Im nächsten Augenblick ratterte eine russische MP unmittelbar vor mir. Ich sah die runde Trommel der robusten Waffe, den Russen am Torbogen. Die Geschosse prasselten gegen die Wand. Er schoß, ohne zu zielen, auf mich; war in heller Panik, als mein Sturmgewehr losging. Raste kopflos über die Straße. Drehte sich um, feuerte. War hinter dem Kiosk. Steckte seine MP kurz hervor. Feuerte Richtung Torbogen. Verschwand. Feuerte wieder. »Nur Sichtschutz! Keine Deckung!«, schoß es mir

durch den Kopf. Blindlings durchsiebte ich den Kiosk. Mein Magazin war wieder leer. Plötzlich war alles still. Kameraden kamen zum Vorschein. Ein Feldweibel kam aus einem Gulli herausgestiegen. Hausbewohner erschienen. Alles war unwirklich. Aber auf der Straße lagen tote Russen. Mein Kamerad stand jetzt auch wieder neben mir. »Lauter Verrückte; Zeit abzuhaue!« Der Feldweibel war der Vorgesetzte von unserem Spezialisten. Belobigte ihn, wandte sich an uns: »Danke für den Feuerschutz. Hätten wir nicht besser machen können. Werde Euch lobend erwähnen.« Er sah die Brandblase an meiner Unterlippe: »Schwein gehabt. Ein Zentimeter weiter – hättest Dein Leben lang nichts mehr fressen können. Willste mit zum Sani?« Ich wollte nicht. Wir wollten auch nicht lobend erwähnt werden. Vielleicht ohne Angabe der Einheit und Namen. Zwei Sprengpioniere, basta. »Dann gibt es keine Ärmelstreifen«, sagte er fast scherzend. Er war nett und ähnlich geartet, wie sein Spezialist; er war im Geist in Tobruk. Mein Kamerad schaute mich an: »Die toten Russen müssen weg! Eh« die nächsten Panzer kommen. Bis jetzt war's harmlos. Die kloppen mit ihrer Panzerkanone alles kaputt, wenn sie das sehen.« Er wandte sich an die Frauen, die um uns herumstanden. Die begriffen sofort. Wassereimer und Schrubber waren blitzschnell da. Die Toten etwas zur Seite geschafft und das Blut weggeschrubbt. Eine andere Frau bückte sich zu einem der Toten. Faßte mit beiden Händen einen Stiefel. Zog aus Leibeskräften daran. Sie bekam den Stiefel nicht herunter. Der Stiefel war schwarz. Der Schaft aus imprägniertem Gewebe. Eine andere Frau half ihr nun. Hielt den gefallenen Russen fest und lobte den guten Zustand der Stiefel. Der Magen drehte sich mir um. Leichenfleddelei! »Die Toten müssen sofort beerdigt werden. Da drüben ist der Friedhof!« Merkwürdigerweise half das. Aber die Frau war unzufrieden: »Die schönen Stiefel«. Mehrere packten zu, und man trug die Toten zum Friedhof. Mir war zum heulen. Ich zupfte meinen Kameraden am Ärmel und flüsterte: »Es ist der Augenblick, um zu gehen«. Er verstand sofort und erklärte dem Feldweibel, seinen Leuten und unserem (?) Panzerknacker: »Wir müssen jetzt weg; neue Einsatzbefehle holen. Der neue Chef muß inzwischen da sein. Wir gehen zur Elisabeth-Kaserne!« Abschied unter Landsern. Wir gin-

gen. Ohne Gepäck. Nur schnell weg. Noch war etwas Sonnenschein, der freundlich die großzügige Hof- und Parkanlage beleuchtete. Wir verschwanden aus dem Blickfeld der Kameraden. Unserem Instinkt folgend, zogen wir jetzt etwas nordwestlich. Erst mal klären, ob es überhaupt noch eine Elisabeth-Kaserne gibt. Nach einiger Zeit trafen wir auf ein Häuflein Soldaten und Volksstürmer. »Bleibt Ihr bei uns?«, fragte einer. Unsere Aufmachung versprach ihnen offenbar Schutz. Nach kurzer Lagesondierung stimmten wir zu. Die Dunkelheit brach schon herein. Nicht weit entfernt war das Haus, das wir am Vortag freigekämpft hatten. Die Russen waren bereits überall. Fraglich, ob es wirklich wieder ein Einsatzkommando der Pi 23 in der Elisabeth-Kaserne gab. Es war ja ohnehin eine Schutzbehaftung, um von den immer noch kampflüsternden Panzerjägern fortzukommen. Die dachten noch an Orden! Nun war es dunkel. Man verständigte sich über das Aufstellen von Wachen. Alle zwei Stunden Wechsel. Zwei Mann auf den vorderen, zwei auf der rückseitigen Straßenseite. Man konnte direkt durch die Toreinfahrt durch das Haus. Nicht ungünstig. Wir beide dösten ein wenig auf den Treppenstufen, die zur Hausmeisterwohnung führten. Man stubste uns an: »Übernehmt Ihr jetzt unseren Posten?« »Klar.« Wir gingen leise vor das Haus, alles war still. Jeder hing seinen Gedanken nach. Unsere Zeit war um; der junge Volksstürmer, der mich ablösen sollte, machte Theater. Hielt mir seine Pistole in der Dunkelheit erst vor's Gesicht und preßte den Knauf dann gegen meine Rippen. »Siehste, was ich habe. Noch ein Wort, und ich erzähl Dir was anderes.« Ein Älterer mischte sich ein und beschwichtigte: »Der ist erst dreizehn. Seit er eine Pistole hat, spielt er sich ständig auf. Laß sein, ich übernehm die Wache.« Als wir das nächste Mal dran waren, Wache zu halten, wurde es bereits hell. Diesesmal schauten wir uns die andere Straßenseite an. Gar nicht weit entfernt, vielleicht vierhundert Meter, stand ein russischer Panzer. Keinem der Kameraden, denen wir uns angeschlossen hatten, war das aufgefallen. Oder hatte man uns das verschwiegen? Jetzt waren wir mißtrauisch. »Wollen wir abhauen? Quer über die Straße?« Mein Kamerad wollte offenbar keine Minute länger mit so unzuverlässigen Kameraden sein Schicksal teilen. »Nein. Wir kommen nicht lebend über die breite Straße. Siehst Du

den halbhohen Fußgängerzaun? Zwischen den Straßenbahngleisen?« »Stimmt. Zum Rüberhechten zu hoch. Der Panzer knallt uns ab. Aber noch schläft er!« »Nicht der MG-Schütz!« »Also, gehen wir rein und besprechen die Lage.« Noch während wir in das Haus gingen, krachte eine Salve. Der Panzer war wach!

Die anderen waren dadurch auch alarmiert. Auf der anderen Straßenseite sieht es nicht viel anders aus. Wenn überhaupt, vielleicht über's Dach. Oben angekommen, begriffen alle, daß eine Flucht über das Dach Wahnsinn war. Und, wohin? Der Dachboden war auf einer Seite mit Brettern unter der Dachschräge verschlagen; dadurch war ein höhlenartiger, winziger Raum entstanden, in den man sich verkriechen konnte. Die Verschalung war kaum als Versteck auszumachen. Einer schlug vor: »Zunächst aber alle Waffen in die innerste Ecke verstauen; damit nicht versehentlich Geräusche entstehen, während das Haus durchsucht wird.« Der Vorschlag gefiel mir ganz und gar nicht. Das sah nach Verrat und Überlaufen aus. Ich wurde überstimmt. Der Gefechtslärm war lebhaft geworden. Jetzt bellten die Pak-Geschütze. Entkommen war, zumindest im Augenblick, unmöglich. Also abwarten. Schweren Herzens legte ich Sturmgewehr, Sprengladung, Brotbeutel mit Munition ebenfalls in die dafür ausgewählte Ecke und setzte mich daneben. Das paßte den zwei Kameraden nicht so recht, die für diese merkwürdige Idee gewesen waren. Also rückte ich einen Meter von den Waffen ab und zitierte sinngemäß unseren Oberfeld aus Guben: »Ein Pionier macht nur einen Fehler; dann macht es laut bums; dann spürt er nichts mehr.« Die beiden reagierten überraschend aggressiv: »Du brauchst ja nicht an Frau und Kinder zu denken.« Mein Kamerad schaute mich an und flüsterte: »Du hast wahrscheinlich recht; aber was sollen wir machen?« Angst hatten weder er noch ich, aber direkt in einer Mausefalle sitzen? Nach einiger Zeit kroch einer der beiden aus dem Verschlag, »Muß mal austreten.« Wir lauschten auf seine Schritte, nachdem er die Tür des Dachbodens hinter sich geschlossen hatte. Er ging eindeutig die Treppe hinunter. Offenbar bis ganz unten. Nach einer ganzen Weile kam er zurück. Sagte aber nichts. Auch nicht zu seinem Kameraden. Wir schauten uns wieder an: »Scheiße. Jetzt hat er uns verkauft. Oh Gott!« Alle waren mucksmäuschen still.

Man hörte polternde Schritte im Treppenhaus. Das Geräusch kam näher und näher. Jetzt waren sie auf dem Dachboden. Nach kurzem Zögern kamen die Schritte direkt auf unsere Tür zu. Die Tür öffnete sich. Zwei junge, russische Soldaten, die Waffen im Anschlag, gingen einen Schritt zögernd in unseren Dachboden. Beide wirkten verängstigt; sie blieben stumm. Der Kamerad, der »austreten« war, kroch aus unserem Verschlag. Hob beide Arme und richtete sich dann langsam auf. Durch die Ritzen des Verschlages sahen wir, wie er seinen Kameraden winkte herauszukommen und dann auf die beiden Russen zuing. Die wirkten erleichtert und kamen nun in den Raum. Machten Handbewegungen, damit sich die mit erhobenen Händen Dastehenden im Halbkreis ordneten. »Da fehlen noch die beiden Pioniere«, sagte der »Austreter« und wandte sich ausgesprochen höflich an uns hinter dem Bretterverschlag: »Kommt bitte ohne Waffen heraus. Schießt nicht!« Ihm war klar, daß es für uns ein Leichtes wäre, durch die Bretter hindurch zu schießen und die beiden Russen zu erledigen. Mein Kamerad sah mich an, zog seine erbeutete russische Pistole aus der Tasche, legte sie zu den anderen Waffen und sagte: »Es ist vorbei. Keine Chance mehr.« Er kroch hinaus. Einen Augenblick zögerte ich, dann folgte ich ihm. Er hatte recht, es war vorbei. Berlin war in der Hand der Russen. In der Hosentasche hatte ich noch meine FN. Einer der Russen stand mit seiner MP im Anschlag vor den im Halbkreis, mit erhobenen Armen, aufgestellten Kameraden. Der andere empfing uns. Er war offensichtlich erleichtert. Offensichtlich waren die beiden Russen über die Sprengmunition informiert worden. Routiniert tastete er meinen Kameraden nach Waffen ab, dann mich. Die Arme widerwillig erhoben, ließ ich zum ersten Mal in meinem Leben diese Prozedur über mich ergehen. Er stutzte. Seine rechte Hand, er stand hinter mir, glitt wieder nach unten. Ich kam ihm mit meiner Hand vorsichtig entgegen und fummelte die kleine Pistole aus der abgründtiefen Hosentasche des Kampfanzuges und drückte sie ihm in die Hand. »Kaputt«, brachte ich gepreßt heraus. Jetzt hatte er die Waffe in der Hand. Preßte sie, immer noch hinter mir stehend, an meine rechte Schläfe: »Kaapuut. Ich probieren!« Er drückte ab. Nichts passierte. Irritiert ließ er zu, daß ich nach der Waffe griff. Ich wiederholte »kaputt« und ließ blitz-

schnell das Magazin herausgleiten. Aus Vorsicht trugen wir nur beim Brückeneinsatz die Waffen durchgeladen. Man hatte uns gedrillt, die Waffen sonst stets zu unterladen. Zudem hatte die belgische FN eine Ballen- und eine Daumensicherung. Ich zeigte das dem Russen. Er schüttelte den Kopf. Hielt nun die Waffe in die Höhe und drückte ab. Kein Schuß, kein Knall. »Kaapuut, Kamerad. Hitler kaapuut Kamerad; Berlin kaapuut. Kamerad.« Er schmiß die Pistole in eine Ecke. »Podjom. Gähnen wirr!« Beide Arme ausgebreitet, schob er – nicht unfreundlich – meinen Kameraden und mich Richtung Treppe. Die anderen hatten sich bereits in zwei Reihen formiert und in Marsch gesetzt, zum Marsch in die russische Kriegsgefangenschaft. Man schrieb den 30. April 1945; gegen vierzehn Uhr wurde die rote Flagge auf dem Reichstag gehißt, wie wir später erfuhren.

Kapitel 2

Durch die Mark bis zum Ural ...

In der Früh waren wir leise durch das Haus gehuscht, hatten jedes laute Geräusch vermieden; jetzt polterten wir die Treppe hinunter. Unten angekommen gingen wir nach links zu der Tordurchfahrt. Das war die Seite mit der breiten, in der Mitte durch einen Fußgängerzaun geteilten Straße. Die Straße mit dem russischen Panzer. Einer der russischen Soldaten öffnete vorsichtig das Tor. Winkte zu dem Panzer, dann nach uns. Man ließ uns passieren. Als wenn wir zusammengehörten sausten die russischen Soldaten mit uns deutschen Landsern über die Straße. Wir drückten uns an die Hauswand. Der Panzer schoß jetzt wieder. Schoß auf alles was sich bewegte. Auch auf einen eigenen Mann mit der Kanone. Wahnsinn! Jetzt weiter an die Häuserfront gedrückt zur nächsten Seitenstraße. Hier war es ruhig. Wir formierten uns wieder zur Zweierreihe und marschierten mit den russischen Soldaten Richtung Bahnhof Beusselstraße, wie mir klar wurde. Mein Kamerad ging rechts von mir und legte plötzlich seinen linken Arm um mich und zog mich näher zu sich heran: »Helmuth«, sagte er, – die ganze Zeit hatte er mich nicht mit Vornamen angesprochen- »Helmuth, wir trennen uns jetzt. Der Krieg ist für uns vorbei. Wir haben keine Waffen mehr; wir trennen uns jetzt, um weiter zu überleben.« Ich war überrascht. Spürte plötzlich, daß ich keine Waffen mehr trug, daß das gewohnte Gewicht fehlte, daß ich leichter lief. Und nun das: keinen umsichtigen Kameraden mehr! Ich protestierte leise. »Nein, wir dürfen nicht zusammen bleiben. Wegen der Verhöre. Du hast gelernt, was die Russen mit Pionieren machen, die sie beim Einsatz erwischen.« Deshalb die Pistole. Ich war nicht zufrieden. Gut, wir hatten keine sichtbaren Kennzeichen unserer Einheit mehr tragen dürfen, als wir nach Guben mußten. Keine Fotos von Angehörigen, keine Post oder Notizen in

der Briefftasche haben dürfen. Nur das Soldbuch. Ich wußte, daß die Flammenwerfer heute massakriert wurden. Mein Kamerad fuhr fort: »Wenn Du nicht im Lietzenseepark die Mienen aufnehmen willst, die unsere Kameraden verlegt und gegen Wiederaufnahme gesichert haben, halte den Mund. Das ganze Oderbruch ist vermient. Irgendwann bläst Dich eine hoch. Du bist irre jung, trägst einen nagelneuen Kampfanzug. Niemand glaubt, daß Du bei einem Sprengkommando warst oder gar an der Oder. Ich verdünnsiere mich jetzt und laviere mich durch. Bleiben wir zusammen, spielt man uns gegenseitig aus. Die sind nicht zimperlich beim Verhör von Gefangenen!«

Er hatte recht; mit seinen Bemerkungen erinnerte er mich an die Verhörmethoden in Finnland: ein Bein auf zwei Backsteine, mit dem Gewehrkolben auf's Schienbein stoßen; dann das andere Bein brechen, die Arme – und verhören, verhören, verhören Ich drückte ihm die Hand und brachte mit gepreßter Stimme heraus: »Mach's gut.« Er sagte nur »Danke« schaute mich betrübt an und ging mit schnellen Schritten zur Spitze unseres traurigen Zuges. Als wir am Bahnhof Beusselstraße ankamen, war ich allein. Der Bahnhof, ein merkwürdiges, turmartiges Backsteingebäude, das von der tief unten liegenden Gleisanlage hinaufreichte bis zur weit gewölbten Straßenbrücke, war offenbar russische Kommandozentrale. Zusammen mit den russischen Soldaten kletterten wir von der Brücke aus auf das Bahnhofstellwerkgebäude und waren im dunklen Inneren. Mehrere Treppen mußten wir in engen Wendeln hinuntersteigen, dann waren wir vor dem Kommissariat. Die Tür stand offen. Meldung wurde gemacht. Wir hatten noch zu warten, durften aber einzeln austreten gehen. Auf der Toilette nahm ich rasch meinen Marschkompaß und befestigte ihn mit der Umhängekordel zwischen den Beinen. Auch meine Nagelschere versteckte ich dort. Mehr besaß ich nicht, wenn man von meinem Soldbuch absieht. Als ich erleichtert von der Toilette kam, liefen schon die Vernehmungen. Mein Kamerad war ziemlich als einer der ersten dran. Nach seinem Gesicht zu urteilen, war er zufrieden. Schließlich kam ich an die Reihe. Bevor ich zum Kommissar mußte, tastete man mich auf Waffen ab. Plötzlich stutzte der Soldat, faßte mir nochmals auch zwischen die Beine, riß mir die Hose auf. Triumphierend hielt er den Kompaß in der Hand

und zog aus Leibeskräften. Aber die Kordel war fest, er tat mir weh. Mit einem entsprechenden Gesichtsausdruck und der möglichen Gestik, machte ich begreiflich, daß der Kompaß so nicht heraus zu holen sei. Er gab nach und gestattete mir, die Kordel und Kompaß aus dem von mir sicher geglaubten Versteck zu holen. Meine Nagelschere konnte ich bei der Gelegenheit auch entfernen. Ich behielt sie in der Hand und lernte dabei, wie man unter Umständen Kleinigkeiten durch eine Filzung bringen konnte. Den Kompaß aber war ich los. Seine unfreundliche, spöttische Bemerkung verstand ich nicht. Jedenfalls war er stolz auf seine Beute. Er präsentierte mich, den Kompaß und die Flugzeugborduhr dem Kommissar. Die Borduhr durfte er behalten. Den Marschkompaß legte er auf seinen Tisch. Bevor er mich etwas fragen konnte, streckte ich ihm mein Soldbuch entgegen. Er nahm es mir ab. Ich hatte den Eindruck, daß er Schwierigkeiten hatte, es zu lesen: Deutsche Schrift! Handschrift. Aber das Foto hatte es ihm angetan: Das Bild zeigte mich in HJ-Uniform; die Aufnahme war im Februar 1944 gemacht worden. Damals hatte ich in der Luftnachrichtenschule meine Ausbildung zum Nachrichten- gerätewart und Funker erhalten. Mein Geburtsdatum 10. September 1927. Der Kommissar schaute mich an: »Du noch halbes Kind, schon schießen. Hitlerjunge?« »Nein, ich Soldat seit Russen in Deutschland.« Der Kommissar reagierte gelassen: »Du nun Kriegs- gefangener, Woina Pleny. Keine Dummheiten. Nix Werwolf spielen!« Ich durfte abtreten. Der letzte Satz ging mir durch den Kopf: nix Werwolf spielen! Er hatte recht, der Werwolf wäre für mich das Letzte. Überdrehte HJ-Führer. Vor denen hatte ich mich bereits Anfang Mai 1944, vor einem Jahr, in Sicherheit gebracht. War rasch mit dem »Bankierszug« vom Potsdamer Bahnhof zum Haupt- quartier des Reichsarbeitsdienstes nach Potsdam gefahren, als ich eine Einberufung zur HJ erhielt. Hatte das Schreiben einem RAD- Offizier vorgelegt und mein Sprüchlein gesagt: »Mein Wunsch ist Reserveoffizier bei der Wehrmacht zu werden. Ich bin bereits aus- gebildeter Funker und Gerätewart. Für die Offizierslaufbahn brau- che ich ein viertel Jahr Reichsarbeitsdienst. Bitte stellen Sie mir einen Einberufungsbefehl aus.« Der Oberfeldmeister schaute mich prüfend an. Lächelte zurückhaltend und schaute auf das Einberu-

fungsschreiben zum hauptamtlichen HJ-Führer. Unterzeichnet vom »Gebietsinspekteur für das Nachrichtenwesen der HJ«. Schaute auf das Datum. Auf dem Umschlag war der Poststempel. Ein zusätzlicher Stempel besagte: »Wegen Fliegerangriff verspätet zugestellt«. Die Daten vergleichend, damit ich wußte was er dachte, sprach er mich an. »Du kennst den Postzusteller gut.« Ich wurde nicht rot, denn ich brauchte mich nicht zu schämen; ich hatte den Postmann gebeten, mir den Stempel auf den Umschlag zu drücken. So antwortete ich schlicht mit »Jawohl, Herr Oberfeldmeister«. Er winkte freundlich ab. Belehrte mich, daß man beim RAD im Gegensatz zur Wehrmacht das »Herr« vor dem Rang wegließe, und ging aus der Mitte des großen, runden Empfangsraumes zu einem Schreibtisch. Der Schreibhilfe gab er ein paar Anweisungen, dann wandte er sich wieder an mich: »Morgen früh um fünf Uhr gehst Du zu dem Verschiebebahnhof. Suchst den Güterzug vom RAD nach Ostpreußen. Gleisbezeichnungen gebe ich Dir mit. Du kommst nach Niedersalpklein bei Lötzen und wirst Mitarbeiter am Flugplatz für unseren Führer. Du weißt: Das Hauptquartier unseres Führers ist in der Nähe von Rastenburg. Ihr fahrt täglich mit einem Bus dorthin. Du kommst zu einem Zug mit lauter freiwilligen Offiziersanwärtern.« Ich bedankte mich für sein Entgegenkommen. Inzwischen war die Helferin mit dem Ausstellen der Einberufung und dem Marschbefehl fertig. Der Offizier nahm die Papiere, drückte sie mir zusammen mit der Einberufung zur HJ in die Hand und fügte hinzu: »Das hier wird Dir helfen, Deinen Wunsch Reserveoffizier zu werden, zu verwirklichen. Bleib tapfer. Versuche, nach dem Arbeitsdienst so schnell wie möglich zur NEA 3 nach Potsdam zu kommen. Ich werde Dich dort empfehlen!« Er schaute mir tief in die Augen, streckte mir die Hand entgegen. Verblüfft ergriff ich seine Hand, drückte sie fest und klappte die Hacken zusammen. Zehn Wochen später war das Hitlerattentat. Unsere RAD-Einheit bildete den äußeren Absperrgürtel um die Wolfschanze.

Ich wurde angeschubst und fand in die Gegenwart zurück. Zusammen mit anderen, neu in Gefangenschaft geratenen, wurden wir aus dem merkwürdigen Gebäude nach oben auf die Straße gebracht. Jetzt waren wir bereits etwa dreißig Mann. Der Marsch führte uns

zu einem Wasserwerk. Der Tag war sonnig und der Marsch nicht anstrengend. Die Gegend durch die wir liefen zum Teil grün, parkartig. Zeitweilig am Kanal entlang. Die russischen Soldaten ausgesprochen angenehm. Wenn sie etwas zu uns sagten, bezeichneten sie uns als »Kameraden«. Das beruhigte mich, und meine Angst, an die Wand gestellt und erschossen zu werden wie ein Stück Vieh, legte sich. In dem Wasserwerk war bereits eine andere Gruppe deutscher Gefangener. Wilde Dinge wurden erzählt. Ich hörte kaum zu, war froh, ein wenig zu essen zu bekommen. Ich besaß keinen Löffel, kein Kochgeschirr, keinen Becher, keinen Mantel und keinen Brotbeutel. Voll bewaffnet, aber ohne das Notwendigste zum Überleben zu haben, war ich in Gefangenschaft geraten. Ich hatte versucht, Berlin zu verteidigen. An's Überleben hatte ich nicht geglaubt. Halb benommen lief ich mit der nun größer gewordenen Gruppe von Gefangenen mit. Keine halbe Stunde hatte die Pause gedauert; wir hatten uns an das rote Mauerwerk des Klinkersteinbaus anlehnen dürfen. Hatten ungeordnet auf dem uns zugewiesenen Vorhof hin und her laufend untereinander Kontakt aufnehmen können. Ich hatte allerdings vermieden, mit jemandem zu sprechen. Beim Marsch zu dem Wasserwerk hatte ich von weitem die Hafenanlage Plötzensee gesehen. Die Brücke nach Sprengung mit den Fliegerbomben »Blindgängern« war wie eingebrannt in mein Gedächtnis und der Rat: »Nicht <drüber sprechen«. So war ich wie stumm und eigenartig unbeteiligt gegenüber mir selbst. Im Weiterlaufen schaute ich die schöne Uferlandschaft an, die links von uns grünte. Bemerkte die russischen Geschütze und Soldaten, die in der parkartigen Landschaft versteckt waren, und war dankbar, in Ruhe gelassen zu sein. Wir verließen die schöne Gegend. Offensichtlich ging es nun weiter nördlich. Jetzt ging es durch Straßen. Der Blick fiel auf mehrstöckige, dicht an dicht gebaute Häuser. Ein russischer Panzer, LKW's. Viele russische Soldaten. Wir mußten uns nun formieren und richtig marschieren. Die Atempause war vorbei. Unsere russischen Bewacher blieben korrekt und waren offenbar dankbar, daß wir keine Schwierigkeiten machten. Bahnten uns einen Weg durch die verstopfte Straße. Irgendwie ärgerte ich mich über die grobschlächtigen, russischen LKW's mit dem roten Stern. Die roten Sterne wirk-

ten auf mich wie riesiggroße Drudenzeichen. Die Amerikaner haben das gleiche Zeichen. Das Pentagon. Widersinnig, das Bündnis, das Symbol. Mein Ärger war bald vorüber. Die Straßen waren wieder fast frei; die Dämmerung setzte ein. Mechanisch marschierten wir weiter. Wohin? »Ich glaube, wir sind in Tegel«, mutmaßte ein Kamerad. »Ich war dort mal bei einer Flak-Batterie. Da gibt es einen kleinen Bunker.« Was er mir dann sagte, klang in meinen Ohren verworren: »In dem Bunker könnten wir vielleicht übernachten. Der »Rusky-Kamerad« wird froh sein, wenn er uns, bevor es ganz dunkel ist, in Sicherheit hat. Und ich habe keine Lust im Freien mit den Händen hinter dem Kopf zu übernachten.« Er hatte auf den Russen gedeutet, der offenbar das Kommando hatte. Tatsächlich ließ sich der von ihm ansprechen. Das paßte alles nicht in mein Bild von Soldaten, Russen und Gefangenen. Der Kamerad kam zu mir zurück und wirkte erleichtert. »Ja, er wird es versuchen. Er soll mit uns nach Bernau zu einem großen Sammelplatz für Gefangene. Das ist noch unverschämt weit. Einen genauen Termin hat er nicht und auch sonst kaum Ahnung von der Gegend.«

Tatsächlich kamen wir nach einiger Zeit zu dem ehemaligen Flak-Bunker. Eine Falltür führte hinunter. Mein Kamerad strahlte, als wir, um die Öffnung herumstehend, in den Bunker blickten. Einer nach dem anderen stiegen wir hinunter. Unsere Bewacher schauten befriedigt zu, blieben aber auf der Betonfläche stehen. Andere Russen waren dazu gekommen und es wurde debattiert. Der Kamerad hatte offenbar recht. Unsere Bewacher waren für seinen Tip dankbar gewesen. Der Bunker war für vielleicht zehn Mann gebaut. Wir waren dreißig. Es gab eine Notbeleuchtung, eine Toilette, ein Waschbecken. Nacheinander wurde die Toilette aufgesucht. Alles ging diszipliniert und kameradschaftlich zu. Plötzlich öffnete sich wieder der »Deckel« des Bunkers. Ein russischer Soldat mit Taschenlampe in der Hand grinst von oben zu uns herunter. »Bringe noch Kameradis!« Die Kameraden kletterten zu uns herunter. Waren wir jetzt fünfzig Mann in dem kleinen Bunker? »Wir können uns ja nicht mehr alle hinlegen!«, rief aufgeregt einer der Kameraden, der sich bereits erschöpft auf den Boden gelegt hatte. Gottlob hatte ich eine gute Kondition; durch tägliche Märsche von circa dreißig Kilome-

ter trainiert, hatte mich der Marsch kaum angestrengt. So blieb ich in der Nähe der Fall-Luke stehen. Wegen der Luft. Ich bekam plötzlich Angst. Die Belüftung funktioniert ohne Strom nicht. Geistesgegenwärtig hatte einer die Notbeleuchtung bis auf die im Toilettenraum abgeschaltet. Damit die Batterie länger durchhielt. Nach einiger Zeit war Ruhe eingekehrt. Die Neudazugekommenen waren auch auf der Toilette gewesen. Jetzt würde ich vielleicht mich auch »hinsetzen« können. Ich tastete mich durch auf dem Boden liegende, an den Wänden und mitten im Raum stehende Kameras und schrak zurück: die Toilette war in der knappen Stunde in einen unbeschreiblichen Zustand geraten. Die Schüssel war bis obenhin »voll« und bereits teilweise der Fußboden wie mit braunem Schlamm bedeckt. Der Gestank war fürchterlich. Ein Kamerad in der Nähe meinte gutmütig: »Wenn Du nicht unbedingt mußt, verkneif's Dir bis morgen. Die meisten von den Neuen hatten die Scheißerei. Besser nicht anstecken.« Ich folgte seinem Rat. Langsam hatte ich mich wieder Richtung Ausstiegs Luke durchgetastet. Die Luft war zum Ersticken. Der süßliche Gestank wurde immer unerträglicher. Neben mir sagte einer: »Jetzt weiß ich, was Dante in seiner Hölle vergessen hat; mein Gott«. Mir trat Angstschweiß auf die Stirn; ich wußte nicht, wie lange es noch dauernd würde, bis wir erstickten. Endlos dauerte die Nacht. Gottlob drehte keiner durch. Es gab kein Geschrei, keine Schlägerei. Alle warteten auf den Morgen, auf Luft zum Atmen. Plötzlich wurde die Luke geöffnet. Russische Landser grinnten kameradschaftlich zu uns hinunter. Sie warfen vier, fünf Brotlaibe zu uns hinunter. »Nachher vielleicht gibt mehr, erst mal teilen. Langsam raufkommen.« Ohne zu versuchen von dem Brot etwas abzubekommen, schob ich mich durch die sich um die Brote drängelnde Kameradenschar hindurch zum Ausstieg. Langsam, wie angeordnet, stieg ich nach oben und schnappte nach Luft. Bald waren alle heraufgekommen. Wir durften uns ein wenig die Beine vertreten. Wurden von russischen Soldaten neugierig, aber nicht feindselig umringt und beguckt. Dann antreten, formieren und Abmarsch; jetzt waren wir bereits von acht bis zehn Russen bewacht. Noch immer aber hatte »unser russischer Anführer« das Kommando. Er fühlte sich für uns offenbar auch menschlich ver-

antwortlich. Nach einiger Zeit kamen wir in parkartiges Waldgebiet. Die Sonne war strahlend geworden. Der Alptraum der Nacht wich langsam aus dem Bewußtsein. Nun fing mein Magen an zu knurren. Trotzdem genoß ich den Marsch durch die schöne Natur bei dem angenehmen Wetter, wie eine Wanderung bei einem Klassenausflug. Klassenausflug Bernau; ja, in Bernau waren wir mit unserem Klassenlehrer, Herrn Wendt, gewesen. 1935? 1936? Wir waren mit der (S-?) -Bahn dorthin gefahren. Nieselwetter. Viel wurde daher nicht gewandert. In Bernau war eine große Burg; zu der führte Lehrer Wendt uns bald hin. Dort waren wir im Trockenen, hörten den geschichtlichen Erläuterungen zu. Dann kam der Rundgang durch die Burg. Waffen: Morgensterne, Bi=Händer, riesige Schwerter für beidhändigen Gebrauch. Der Kastellan gluckste vor Begeisterung bei Erläuterungen von Folterwerkzeug, nahm dann einen ledernen Eimer und ging mit uns an die Zinnen und zeigte nach unten: siedendes Pech wurde damit nach unten auf die Angreifer geschüttet, aber auch menschliche Exkremete – mit Verlaub Herr Lehrer, damit die Kinder das verstehen – also »Scheiße«. Wie die geschrien und gestunken haben. Ha, ha, ha. Ich hatte nicht mitlachen können. Bernau... .

Die Gegenwart hatte mich wieder. Die furchtbare Nacht, der entsetzliche Gestank, das nicht Fortlaufen können. Der russische Anführer blieb stehen, ließ uns vorbeimarschieren. Er schaute, als wolle er sehen, ob wir noch frisch genug für einen weiteren Marsch wären. Nein, der hatte uns nicht mit so vielen Kameraden in dem winzigen Bunker eingesperrt, um uns zu quälen, uns in Erstickungsangst zu bringen. Ihm war nur (?) nicht bewußt gewesen, was er uns antut. Eigentlich wollte er uns vor und in der Nacht vor Schlimmerem schützen. Der Marsch ging weiter. Am Waldrand war eine großzügige Villa mit einem Vorplatz. Eine Privatschule? Wir gingen am Zaun entlang, dann ein Stück nach rechts. Der russische Anführer faßte an das Tor, stieß es auf und zeigte: Hinein! Aufatmend stellten wir fest, das man mit Erbsensuppe auf uns wartete! Ich hatte kein Kochgeschirr, keinen Löffel. Macht nichts, pumpen. Ich sprach einen Kameraden nach dem anderen an. Keiner konnte, – wollte mir etwas leihen. Keinen Kochgeschirrdeckel, keinen Trinkbecher. Ich

bekam nichts ab. Brot gab es nicht. Und ich hatte so furchtbaren Hunger. Wann hatte ich zum letzten Mal etwas gegessen? Ich wußte es nicht. Die Schlange der zum Essenfassen in einer Reihe aufmarschierten Kameraden formierte sich zum Nachschlag fassen. Ich machte noch einen Vorstoß: Bitte, wenigstens Deinen Trinkbecher. »Nein! Wenn Du Schwein bloß gekämpft hast, statt zu organisieren, brauchst Du auch nichts zu fressen. Ohne Brotbeutel! Ohne Kochgeschirr! Warst wohl ein Held!« Der Russe wurde aufmerksam. »Du nichts zu essen?« Meine Augen schwammen. Er nahm den Trinkbecher, holte aus dem Kübel Erbsensuppe, drückte ihn mir in die Hand: »Du, essen!« Der deutsche Kamerad maulte: »Den gibst Du mir wieder, ausgewaschen!« Alles Essen war verteilt; viel hatte ich nicht abbekommen, aber ich war froh, ein wenig im Magen zu haben. Den Trinkbecher auswaschen! Man ließ mich in die Küche, und ich spülte den Becher aus. Beim Umsehen staunte ich: weiße Bettücher waren über die nicht benutzten Flächen, auch die Herdplatten gebreitet. Nur der große Aluminiumkessel (mit Glycerinbad?), in dem man offenbar die Suppe gekocht hatte, war unbedeckt. Meinen fragenden Blick bemerkend, erklärte mir jemand im weißen Kittel: »Kulturna, wir nix Krasni Schwinia. Ihr nicht krank werden sollen.« Mein Weltbild über Russen und Deutsche geriet mehr und mehr durcheinander. Ich gab den Trinkbecher zurück. In der Zwischenzeit waren die meisten Kameraden bereits in dem Gebäude auf die diversen Räume verteilt worden; wir wurden in einen Raum gebracht, der wie eine kleine Bibliothek wirkte. Ein schönes, großes Eckfenster. Schmale, eingebaute, offene Schränke und sehr schmale Bänke an der Wand laufend. Man konnte nicht draufliegen. Auf dem Boden schlafen. Ich ging zur Tür. Es war kein Posten aufgestellt. Mir war etwas aufgefallen, als ich in der Küche war. Nochmals zurück in die Küche. Tatsächlich, da lag es noch. Ein schön gehäkeltes, weiß gewesenes Umhangtuch, in das irgendetwas eingeschlagen war. Das Tuch war leicht blutig. Das Blut bereits bräunlich verfärbt. Ich schlug das Tuch auf: Pferdeknochen! Niemand hinderte mich, als ich das Tuch nahm, die Knochen auf den Boden legte (nix Kulturna) und leise murmelte: »Darf ich?« Das Tuch eng zusammen gelegt unter dem Arm ging ich wieder in das »Lesezimmer«.

Ich hatte eine Zudecke! Das Tuch sollte für mehr als ein Jahr das einzige sein, mit dem ich mich zudecken konnte. Es begleitete mich fast fünf Jahre durch Rußland.

Kaum im Zimmer, wurde ich angemault: »Was willst Du mit dem Scheißtuch voller Blut? Schmeiß das bloß weg. Komm damit nicht an mich ran!« Ich schaute ihm scharf in die Augen: »Du hast mir kaum Deinen Trinkbecher leihen mögen. Willst Du Deine Decke mit mir teilen? Ich habe keine Decke, keinen Mantel. Ich hatte mich nicht auf die Gefangenschaft vorbereitet!« Das Gespräch war beendet. Die anderen Kameraden schwiegen auch. Wir waren nur fünf Mann in dem schönen, hellen Raum. Eine Wohltat nach der Bunker- nacht. Ich legte das Tuch etwa in die Ecke, die von den beiden großen Fenstern begrenzt war, und setzte mich daneben. Das Tuch war nun mein einziger Besitz; nein, ich hatte ja auch noch die Nagel- schere und mein Soldbuch. Ich fühlte an die Brusttasche meines kurzen Waffenrockes: Ja, es war noch da. Irgendetwas knisterte in der Tasche, Papier? Ein Briefumschlag mit der Anschrift meiner Eltern. Kein Feldpostbrief, nein, ein frankierter, weißer Umschlag, auf den meine Mutter die Adresse bereits geschrieben hatte. »Wenn Du uns eine Nachricht schicken kannst, steck ihn in irgendeinen Briefkasten. Notfalls ohne etwas zu schreiben. Wir wissen dann, daß Du lebst.« Bei unserer Pioniereinheit war streng verboten gewesen, Fotos oder Papiere beim Einsatz bei sich zu führen, aus der Heimatanschrift und persönliche Daten zu entnehmen waren. Aber ich hatte den Briefum- schlag. Die Russen hatten ihn beim »Filzen« nicht bemerkt. Glück- liche Fügung. Einen Meldeblock hatte ich nicht mehr. Papiere? Ich wollte schreiben. Meinen Eltern sagen, daß ich lebe, daß ich lebe, daß ich in Gefangenschaft war, daß ich mich nicht getötet hatte, daß ich unverletzt war, daß man mich nicht gequält hatte! Ich war auf- gestanden, an die Bücherwand gegangen. Ich suchte nach Schreib- papier, fand es, fand einen Bleistift. Brauchte noch eine Unterlage. Ein Büchlein: Gehl, Geschichte in Stichworten, fiel mir auf – ein bißchen dünn – aber vielleicht als Begleiter und zur Ablenkung von der Gegenwart geeignet. Geschichte hatte mich auch immer inter- essiert. Noch ein Büchlein. »Also sprach Zarathustra« von Nietz- sche. Das wollte ich schon immer einmal durchblättern. Mit dem

Gefundenen in der Hand ging ich zu »meinem« Platz, den das Tuch markierte, und setzte mich auf den Boden. Der Trinkbecher-Kamerad hatte mich die ganze Zeit irritiert beobachtet. Jetzt hatte er die Sprache wieder gefunden: »Das ist doch nicht Dein Ernst, Dich mit der blutigen Decke zuzudecken?« Etwas gequält ging ich auf seine Frage ein: »Es ist mein Ernst; ich habe sonst nichts zum Zudecken. Das Blut ist kein Menschenblut. Da waren Pferdeknochen eingewickelt. Das Blut ist schon fast trocken. Und nun laß mich schreiben.« Wieder blieben die anderen Kameraden ruhig, und ich begann, an meine Eltern zu schreiben. Gab einen kurzen Bericht meiner Lage. Vermied es, etwas über meine Einsätze mitzuteilen. Beruhigte sie. Mutmaßte, daß ich für drei Jahre in Rußland in Gefangenschaft sein könnte. Irgendjemand hatte Dezember 1948 als Anhaltspunkt aufgeschnappt. So nannte ich diesen unvorstellbaren Zeitraum, damit meine Eltern nicht aufhören würden zu hoffen, nicht aufhören würden, die Hände zu falten und für die Heimkehr zu beten. Ich ahnte nicht, daß es Dezember 1949 werden würde, bis ich sie wiedersehen durfte.

Den Brief faltete ich zusammen, steckte ihn in den Umschlag, klebte ihn jedoch nicht zu. Noch wußte ich nicht, wie der Brief in dem Chaos des Zusammenbruchs zu meinen Eltern gelangen könnte. Aber die Nachricht über den Tod meines Bruders bei einem Gefecht in der Eifel hatte ja auch durch eine freundliche Hand zu meinen Eltern geführt. Warten ohne eine Nachricht, war doch das Furchtbarste.

Nietzsche, Zarathustra. Mein Vater hatte mir einmal beiläufig gesagt, daß Nietzsche auf dem Totenbett vieles widerrufen hatte und manche der Gedanken mehr als problematisch seien. So war ich ein wenig neugierig und gespannt, als ich zu lesen begann: »Eine Schlange tritt man nicht, man tritt sie tot!«, las ich, und stutzte. Unsicher, ob ich eine Schülerausgabe in der Hand hatte, sinnierte ich: Man tritt sie nicht, wenn es aber schon sein muß, dann aber tritt man sie tot. – Meine Lage kam mir wieder in's Bewußtsein. Es war der 1. Mai. Man hatte uns gesagt, Hitler habe Eva Braun (wer ist das?) geheiratet und Selbstmord begangen. Na und? Für mich war er seit dem Attentat am 20. Juli tot. Durch meinen Einsatz in Ostpreußen hatte ich das Drum-

herum unmittelbar miterlebt. Seinen Auftritt im August, seine Rede im Zeughaus, hatte ich für eine politische Aktion, die mit einem Doppelgänger durchgeführt wurde, gehalten. Max Eyth hatte in einem seiner Bücher (Hinter Pflug und Schraubstock?) berichtet, wie der ermordete Potentat in der Kutsche durch die Stadt gefahren wurde. Hitler Selbstmord? So beendete er die Verantwortung, die er großsprecherisch übernommen hatte. Eva Braun? Quatsch! Meine Gedanken behielt ich für mich. Ich war froh, daß man mich in Ruhe ließ. Die Dunkelheit brach herein. Tatsächlich konnten wir ungestört schlafen. Das blutbefleckte Wolltuch wärmte mich etwas. Daß jemand mit mir Decke und Mantel teilen würde, hatte ich nicht erwartet. »Die Kameraden sind alle in Stalingrad gefallen.« Nietzsches Gott war tot? Hatte er vielleicht mehr die Menschen gemeint? So war ich jedenfalls mit meiner Lage im reinen und irgendwie nicht unglücklich. Wir wurden früh geweckt! »Gestern war 1. Mai. Nix viel marschieren. Heute tawai, tawai.« Noch in der Dämmerung ging es los. Die Witterung war naß. Kalt, durch das flotte Marschtempo wurden wir warm. Die Stimmung war umgeschlagen. Die Dankbarkeit, nicht noch im letzten Augenblick vom Heldentod erwischt worden zu sein, war offenbar einem dumpfen Groll gewichen. Neben mir marschierte ein vielleicht dreißigjähriger Unteroffizier; immer wieder heulte er: »Und haben die uns belogen und betrogen ...aben die uns betrogen.« Der Mann ging mir auf die Nerven, und ich schnauzte ihn im Kommißton schließlich an: »Halt's Maul, Du Arschloch! Warst zu blöd zu begreifen, was gespielt wird. Hast wohl auch andere schickaniert, um Dich dicke zu tun. Du Arsch!« Verblüfft schaute er mich an. Dann sagte er leise: »Hast recht, Kamerad. Habe mich selber belogen, mir was vorgemacht. Habe mich mit meiner Familie deshalb zerstritten. Hast recht!« Stumm stapfte er nun weiter. Wir näherten uns Bernau. Noch immer war die Witterung naßkalt und paßte zu unserer Stimmung. Den Wald hatten wir hinter uns gelassen. Der Marsch ging nun über eine breite Landstraße, die rechts und links von großen Alleebäumen gesäumt wurde. Die Baumstämme wirkten riesig auf mich. Uralt. Linker Hand dehnte sich weites Feld bis an den Horizont. Plötzlich mußte ich an die Truppen in der neapolitanischen Zeit denken: Müssen wir auch bis nach Moskau marschieren? Es schüttelte

mich. Die Gegenwart erschien mir unwirklich. Dumpf marschierte ich mit den Kameraden weiter. Jetzt kamen wir in eine Randgemeinde von Bernau. Menschen auf den Straßen waren zu sehen. Auf einem Handwagen zog ein altes Ehepaar einen großen Radioapparat. Andere trugen auf den Armen Radios, vorwiegend Volksempfänger; aber auch den DKE, den Deutsche Kleinempfänger, genannt die Göbbelsschnauze, sah ich. Ein grotesker Anblick. Neugierig rief ich: »Wo wollt Ihr denn damit hin?« »Zur Sammelstelle. Wir müssen die Radios abliefern.« »Warum denn das?« »Befehl von der Kommandantur. Die Russen durchsuchen unsere Wohnungen. Fremdarbeiter helfen Ihnen dabei. Die sind die Schlimmsten. Wir haben Angst.« Rechts und links der Straße waren rote Plakate aufgestellt. Unser Zug näherte sich der Ortsmitte. Noch mehr, noch größere Plakate. Rot. Rot. Rot. Kommunistische Embleme. »Wir begrüßen die Rote Armee als Befreier vom Nazi-Joch.« Ein am Straßenrand stehender, der meinen verwirrten Gesichtsausdruck offenbar sah, rief mir zu: »Gestern war 1. Mai. Hier gibt es jetzt nur noch Kommunisten. Ha, ha, ha!« Jetzt war ich verblüfft. Kurz nach meiner Einschulung – April 1933 – wurde der 1. Mai gefeiert. Mit Hakenkreuzen. Dankesreden an Hitler. Wie ein Volksfest. Hitler hat den 1. Mai den Arbeitern geschenkt, sie vom Kommunismus befreit. Von der Schule aus hatten wir den Film »Hitlerjunge Quex« während des Unterrichts im Gasthof angeschaut. Heinrich George spielte die Hauptrolle. Einen Kommunisten; Kommunisten waren das Letzte, nur die Bolschewiken sind schlimmer, war die Botschaft.

Unter den Linden in Berlin 1. Mai 1942 war eine riesige Schau: Das Arbeiterparadies. Der Querschnitt zeigte das Leben im Bolschewismus. Entsetzlich. – Und hier wurden die russischen Bolschewiken von den deutschen Kommunisten gefeiert. Die Rote Armee, gegen die wir Berlin versucht hatten, mit unserem Leben zu verteidigen, als Befreier begrüßt. Ich war am Ende. Der Marsch ging weiter, immer weiter. Jetzt waren wir mitten in Bernau. Ohne, daß ich es recht bemerkt hatte, waren wir jetzt in einem riesigen Gefangenestrom. Unser anständiger, russischer Frontsoldat, der sich für uns verantwortlich gefühlt hatte, war nicht mehr zu sehen. Rechts und links von unserer Marschkolonnen waren wer weiß wieviele rus-

sische Soldaten, die sich als Bewacher aufspielten. Auf etwa zehn deutsche Soldaten ein russischer! Eine Schau, man wollte den Bernauern imponieren. Stöße mit dem Gewehrkolben. Ich war wie elektrisiert. In der Menschenmenge, die unseren traurigen Zug beobachtete, sah ich eine Frau. Spontan fühlte ich: das ist die erste und letzte Möglichkeit, eine Nachricht zu übergeben. Auf die Frau kannst Du Dich verlassen. Ich sprang aus der Kolonne. Drückte der Frau den Brief in die Hand und schrie: »Sagen Sie meiner Mutter, daß ich lebe, daß Sie mich gesehen haben. Geben Sie ihr den Briefumschlag, lesen Sie den Brief.« Jetzt wußte ich, warum ich das Kuvert offen gelassen hatte. Es ging um die Adresse und die Nachricht. Nicht um den Brief. Niemand würde es wagen, Post von russischen Kriegsgefangenen zu schmuggeln. Die Frau griff zu, nahm den Brief; drückte sich rückwärts gehend rasch durch die Menge. Schaute mich an und rief: »Ich geh zu Deiner Mutter.« Russische Wachsoldaten waren bereits mit gehobenen Gewehrkolben drohend auf uns zugesprungen. Kameraden zogen mich in das Innere der Marschkolonne. Wir mußten jetzt in Fünferreihen marschieren. Auch wegen des Zählens, wie mir später klar wurde – rast, twa, trie ---, jede zweite Reihe, dann war'n es zehn . Man schob mich weiter nach rechts außen. »Bist Du wahnsinnig? Die knallen Dich über den Haufen!« So ganz hatte ich den Wechsel nicht begriffen. »Unser« Russe war kameradschaftlich mit uns umgegangen. »Mann Gottes! Das war ein Frontsoldat. Ihr seid Euch Auge im Angesicht des Todes begegnet, das verbindet. Jetzt bist Du ein Stück Vieh. Wirst getrieben. Von Viehtreibern!« Er hatte recht. Nun waren wir aus Bernau heraus. Waren der Bevölkerung als die Besiegten von den Siegern vorgeführt worden, um zu beeindrucken. Auf der Landstraße wurden wir zu größter Eile getrieben. Marschdisziplin wurde verlangt. Die ersten wurden schwach. Einer verlor die Nerven, wollte, konnte nicht mehr. Blieb einfach stehen, nachdem er aus der Kolonne gesprungen war. Er wurde angebrüllt, gestoßen; ließ sich fallen, wurde angeschrien. Stand nicht auf, wurde erschossen. Liegengelassen. Die Kolonne war nicht stehen geblieben. Hunderte Gefangener hatten entsetzt und ungläubig den Mord an dem wehrlosen Kameraden mit angesehen. Der Kamerad neben mir erklärte mir: »Das soll abschrecken,

unser Marschtempo steigern. Wer das Tempo nicht durchsteht, ist ohnehin unbrauchbar. Die Russen treiben uns jetzt so schnell wie möglich über die Oder. Wir müssen auf der Ostseite sein, bevor Waffenstillstand besteht. Dann sind wir »Kriegsbeute« der Russen, die können mit uns machen, was sie wollen. Danach gibt es vielleicht Probleme mit den Amis. Verstanden?« Er hatte nicht kapiert gesagt, offenbar wollte er sich weiter unterhalten; ich fand die Erklärung gut, wollte mich aber nicht unterhalten. So antwortete ich nur mit: »Aha. Danke! Jetzt verstehe ich besser, was los ist.« Der Kamerad fügte noch an: »Denk <dran, nachher schaut keiner mehr hin. Jeder versucht nur noch mitzukommen, ohne schlapp zu machen.« Inzwischen war die Mittagssonne durchgebrochen. Rasch wurde es heiß. Der Schweiß stand vielen bereits auf der Stirn. Nach einiger Zeit lag zu unserer Linken ein kleiner See. Ein kleines Gehölz bildete einen rechten Winkel als Abschluß dazu. Ansonsten waren Feld und Wiesen die Umgebung. Ein Befehl: anhalten. Pinkeln. Runter von der Straße. Wir atmeten auf und liefen wie die Hühner durcheinander. Nachdem das »Wichtigste« erledigt war, ging ich Richtung See. Eine Gruppe Kameraden stand dicht beieinander und debattierte laut. Dicht daneben stand einer mit einem großen Rucksack in der Hand. Schweiß stand auf seiner Stirn. Er wischte den Schweiß ab, fluchte über das Gewicht des Rucksacks. Griff hinein und zog einen ganzen Laib Kommißbrot heraus. »Vier Laib Brot sind da drin; und das wiegt!« Staunend fragte ich: »Gibst Du mir ein Stück ab? Ich habe heute noch nichts zu essen bekommen.« Der Mann schaute mich vernichtend an. »Selber schuld. Dir was geben? Dafür hab ich das nicht geschleppt! Da schmeiß ich das Brot lieber ins Wasser.« Platsch! Das Brot schwamm im Wasser. Mit großem Schwung hatte er das Brot weit in den See geworfen, damit es unerreichbar war. Ich schaute wie betäubt dem Brot nach, das nun im Wasser versank. Ein Schrei holte mich in die Gegenwart zurück: »Du Schwein!« Eine Faust krachte in's Gesicht des Mannes. Junge russische Soldaten rannten zu der Gruppe und beendeten die Schlägerei. »Scheiße! Damit ist die Pause vorbei.« Fragend sah ich den Kameraden an. »Wieso?« »Wenn's eine Schlägerei gibt, hilft immer marschieren. Marschieren bis zum Umfallen.« Er hatte recht. Trillerpfeife, Tawai,

Tawai, Tawai. Auf die Straße. Antreten. Marschieren. Im Eiltempo und es war heiß. Der eine oder andere Schuß fiel. Wieder einer der nicht mehr konnte, nicht mehr mochte. Man nahm's zur Kenntnis, ohne besondere Erregung. So ist das eben. Weiter, weiter. Begreife, daß Du Kriegsgefangener bist. Jetzt ging es durch ein märkisches Dorf. Gepflegte Baumallee. Hübsche kleine Häuser. Am Marktplatz ein Rathaus, das Fenster geöffnet. Eine Radio, auf volle Lautstärke gestellt, spielte klassische Musik. Plötzlich war ich elektrisiert. Das Gebet des Rienzi. Meine beiden Brüder hatten es 1943 zu Sylvester in der St. Lukas Kirche gespielt. Peter an der Orgel, Sigmund Querflöte. Das letzte Mal, daß sie zusammen musizieren konnten. Sylvester 1945 ereilte uns die Nachricht von Peters Tod in der Kirche. Gebet des Rienzi. Ich hatte damals meinen Brüdern, der Musik gelauscht. Jetzt wurden meine Augen feucht. Den Text? »Laß jetzt noch nicht die Kraft des Zaubertranks versiegen?« Ich wußte den Text nicht genau, hatte mich nicht dafür interessiert; überlegte, ist er »christlich«? Aber jetzt gab er mir Mut: Laß meine Kraft noch nicht versiegen. Ich nahm mir vor: »Ich will die Augen auf halten. Die Schönheit der Mark Brandenburg fühlen. Fontanes Wanderungen durch die Mark lesen ist etwas anderes, als selber durch die Mark zu wandern. Als Kriegsgefangener durch die Mark getrieben zu werden, etwas ganz anderes!« Ich strecke mich, holte tief Luft und marschierte, marschierte, jetzt aber ganz bewußt die Landschaft erlebend.

Die Sonne ging unter. Es wurde dunkel. Eine große Wiese vor einem Waldstück. Halt! Alle legen sich auf den Boden! Niemand protestierte. Wir waren todmüde, froh uns hinlegen zu dürfen. Wie wir wollten. Nicht in Gefangenendemutspose auf dem Bauch liegen, die Arme auf den Rücken, die Hände im Nacken gefaltet. In der Nähe, etwa zehn Meter von mir entfernt, wurde ein Zelt aufgeschlagen. Für die russischen Offiziere. Holz für ein Feuer wurde aufgeschichtet; dann aber nicht angezündet. Offenbar hatte man immer noch Sorge, daß deutsche Flugzeuge angreifen könnten. Nach einiger Zeit war es ganz ruhig. Ein Russe führte eine junge Rotkreuzschwester zum Zelt. Tapfer war sie in unserem Treck mitgelaufen, hatte, so gut es ging, geholfen. Vor allem Fußkranke mußten verbunden werden.

Ich fand es anständig, daß die Schwester nicht wie wir im Freien, auf dem kalten Boden, übernachten sollte. Aus dem Zelt hörte ich Unterhaltungen auf Russisch mit deutschen Brocken; ich schlief ein. Ein Schrei weckte mich. Die Krankenschwester kam aus dem Zelt gestürzt, rannte an uns vorbei Richtung Landstraße. Zwei Wachposten hielten sie auf. Hemmunglos schluchzend stieß sie heraus: »Nicht zurück in's Zelt, nicht zurück in's Zelt!« Die beiden Posten führten die junge Schwester, beruhigend auf sie einredend, ein wenig zurück und bedeuteten ihr, daß sie sich zwischen die deutschen Kriegsgefangenen legen solle. Auf den blanken Boden, wie wir. Der Kamerad neben mir sagte: »So eine Schweinerei.« Leise antwortete ich: »Gnade Gott denen, wenn ich eine Maschinenpistole in die Hand kriege!« Mein Kamerad besänftigte mich: »So viel Munition gibt es gar nicht, um alle russischen und alle deutschen Schweine umzulegen.« Dachte er an den Kameraden mit dem Kommißbrot? Mein Magen fing an zu knurren. Ich dachte über die Maschinenpistole und die Frage »zu wenig Munition für alle Schweine, deutsche und russische« nach, über meinen »Leichtsinn«, bis an die Zähne bewaffnet in Berlin mitzukämpfen, ohne an das Überleben zu denken. An das für das Überleben Wichtige! Kochgeschirr, Löffel, Mantel, Decke. Aber ich wollte ja nicht in russische Gefangenschaft, wollte wohl nicht überleben. Immer noch nicht? Es begann zu schneien. Nicht viel. Aber nach kurzer Zeit war alles weiß. Wenigstens hatte ich das gehäkelte, große Tuch; auch wenn es blutig war. Ich schlief erschöpft ein. Die Nacht blieb unruhig. Kriegsgefangene und Bewacher froren bis in's Mark. Immer wieder stand einer der Gefangenen auf, aus Angst zu erfrieren. Jedesmal gerieten Wachposten in Aufregung. Fünf Kameraden in meiner Nähe, wir hatten uns im westlichen Grenzbereich des Lagers auf den Boden gelegt, standen nacheinander auf. Bewegten Arme und Beine. Schlugen mit den Armen ausholend auf Brust und Rücken, um sich zu erwärmen. Plötzlich rannte einer von ihnen Richtung Westen, die anderen ausschwärmend ihm nach. Rufe, Schüsse und Todesstille. Ich schlief schließlich wieder ein. In der ersten Morgendämmerung wurde ich durch prasselndes Feuer wach. Vor dem Zelt hatte man nun doch gewagt, den Holzstoß anzuzünden. »Tee« für die russischen Offi-

ziere und Wachsoldaten. Ohne Hast ließ man uns aufstehen und zur Marschkolonne formieren. Nach Kurzem waren wir auf der Straße. Der Marsch Richtung Oder ging weiter. Es wollte nicht richtig warm werden. Blieb trüb und neblig. Die leichte Schneedecke machte die Landschaft unwirklich. Der Gefangenenzug wirkte auf mich wie Wochenschauaufnahmen aus Rußland von 1941/42. Wie oft hatte ich Bilder von Gefangenen in ähnlicher Landschaft aus Rußland gesehen. Dieses Mal war ich Teil des Zuges. Irgendwie konnte ich die Situation nicht begreifen. Wir kamen gegen Mittag in's Oderbruch. Die Sonne war immer noch nicht herausgekommen. Wenn sie bis elf Uhr nicht da ist, kommt sie nicht mehr durch. Die Straße, auf der wir marschierten, lag höher als die umgebende Ackerfläche. Ackerfläche? Oderbruch. Hier hatte Friedrich II, oder war es sein Vater?, Franzosen, Glaubensflüchtlinge sich ansiedeln lassen. Den Boden kultivieren, Maulbeerbäume anpflanzen lassen. An Seidenraupen gedacht. Der Kamerad neben mir wußte es nicht. Seine Aufmerksamkeit war auf Wachsoldaten gerichtet, die Einzelne aus der Kolonne herausholten. »Was tun die mit denen?«, fragte er mich. Ich hatte den Vorgang nicht bemerkt; hatte versucht in dem »Gehl«, dem Büchlein, das ich hatte mitgehen lassen, während des Marschierens nachzuschauen, wann und wie das mit dem Oberbruch und Friedrich II war. Das war ein Fehler. Der neben mir marschierende Kamerad sah es. »Bist Du wahnsinnig?« Die Warnung kam schon zu spät. Ein Wachsoldat griff zu meinem Büchlein. »Du nix brauchen. Du nix lesen! Weg!« Das Büchlein flog im hohen Bogen die Böschung hinunter. »Raus!« Er packte mich und zog mich aus der Marschkolonne. Drückte mich auf den Boden. Zog mir einen meiner Stiefel aus. Schaute in den Stiefel; etwas ungläubig auf meine Füße. Schmiß mir den Stiefel hin. Sagte enttäuscht etwas, das wohl heißen sollte: »Scheiße! Zu klein. So schöne Stiefel! Behalt. Zieh wieder an!« Blitzschnell hatte ich den Stiefel wieder an. Nachdem mir versehentlich ein Ponton beim Absetzen von der Schulter auf den linken, großen Zehen gestellt worden war, trug ich Stiefel, die nicht nur eine, sondern zwei Nummern größer waren als nötig. Man kam schneller raus und rein und hatte »Vorwarnung« im Zehenbereich. Ich hatte meinen Fuß damals herausziehen können, obwohl

der Ponton darauf stand! Nur der große Zeh war etwas beschädigt. Der Nagel war inzwischen schon weitgehend nachgewachsen, das Nagelbett war aber beschädigt und durch das gewaltsame Marschieren entzündet. Jetzt spürte ich die Schmerzen wieder. Der russische Soldat ließ mir keine Zeit, rannte ein paar Schritte mit mir nach vorn und schob mich kameradschaftlich in eine Lücke hinein. Ich marschierte weiter, als sei nichts gewesen. Jetzt wußte ich, was meinem Kameraden vor einigen Minuten aufgefallen war: auf unsere Stiefel wurde förmlich Jagd gemacht. Am Straßenrand standen russische Soldaten und Offiziere. Sie starteten auf die Stiefel der vorbeimarschierenden deutschen Kriegsgefangenen. Gefiel ihnen das Schuhwerk, hatte es die richtige Größe: Raus aus der Kolonne, ausziehen. Aber schnell! Tawai, Tawai! Ich wurde wieder herausgeholt. Hatte Glück. Zu kleine Füße. Noch einmal. Pech. Jetzt war ich meine Stiefel los! Mein Gott, was nun? Ich hatte Glück. Der Russe sah mein verzweifertes Gesicht, gab mir seine! Keine Lederstiefel. Eine Art Leinwand; mit Pech gegen Wasser gedichtet. Etwas zu groß für mich. Ich strahlte dankbar den Russen an, hatte feuchte Augen. In dem Vergleich zu dem Russen war ich ein halbes Kind, noch nicht achtzehn. Er schaute mich genauer an. Begriff offenbar, daß ich nichts, aber auch gar nichts an Marschgepäck bei mir hatte. Erschrocken sagte er etwas zu mir, was ich nicht begriff: »Du brauchst ein Kochgeschirr!« Er bedeutete mir, sitzen zu bleiben, mich nicht vom Fleck zu rühren. Rannte weg; war blitzschnell wieder da; hielt in der Hand einen runden, schwarzen Topf mit einem Henkel. Zeigte mir stolz, daß der Topf innen verzinkt war. Drückte ihn mir in die Hand, dazu einen Löffel. »Guutes russisch Kochgeschirr. Gäht viel rein. Du brauchst zum Essen. Besser als gute Stiefel, nimmt man Dir sowieso, wenn Du kaputt.« Zog mich mit einer Hand hoch und schubste mich freundschaftlich in die Kolonne zurück, die sich inzwischen unendlich weit dehnte. Beißender Geruch, Nebel, Qualm, Gehöfte. Dann süßlicher, penetranter Geruch, den ich aus den Einsätzen in Berlin kannte; während und nach den Bombenangriffen; nie mehr zu vergessen; verkohlte Menschen. Unter Bewachung richteten Anwohner eine Pyramide auf. Aus roten Ziegeln. Zum Andenken an die gefallenen, russischen Soldaten. Ein Spruch-

band mit Propagandaparolen, wie ich sie schon in Bernau gesehen hatte. Hier wirkten sie noch mehr wie eine Lüge. Die Rote Armee als unsere Befreier. Mein Gott. Kleinere Pyramiden mit Fotos gefallener Rot-Armisten. Unsere endlose Kolonne irrte scheinbar ziellos durch die Bruchlandschaft. Hatte man Angst vor Sumpfgeländen? Wir hielten. Die Kolonne wurde auf einem Feld zusammengezogen. Es ging weiter. Irgendwie wurde mitgeteilt, daß wir Wrietzen bereits hinter uns hätten, bald über die Oder kämen und dann eine Marschpause bekämen. In Neudamm gäbe es Essen. Man trieb uns nun zu größter Eile. Die Straßenführung wirkte ein wenig verworren. Das Bruch? Durch ein kleineres Dorf hindurch. Der Brandgeruch war schon weit hinter uns. Keine Rauchschwaden. Das Wetter nach wie vor naßkalt. Abgestumpft marschierte ich in der Kolonne mit. Froh, daß die getauschten Stiefel nicht drückten. Das Kochgeschirr hielt ich krampfhaft fest in der linken Hand; ich marschierte auf der linken Seite der Kolonne. So konnte es mir so leicht keiner entreißen. Auch hatte ich Sorge, daß es mir, wenn ich es in der rechten Hand trüge, und ich von meinem Kameraden zur Rechten versehentlich gestoßen würde, zu Boden fallen könnte. Bei dem Marschtempo und der jetzt im Dorf eng aufgeschlossenen Kolonne, hätte ich kaum eine Chance es aufzuheben. Das Kochgeschirr war ja das Wertvollste, das Wichtigste, was ich jetzt besaß. So war ich mit meinen Gedanken und meine Augen nicht ganz so auf die Marschkolonne konzentriert. Wir waren durch das Dorf hindurch. Das Geländer einer unscheinbaren Holzbrücke war zu sehen. Die Spitze der Marschkolonne hatte die Brücke bereits erreicht, überquerte die Brücke. Die Kolonnenspitze wurde nach rechts an das baumbestandene Ufer dirigiert. Die russischen Soldaten riefen und winkten. Die Formation löste sich jenseits der Brücke auf. Die versprochene Ruhepause! Gott sei Dank. Während ich aufatmend zu den bereits an der anderen Uferseite hin und her laufenden Kameraden schaute, rechts von mir ein lauter Schrei. Ein Kamerad war aus der Kolonne ausgebrochen, auf das recht niedrige, hölzerne Brückengeländer gesprungen. Einen Augenblick stand er schwankend auf dem breiten Handlauf, schrie wieder. Jetzt konnte ich verstehen, was er schrie: »Ich will nicht über die Oder; ich will nicht in Rußland kre-

pieren!« Ich hörte, wie sein Körper klatschend auf dem Wasser aufkam. Unmittelbar darauf Warnschüsse in die Luft. Ein Wachsoldat hielt seine Waffe mit einer Hand hoch, packte den ihm am nächsten marschierenden, deutschen Kriegsgefangenen und trieb ihn an's Geländer. »Rüber! Spring! Retten! Sonst ich schießen!« Andere Wachsoldaten kamen dazu. Der sich wild Sträubende klatschte in's Wasser. Wollte sich an's Ufer retten. Eine Maschinengewehrsalve ließ das Wasser zwischen dem Schwimmenden und dem Ufer aufspritzen. Die nächste Salve schnitt den Weg unter die Brücke ab. Der Schwimmende begriff: »Ich muß meinen Kameraden retten oder ich sterbe.« Die Strömung der Oder war nur mäßig und er hatte den lebensmüden Kameraden rasch erreicht und brachte den sich Sträubenden an's östliche Ufer. Hände der Mitgefangenen streckten sich ihnen entgegen und zogen die beiden tropfnassen Soldaten heraus und brachten sie die Böschung hinauf. Sogleich begannen beide sich laut zu streiten: »Du Idiot! Soll ich für Dich noch zum Schluß <draufgehen. Was soll die Scheiße. In das eiskalte Wasser springen. Du Idiot!« »Ich will nicht nach Rußland, warum hast Du mich rausgeholt!« Die Russen brachten für die vor Kälte Bibbernden Schlafdecken, wickelten beide wie sie standen, darin ein und führten sie fort. Noch unter den Decken, die Köpfe waren mit eingepackt, beschimpften sich die beiden; es war aber nun nicht mehr gut zu verstehen.

Die Marschpause war angefüllt mit Mutmaßungen, wie es weiter geht. Was man selber gemacht hätte, wenn man selber hätte springen müssen. Der Marsch ging weiter. Neudamm wurde tatsächlich vor Anbruch der Dunkelheit erreicht. Es gab ein richtiges Lager mit Scheunen. Wir würden nicht im Freien schlafen müssen! Es gab eine Suppe, ich war körperlich am Ende, aber dankbar. Nach dem »Essensempfang« mußten wir uns in Kompanien aufstellen. Immer hundert Mann. Wie es gerade sich ergab. Dann wurde gefragt: »Wer ist am längsten Soldat und nie befördert worden?« Niemand meldete sich. Der Blick des fragenden russischen Offiziers fiel auf einen Stabsgefreiten. »Na, Du zum Beispiel. Wie lange dabei und noch immer nicht Unteroffizier?« »Seit 1933!« »Na bitte; jetzt bist Du Kompaniechef! Stell Dich hier hin, vor die Front! Du bist der Kompaniechef für die-

sen Haufen!« Der russische Offizier wandte sich jetzt wieder an uns: »Ihr seid von Euren Offizieren belogen und betrogen worden! Habt Glück, daß Ihr noch lebt. Jetzt kommen die mal ran, die immer zu kurz gekommen sind! Ich brauche noch Meldungen. Wer will Kompaniechef werden? Obersoldaten, Stabsgefreite, Obergefreite mit zehn oder mehr Dienstjahren!« Jetzt meldeten sich einige Kameraden, sie wurden zugeteilt. Mußten das Kommando »Stillgestanden« geben; es war ein schlechter Witz. Mein Nachbar raunte mir zu: »Die Blödesten von den Dämlichen. Zwölf Jahre war er Soldat und »Bums«, schon war er Stabsgefreiter.« Ich wußte von »Vomag's«, den Unteroffizieren von 1935, die ohne Befähigung avanciert hatten, als die alte Reichswehr von hunderttausend Mann auf dreihunderttausend als Wehrmacht verstärkt wurde. Hatte meine eigenen Erfahrungen machen müssen. Was das hier sollte, begriff ich nicht. Mit fiel nur auf, wie gut der russische Offizier Deutsch sprach. Na schön. Also: »Stillgestanden«. Der russische Offizier hielt eine kurze Ansprache: »Ihr seid jetzt in Neudamm. Das ist ein Durchgangslager. Morgen geht es weiter nach Landsberg an der Warthe. Dort ist ein Arbeitslager. Ihr bleibt ein paar Tage dort, bis der Bahntransport so weit ist. Jeder schaut jetzt seinen Nachbarn genau an. Morgen tretet Ihr genau so an, wie Ihr jetzt steht. Nach dem Wecken geht Ihr zum Frisör. Ha, ha, ha. Haare ab. Glatze, wegen Läusen. Dann gibt's Suppe. Dann antreten, Zählappell. Abmarsch. Die Kompaniechefs sorgen dafür, daß alles klappt. Wegtreteten lassen.« Jetzt wandte er sich an die Kompanieführer: »In die Scheunen verteilen«. Der russische Offizier rauschte ab. Die frisch gebackenen Kompaniechefs machten ein betretenes Gesicht und brachten uns in die Scheunen. Zu unserer Scheune waren keine zwanzig Schritte zu gehen. Es war dunkel geworden. Wir gingen nach und nach wieder hinaus, um eine Latrine zu finden. Als ich zurückkam, hatten sich bereits die meisten Kameraden auf den Boden der Scheune gelegt, der »Kompaniechef« lief unruhig hin und her, warnte vor dem Rauchen und hatte Angst vor Prügeleien zwischen den Gefangenenkameraden. Seine Sorgen waren verständlich: Jetzt hatte er (zum ersten Mal?) Verantwortung übernommen! Für hundert Kameraden und gegenüber den Russen. Er würde von beiden Seiten zur Rechenschaft gezogen werden, wenn

es zur Schießerei käme! Wir waren jetzt hundert Arbeitskräfte, die er heil in Landsberg abzuliefern hatte. Er war mit den Nerven fertig. Aber er hatte Glück. Alles blieb ruhig. Wir waren den ganzen Tag über marschiert, hatten eine einzige, vielleicht halbstündige Pause gehabt. Gepinkelt wurde aus der Kolonne heraus. Waren wir vierzig Kilometer marschiert?, oder gar fünfzig? Ich schlief ein, und bis zum Morgengrauen durch. Vorsichtig schaute ich aus der Scheune heraus. Durfte zur Latrine gehen. Als ich zurückkam, war schon der »Frisör« da. Vier, fünf Kameraden warteten schon auf Ihren Haarschnitt. So stellte ich mich mit an. Meine Haare fielen; sie waren so schön gewachsen seit Guben. Irgendwie empfand ich die Prozedur als beleidigend. Nun gut, mein Vater hatte uns im Sommer auch die Haare kurz geschnitten, damit wir uns nach dem Baden nicht erkälteten. Das war etwas anderes gewesen. Jetzt wurden wir gebrandmarkt! Jetzt wurden wir für alle erkennbar Gefangene! »Mit den Haaren ist uns der Fluchtweg abgeschnitten«, sagte ich zu dem neben mir stehenden Kameraden. Er schaute mich traurig an: »Fliehen? Wohin denn? Meine Leute sind alle tot. Bomben!« Seine Augen wurden naß, und er wandte sich um. Dem nächsten Kameraden waren die Haare abgeschnitten worden. Er nahm das locker: »Jetzt kriegen wir was zu fressen. Haare runter, Kochgeschirr raus. Da drüben ist die Suppenausgabe! Kommt!« Nach meinem Kochgeschirr mußte ich nicht suchen, mußte nicht zurück in die Scheune; ich hatte es in der Hand; hatte es mitgenommen auf die Latrine. Scherzend sagte ich zu dem Kameraden: »Vor ein paar Tagen bin ich mit der Maschinenpistole zum Scheißen gegangen, weil ich überleben wollte. Jetzt gehe ich mit dem Kochgeschirr auf die Latrine, aus dem gleichen Grund.« Er merkte, daß ich mich ein wenig deshalb genierte und sagte beruhigend: »Da kannst Du einen drauf lassen. Hast erst von einem Russen ein Kochgeschirr kriegen müssen, armes Schwein. Laß es nie mehr aus den Augen.« Jetzt waren wir am Kessel. Ich bekam einen Mordsschlag Suppe in meinen runden Topf und der nette Kamerad sagte bewundert: »Geht ne Menge rein in so'n russisches Kochgeschirr. Eigentlich praktischer als unser nierenförmiger, hoher Apparat.« Ich fühlte mich aufgerichtet und trollte mich, fleißig löffelnd, zu unserer Scheune. Die meisten waren schon auf den Beinen. Schon

bald wurde zum »Zählappell« gerufen. Dieses Wort sollte ich künftig noch oft hören. Ziemlich lässig stellten wir uns so auf wie am Abend zuvor. Jeder schaute nach den Gesichtern der Kameraden, die vor, neben und hinter einem gestanden hatten. »Jeder hat seinen richtigen Platz? Fehlt keiner? Können wir durchzählen?« Der Kamerad neben mir rief laut: »Nein! Gestern Abend stand auf diesem Platz neben mir ein anderer! Nicht der!« Erregt packte er mich an meinem linken Arm. Verblüfft schaute ich ihn an. »Aber gewiß! Wir haben gestern nebeneinander gestanden.« »Nein«, sagte der Kamerad, nun aber ein wenig unsicher geworden. »Gestern stand neben mir ein ganz normaler Landser; keiner mit solchem Eierkopf.« Ich zog ein Gesicht, strich achselzuckend über meinen kahlgeschorenen Kopf mit der Hand und sagte etwas wehmütig: »Meine Haare sind ab. Ohne sehe ich so aus.« Die Kameraden lachten, ich setzte meine Feldmütze auf und klopfte dem leicht verwirrten Kameraden auf die Schulter. »Mein Gott, wie das entstellt«, brachte er gequält heraus, und meldete dann dem Kompaniechef zackig: »Alles klar für den Zählappell. Die »Kopfzahl« stimmt und wir rücken ab. Zum großen Sammelplatz. Dort warteten bereits andere »Kompanien« auf uns und russische Soldaten. Die Marschformation wurde zusammengestellt; die Bewacher nahmen ihre Plätze rechts und links von der Kolonne ein. Lustlos setzte sich der Gefangenenhaufen in Bewegung, marschierte dann aber doch recht flott. Die Sonne war heraus gekommen; aber noch war die Luft frisch. Niemand maulte. Die Parole hieß: Wir müssen heute nach Landsberg an der Warthe. Wenn wir Glück haben, zum Teil mit der Bahn. Über die Entfernung war ich mir nicht im klaren und versuchte, den neben mir marschierenden Kameraden zu fragen. Bevor ich dazu kam, wurde meine Aufmerksamkeit auf Pferdege-trappel gelenkt. Tatsächlich; da kam eine leichte, offene Kutsche gerollt und zog an unserer Kolonne vorbei. Ich traute meinen Augen nicht: Auf dem Kutschbock zwei russische Soldaten – Offiziere? –, in der Kutsche ein deutscher General! Auf dem Notsitz hinter dem General, mit dem Rücken in Fahrtrichtung zwischen den Gepäckstücken: ein deutscher Soldat. Der Putzer des Herrn General!! Mir blieb die Luft weg. Ein Kamerad machte seinem Herzen in gebrochener Deutsch Luft: »Is» feines Herr, deutscher General. Offizierseh-

renwort. Nix mehr ich schießen, ich nix abhauen. Wird gefahren, muß nix arbeiten. Hab für falsche Seite gekämpft.« Der volksdeutsche Kamerad traf den Nagel auf den Kopf. Nicht nur ich war wütend. Gestern Abend der Vortrag, wie wir uns von den Offizieren haben betrügen lassen, und dann dieser Hohn. Gefangene getrennt in Mannschafts- und der Offizierklasse bei den russischen Kommunisten? Schon bald sollte ich lernen, daß auch deutlich zwischen Truppen- und Staboffizieren unterschieden wurde. Vor allem bei der Unterbringung, der Verpflegung, dem Arbeitseinsatz. Die Kolonne war an einem Güterbahnhof angekommen. Ein Zug mit offenen, alten Güterplattformwagen stand bereit. Über der Plattform war in wildem Verhau Stacheldraht gelegt worden. Fast wie eine Weinlaube wirkte das scheußliche Arrangement. Auf den Bremserhäuschen saßen russische Soldaten, ihre Maschinenpistolen oder auch Maschinengewehre in drohendem Anschlag auf uns gerichtet. Unsere bisher friedlichen, kameradschaftlichen Bewacher fühlten sich offenbar angestachelt; sie trieben uns in äußerster Eile auf die Waggons. Ich hatte scheußliche Angst davor, mit dem Kopf in so eine herunterhängende Stacheldrahtschlinge zu geraten und ein Auge zu verlieren. Aber alles ging gut; es gab keinen Unfall, und wir standen nun dicht gedrängt auf der Plattform und hielten uns gegenseitig fest, als der Zug sich ruckelnd in Bewegung setzte. Mein Blick ging nach oben zum Bremserhäuschen. Der russische Landser hatte Panik im Gesicht. Auf dem schmalen Bremserhäuschen mit dem langen, etwas vorsintflutlich wirkenden MG mit flacher, großer Trommel in der Hand, war er viel mehr gefährdet als wir Gefangenen. Er hatte keinen Halt. Ein scharfes Bremsen und er würde herunterfallen, auf das lose Stacheldrahtgewirr, zwischen die Gefangenen mit seinem MG. Er würde in jedem Fall massakriert werden. Irgendwie beruhigte mich das wegen der Gerechtigkeit. Wegen des Generals. Aber er war ja auch keiner, nur ein armes Schwein, das abgeknallt würde. Die Fahrt ging zügig voran. Inzwischen war die Sonne verschwunden. Der Fahrtwind war empfindlich kalt. Man drängte sich aneinander. Mit etwas Glück konnte ich immer wieder einen Blick von der weiten Landschaft erhaschen. Das lenkte mich ab und verkürzte die Zeit. Endlich. Angekommen. Runter von den Waggons. Antreten, zum Lager marschie-

ren. Bald waren wir da. Das Tor wurde für uns geöffnet. Arbeitsdienstbaracken. Baracke an Baracke. Ein großer Antrreteplatz. Wir mußten uns aufstellen; wurden schnell eingeteilt; bekamen kurze Instruktionen. Das Wichtigste: Hygiene, Hygiene, Hygiene. Chlorkalk über die Scheiße streuen! Alle zur ärztlichen Untersuchung. Wir haben Angst vor Fleckfieberthyphus. Haben keine Lust, wegen einer Drecksau hier zu verrecken. Fressen gibt's erst nachher. Jetzt begriff ich, woher der merkwürdige Gestank kam; Latrinen mit Chlorkalk. Ich hatte große Sorge, daß die Untersuchung lange dauernd würde und wir ewig nichts zu essen bekämen. Meine Sorge war unbegründet. Man schob uns, wie wir standen, einen nach dem anderen, in eine Baracke. Vor der Tür saß ein Listenführer. Name ...sw.. Ich stolperte in die Baracke, die brechend voll mit Gefangenen war. Untersuchung vor all den Menschen? Eine Russin, offenbar Militärärztin, assistiert von einem deutschen »Spieß« plärrte mich an: »Hemd hoch, Hosen runter, umdrehen, bücken, Arschbacken auseinander!« Der Spieß leuchtete mit einer Taschenlampe auf meinen After. »Nix Hämorrhoiden, ha, ha«. »Der Nächste bitte«. Man schob mich auf die andere Seite und dann raus. Irgendwie war ich verwirrt und peinlich berührt. Der Kamerad, der draußen auf uns gewartet hatte, gehörte zur Lagerverwaltung; er trug eine Armbinde. Als er mein Gesicht sah, klopfte er mir auf die Schulter. »Halb so schlimm, ist nicht ehrenrührig. Die suchen nach Uhren, Ringen, Gold, Edelsteinen, zusammengerollten Geldscheinen. Du glaubst gar nicht, was die schon alles da rausgeholt haben. Ha, ha, ha. Von wegen: Nix Hämorrhoiden. Nix Gold! So, wir gehen jetzt noch zum Filzen, und dann gibt es was zum essen.« Wir gingen zu einer offenen Baracke, die einmal wohl als Lagerbühne gedacht war. Stiegen die paar Stufen hinauf, zu dem »Kommittee«, wie uns der Begleiter erklärte. An einem großen Tisch saßen drei russische und drei deutsche Soldaten. Eine Längsseite war freigehalten. Ich mußte mich dorthin stellen und wurde »abgefragt«. Geboren, welche Einheiten, wo gefangen, mein Soldbuch hielt ich versteckt, ich wollte es auf keinen Fall verlieren. Man nahm meine Angaben zur Kenntnis. Ließ mich meine Taschen von innen nach außen drehen. War zufrieden. Noch eine Frage: »Kannst Du Maschinen demontieren?« Diese Frage beantwortete ich

mit einem klaren »Ja!« – mein Gott, was hatte ich schon alles machen müssen. »Gut!«, dann zu meinem Begleiter gewandt: »Bring ihn zum Essen und dann zur Baracke mit den Maschinenfritzen!« Mein Begleiter schob mich freundlich fort und flüsterte mir zu: »Komm, ehe denen noch was für Pioniere einfällt.« Er zeigt in eine Ecke hinter dem Vernehmungstisch: »Einer hatte zwanzigtausend Mark bei sich! Alles geklaut!« Der Haufen mit den Geldscheinen war fast einen Meter hoch. Jemand war dabei, das Geld in Säcke zu stopfen. Mein Begleiter erklärte: »Das Geld ist ja noch nicht wertlos; da haben einige kräftig zugelangt. Später damit Schulden bezahlen oder so.« Er brachte mich zu der Baracke, wo es Essen geben sollte; durch eine Lücke bekam ich einen Schlag Essen in mein russisches Kochgeschirr. Beim Fortgehen sah ich einen Schalter, an dem offensichtlich besseres Essen ausgegeben wurde und ein Gesicht, das ich kannte: Der »Kamerad«, der uns an die Russen verraten hatte, schoß es mir durch den Kopf. Ich schaute ihn vernichtend an. Der Mann zuckte zusammen und drückte sich zur Seite. Mein Begleiter raunte mir zu: »Überläufer«. Ich nickte und wollte erklären, er ließ es nicht zu und riet mir: »Halt den Mund«, und zeigte auf ein Schild, das mir entgegen war: »Essensausgabe für Überlaufer etc.«. Nun verstand ich. Mein Begleiter zeigte zu einer Baracke: »Da kannst Du alle früheren Offiziere und Kameraden anzeigen, über die du Dich mal geärgert hast. Komm mal mit zu der Wandzeitung.« Was eine Wandzeitung ist, wußte ich nicht. So ging ich mit. An der Barackenwand waren große, selbstgeschriebene Berichte über Erlebnisse mit Offizieren angeschlagen. Zum Teil illustriert. Ich überflog einen der Berichte und war entsetzt: »Das ist doch alles Quatsch.« In dem Bericht wurde über die entwürdigende Behandlung eines Putzers berichtet, der seinem Chef beim Ausziehen der Reitstiefel helfen mußte. »Was soll das?«, fragte ich meinen Begleiter. »Heute haben wir einen deutschen General in einer Kutsche gesehen, mit Putzer. Devot auf dem Notsitz. Kutschiert von Rot-Armisten!« Mein Begleiter schaute mich nachsichtig an. »Es geht nicht darum, was Du glaubst und was wahr ist. Du mußt sehen, wie Du durch dieses Lager durchkommst. Besser, Du redest nicht.« Er brachte mich in die Baracke zu den anderen Maschinenfritzen. Bevor er sich verabschiedete, um mich meinem

Schicksal zu überlassen und zu seiner Registrierstelle zurück zu gehen, erklärte er mir noch kurz: »In diesem Teil des Lagers kannst Du »frei« herumlaufen; aber besser, Du gehst höchstens zur Latrine. Hüte Dich vor falschen Kameraden. Du kannst, wenn du noch nicht achtzehn sein solltest, um Deine Entlassung bitten. Dort in der Baracke. Vorher gibt es aber eine Vernehmung. Wenn Du nie gekämpft hast, alles gut. Sonst aber: »Wiedergutmachung«. Als Pionier? Was meinst Du, wieviel Mienen im Oderbruch aufzunehmen sind? Und nun: Hals- und Beinbruch.« Verwirrt stand ich da. In der Baracke gab es Feldbetten. Noch waren wenige belegt; ich suchte mir eine Ecke, setzte mich auf das Bett und versuchte zu begreifen. Der Krieg war aus, der Marsch in die Gefangenschaft beendet. Morgen: Arbeiten in einer Fabrik; Maschinen demontieren. Übermorgen? Mit den Maschinen nach Rußland? Ich stand auf. Ging zur Latrine. Das durfte ich ja wohl. Die »Barackenstadt« war ähnlich, wie das Arbeitsdienstlager in Niedersalpklein bei Lötzen in Ostpreußen. Dort mußten wir aber stets über den Hof rennen. Normales Gehen war verboten. Der Zugführer vom vierten Zug war ein Schwein gewesen. Hatte uns »Kehrt« machen lassen, und einen Kameraden zusammengeslagen. »Wenn einer etwas gesehen hat, bring ich ihn vor's Kriegsgericht. Ihr seid im »Stillgestanden«. Keine Befehlsverweigerungen, bitte!« Der Truppenführer hat mit dem Leben bezahlen müssen. »Anrufen und sofort schießen«, hatte er uns geraten. Als er nachts die Wache kontrollieren wollte, hatte er selbst keine Zeit mehr zum antworten. Niemand trauerte ihm nach. Also, hier muß ich nicht über den Hof rennen; aber Chlorkalk darüber streuen. Sogar eine Waschgelegenheit gab es. Wann hatte ich mich das letzte Mal gewaschen? Kann nicht schaden. So nun in die Baracke, auf die Nacht warten, dann auf den Morgen. Die Nacht kam, der Morgen kam, dran denken: Nicht sprechen, falsche Kameraden, Maschinen demontieren, dann nach Rußland, Maschinen wieder aufstellen. Mein Gott ... Man holte uns aus der Baracke; jeder bekam einen Schlag Suppe. Wir löffelten unsere Geschirre hastig im Stehen aus. Dann wurde losmarschiert. Nach einiger Zeit waren wir an der Fabrik. Unterwegs hatte ich die riesigen Anlagen von Agfa-Wolfen gesehen. Man war dabei, die Rohrleitungen zu demontieren. In der Fabrikhalle bekam

ich eine große Schwedenzange und einige halbmeterlange Schraubenschlüssel in die Hand gedrückt. Dazu noch ein, auf einer Seite leicht flachgeschlagenes, Rohrstück zur Verlängerung. Man zeigte auf eine größere Werkzeugmaschine. »Die da! Die Muttern von der Verankerung weg. Dann die Transportleute rufen!« Die Muttern ließen sich gut lösen. Die Transportleute wuchteten die Maschine hoch. Ich ging an die nächste Maschine. Schließlich kam ich an eine sehr große Maschine. Die Muttern waren mit Splinten gesichert. Hier brauchte man Meißel, Hammer, eventuell eine Zange und einen Durchschlag. Suchend nach einer Werkzeugausgabe, fiel ich einem russischen Offizier auf: »Du nix arbeiten? Tawai, Tawai! Ich Dir Beine machen.« Ich versuchte ihm zu erklären, welches Werkzeug ich benötigte. Der Russe schaute mich an wie den ersten Menschen. »Dummkopf! Nix kapiert wie machen? Ich Dir selber zeigen!« Er piekte mit seinem Zeigefinger auf seine »Ordens«-brust, packte mich am Arm und sauste mit mir durch die Halle. Tatsächlich gab es eine Werkzeugausgabe. Er wählte einen mittelgroßen Vorschlaghammer aus, meine vorsichtigen Proteste beantwortete er mit Kopfschütteln, und nahm einen Schrotmeißel mit langem Stiel. Voller Begeisterung über das Gefundene lief er mit mir zu der Maschine zurück. Bedeutete mir, den Schrotmeißel auf den Maschinenfuß, in der Nähe der Befestigungsbolzen, aufzusetzen, und schlug zu. Der Stahlguß splitterte, ich mußte den Meißel auf der gegenüber liegenden Seite aufsetzen. Krach! Der Bolzen stand alleine, der Maschinenfuß war zerstört. Jetzt zu den anderen Befestigungen. Brutal wurde der Sockel abgeschlagen. In null Komma nix konnte die Maschine weggebracht werden. »Aber Maschine kaputt«, wendete ich klagend ein. Der Russe strahlte: »Kann man wieder schweißen; aber so geht schnell! Tawai, Tawai! Kapiert!« Am späten Nachmittag waren alle Maschinen dieser Halle demontiert. Man hatte uns einen Kübel Essen in die Halle gebracht und großzügig ausgeteilt, damit wir nicht Zeit bei der Demontearbeit verlor. Nun gingen wir in's Freie und halfen beim Verladen der Maschinen. Die Geleise waren bis auf zehn Meter an die Halle herangeführt. Die Plattformwagen wurden von der Seite beladen. Die schweren Maschinen wurden hochgewuchtet und zum Teil nun bereits kopfüber auf die Wag-

gons gestürzt; es war eine furchtbare Hetze. Tawai, Tawai. Man war aber ausgesprochen kameradschaftlich zu uns. Es war noch nicht dunkel, als wir zum Abrücken im Lager uns sammeln mußten. Einer fragte: »Morgen wiederkommen?« Der aufsichtshabende Russe zuckte die Achseln: »Noch nicht wissen, »Moschepit« Waffenstillstand fertig morgen, übermorgen? Ihr nach Rußland, Maschine nach Rußland. Vorher! Zug mit Maschine geht noch heute. Dos widania. Gut gearbeit, Kameradi!« Unser Haufen zog los. Man sprach miteinander, einige waren aufgeregt; Waffenstillstand; Kriegsbeute; Sklavenarbeit. Ich hielt meinen Mund. Man hatte uns nicht wie Sklaven behandelt; wer würde den Waffenstillstand unterzeichnen? Schlagartig wurde mir bewußt, daß ich seit Tagen keine Informationen mehr über die politische Lage erhalten hatte; ich war nur mitmarschiert in der dumpfen Atmosphäre des Gefangenenzuges. Beschäftigt mit dem unmittelbaren Schicksal, voller Angst vor der ungewissen Zukunft. Während des Krieges hatte ich ständig Nachrichten gehört; ab 1942 hatte ich einen Kurzwellenempfänger und konnte – verbotenerweise – Sender aus aller Welt hören. Als begeisterter Radiobastler hatte ich mich um die Aufnahme in den DASD, den Deutschen Amateur Sende- und Empfangsdienst, bemüht. Man hatte mich als Jungmitglied nach einer kurzen, mündlichen Prüfung aufgenommen. Über die Technik wußte ich sehr gut Bescheid; was ich nicht wußte, was ich hätte ahnen sollen: mit der Beantragung setzte automatisch eine geheime Überprüfung des Antragstellers und der Familie auf politische Unbedenklichkeit ein. Ohne es zu wissen, hatte ich meine Eltern gefährdet. Wir wohnten ja in unmittelbarer Nähe des Prinz-Albrecht-Palais, der Gestapo-Hochburg. Der KW-Empfänger war batteriebetrieben, für Kopfhörerbetrieb mit Steckspulen. Außer mir konnte niemand damit umgehen. Ich hörte vorwiegend nachts. Der Empfänger war klein und stand am Nachttisch. Die ganze Misere von Stalingrad hatte ich mitgehört. Auch die »Feind«-Propaganda. Nun, daß man darüber nicht redet, war in Fleisch und Blut übergegangen. Das half dann auch später auf der festen Funkstelle in Stahnsdorf bei der NEA3. Am Bügel des Kopfhörers hatten wir meist je einen Hörer von zwei Kopfhörerpaa- ren zusammengesetzt. Den einen Hörer im Funkempfänger auf der

jeweiligen Empfangsfrequenz, den anderen Hörer an einem Allwellenempfänger, um Nachrichten abzuhören. Man durfte sich nicht erwischen lassen. Und nun wußte ich nichts mehr von der Lage. Wir waren im Lager angekommen: Bekamen noch etwas zu essen; wuschen uns die Hände und legten uns schlafen.

Am nächsten Morgen wurden wir in Eile aus den Baracken gescheucht; wurden durchgezählt und zum Güterbahnhof geführt. Geschlossene Güterwaggons standen bereit. In jeden paßten gut fünfzig Gefangene hinein. Die Waggontüre wurde zugeschoben. Die Luftluken ließ man geöffnet. Gott sei Dank. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wohin? Irgendeiner hatte etwas aufgeschnappt: »Nach Posen. Ab dort liegt russische Breitspur, früher nur bis Brest!« Posen! Bei der Rückreise vom Arbeitsdiensteinsatz aus Ostpreußen, Anfang August 1944, waren wir zum Brot holen aus unseren Waggon gelassen worden. Ich war mit eingeteilt, wir schleppten das Brot in Schlafdecken nach dem Motto: Vier Mann, vier Ecken. Die Brotlaibe waren sauschwer und die Decken hingen durch und schleiften fast auf dem Kopfsteinpflaster. Das Brot hatten wir aus einer burgartigen Kaserne geholt. Die Stimmung bei den ja bereits vom Arbeitsdienst entlassenen Kameraden war auf dem Tiefpunkt. Man hatte uns in die Waggons eingeschlossen; seit der Verladung in Allenstein hatte es nur in Thorn einen kurzen Halt gegeben. Unser Chef hatte Sorge, daß seine Leute stiften gehen. Er war aber beauftragt, uns bei starkem Feinddruck bei der nächstbesten Wehrmachtseinheit einzugliedern. Aber wir waren noch einmal davongekommen, und dann, in Fredersdorf eingetroffen, durften wir mit dem Vorortszug nach Berlin, nach Hause! fahren. Unglaublich. Nun noch einmal: Posen! Wie lange?, wie kurz?, war das her! Welten lagen dazwischen.

Tatsächlich kamen wir nach Posen. Wir marschierten vom Bahnhof in einen Außenbezirk. Die Sonne blickte freundlich vom Himmel, ich schaute neugierig umher. Plötzlich fiel mein Blick auf das Straßenschild: übermalt! Kein deutscher, nein, ein polnischer Name. An der nächsten Straßenkreuzung das gleiche Bild. Die Schilder zum Teil überhängt mit provisorischen Blechtafeln. Mann, oh Mann, haben die das eilig. Schon in der Mark Brandenburg waren

die Schilder »russifiziert« worden. Da ich in der Schule griechisch gelernt hatte, zum Teil die Ortsnamen kannte, fiel es mir leicht, die cyrillische Schrift zu entziffern.

Da war das Lager. Eine kleine Barackenstadt. Pico-bello sauber. Die »Arbeitsdienst«-Baracken weiß gestrichen; Grünflächen, sauber gekieste Wege; aber – merkwürdig – kein Mensch zu sehen. Das Rätsel löste sich: auch wir wurden ruck-zuck auf- bzw. eingeteilt. »Baracke nicht ohne Aufforderung oder Erlaubnis verlassen! Wir brauchen noch ein paar Zimmerleute oder Schreiner. Die Waggons für den morgigen Transport müssen noch eingerichtet werden.« Vier, fünf Leute meldeten sich, man hoffte auf einen Schlag Essen mehr, und dann rein in die Stuben.

Richtige RAD-Betten, nur keine Decken und kein Bettzeug. Aber immerhin. Alles blieb ruhig. Der einzige Gedanke, der einen Kameraden quälte: »Hoffentlich kommen wir wirklich nach Rußland! Bloß nicht nach Polen!« Man diskutierte darüber: Flucht aus Polen ist möglich, aus Rußland kaum. Die Polen sind rachsüchtiger als die Russen. Natürlich kommt es darauf an, und, und, und. Als ich einschliefe, betete ich auch »für Rußland«.

Am Morgen: »Raustreten«. Essen ausgeben. Abmarsch zum Güterzug. Alles ging rasend schnell. Überrascht fand ich mich mit Kameraden vor einem riesigen Güterwaggon. Mein Staunen wurde bemerkt und man klärte mich auf: »Das ist mindestens ein Sechzigtonner. So große Waggons gibt es bei uns nicht. Das ist Breitspur. Es geht also nach Rußland!« Ein gewisses Aufatmen ging durch die Reihen. Wir kletterten in den Waggon. Das war gar nicht so einfach bei der Höhe und ohne Bahnsteig und Rampe. Ich schaute mich um: Rechts und links hatten die Zimmerleute kräftige Bretterböden eingebaut. Je zwei übereinander. Die beiden oberen waren kürzer als die unteren Böden gehalten. In der Mitte stehend wirkte der Waggoninnenraum wie ein kleiner Hörsaal. Ich entschied mich für die rechte Seite und krabbelte auf den oberen Boden. Man konnte sich zwar nur halb aufrichten, nicht richtig sitzen; dafür könnte man aber ein wenig aus der Lüftungsluke schauen, hoffte ich. Die Luke war nicht vernagelt! Welch ein Komfort! Jetzt kam ein Russe mit Dolmetscher. Wir wurden aufgefordert, so weit zusammen zu rücken,

daß fünf oder sechs Mann auf den Zwischenböden Platz finden. Der Rest der Männer komme auf den Boden in der Waggonmitte. Für fünfzig Mann muß ein Waggon reichen. »Denkt an die Kälte in der Nacht!« Er hatte recht, bei zuwenig Menschen würden wir wohl sehr frieren müssen. Jetzt zeigte der Russe auf die verschlossene Waggontür und erklärte etwas. In etwa einem halben Meter Höhe war rechts aus der Schiebetür ein viereckiger Ausschnitt, etwa fünfzehn x fünfzehn Zentimeter, herausgesägt worden. Eine U-förmige Rinne aus drei daumendicken, hohen Weichholzbrettern zusammengenagelt, war durchgeschoben, und im Wageninneren etwa einen viertel Meter entfernt von der Waggonwand durch ein kräftiges Brett gestützt. Daneben, an die Schiebetür gelehnt, stand ein dicker, anderthalb Meter langer Stock. Der Dolmetscher übersetzte: »Eure Toilette! Der Stock zum Nachschieben! Du Kamerad legst Dich besser wo anders hin; hier her; komm gleich mit Deinen Klamotten. So – also, was ist noch zu sagen. Die Fahrt könnte vierzehn Tage dauern. Dreht nicht durch. Schlagt Euch nicht. Wenn die Posten Geschrei hören und auch durchdrehen, fließt Blut. Noch eins, paßt auf beim Scheißen! Es gibt keine Möglichkeit, den Dreck wegzumachen. Vierzehn Tage!« Alle waren wie erstarrt. Vierzehn Tage, hieß das Sibirien? Die Holzrinne. Die Toilette. Fünfzig Mann. Oh mein Gott. Einer fand die Sprache wieder. »Und wenn ich Durchfall kriege; ich bekomme so leicht Durchfall. Es gibt kein Papier.« Der Dolmetscher mußte übersetzen. Der Russe grinste, sagte etwas. Der Dolmetscher antwortete für ihn: »Russische Soldaten auch kein Papier. Hitler kaputt. Papier. Kak »von Papen«? Feiner Herr. Papier. Wirst keinen Durchfall kriegen. Gibt kaum zu essen, kaum zu trinken. Einen Eßbecher mit Erbsen. Einen Schiffszwieback. Genug für deutsches Woina Pleny. Noch was?« Keiner sprach mehr. Mir wurde zum ersten Mal bewußt, welche Rolle ein Dolmetscher spielen konnte. »Volksdeutscher« aus Polen oder Tschechei. Immer ein wenig gedemütigt, weil er kein »Reichsdeutscher« war. Aufgrund der Ähnlichkeit der slawischen Sprachen, oder aber von der Schule her, ausreichend Sprachkenntnisse, um zu dolmetschen, konnten sie jetzt in exponierten Stellungen sich abreagieren. Konnten korrekt Deutsch sprechen oder zynisch persiflieren, den ehemaligen Kame-

raden etwas »heimzahlen«. »Scheiße!« Dieses Wort, von mir bisher gemieden, wurde künftig Synonym für alles, ersetzte lange Erörterungen. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Halb aufgestützt konnte ich aus der Ventilatorluke sehen, sah die Landschaft vorbei ziehen und hämmerte mir ein, das Beste aus der »Scheiße« zu machen. Ein Kamerad hatte mir gesagt: »Sch... ist eine weiche Masse! Begreife, daß Sch... also formbar ist.« Ein Philosoph. Langsam kam gedämpfte Unterhaltung auf. Man machte sich mit seinen Nachbarn bekannt. Ein wenig Glück hatte ich offenbar. Mein Nachbar, begreifend, daß ich weder Mantel noch Decke besaß, bot mir an: »Wenn Dir zu kalt wird, darfst Du Dich zwischen uns legen. Armes Schwein.« Ich bedankte mich und bot ihm an, aus meiner Luke nach draußen zu schauen, wann immer er mochte. Meine Gedanken rotierten. Aber schließlich schlief ich ein. Das Gerumpel hörte auf. Kommandos draußen. Lichter. Wir waren offenbar in Brest. Separatfriede von Brest-Litowsk hatte ich in der Schule gelernt, ab Brest russische Eisenbahn, Breitspur, hatte ich jetzt gelernt. Ein Zusatzgleis dazwischen »genagelt« für europäische Normalspur oder umgekehrt bei der europäischen außen dazugebracht. Irgendwie war ich froh, nicht aus dem Waggon zu müssen. Gut, daß die Breitspur bis Posen gelegt war. Es ging weiter, ein wenig langsam. Jetzt wurde es Morgen. Irgendwann hielt der Zug. Draußen Stimmen. Der Waggon wurde aufgeschoben. Ein Essenskübel wurde gebracht: »Alle liegen bleiben! Jeder gibt dem Kameraden sein Eßgeschirr.« Der nahm Geschirr um Geschirr entgegen. Jeder bekam einen Trinkbecher guter, dicker Erbsensuppe. Die Erbsen waren grün, hatten schon eine kleine, weiße Keimstelle und schmeckten hervorragend. Dann bekam jeder eine große Scheibe Schiffszwieback. »Das war's!«, rief der Essensbringer. Die Russen schoben die Waggontür zu. Wir waren wieder unter uns. Es wurde gemault, so wenig Erbsen und hart der Zwieback. Ich hatte bereits versucht, von dem Zwieback abzubeißen. Es gelang mir nicht. Das Zeug war steinhart. Schließlich gelang es mir, briefmarkengroße Stücke abzureißen und kaute darauf herum. Mein Gaumen war nach kurzer Zeit wund. Das Zahnfleisch begann zu schwellen. Ich wandte mich an meinen Nachbarn, der vor sich hin döste. »Um Got-

tes Willen, friß das Zeug nicht auf einen Satz! Das ist die Tagesration!« Er beruhigte und erklärte mir: »Schiffszwieback muß man einweichen, bevor man ihn ißt. Da ist keine Feuchtigkeit drin. Aber Du hast gehört, wir bekommen nichts zu trinken. Also nach und nach, über den Tag verteilt, vorsichtig lutschen und kauen.« Er begann wieder zu dösen. Alles in mir bäumte sich auf; um mich zu beruhigen, schaute ich aus dem Fenster. Das Wetter war trüb, die Landschaft wirkte auf mich öde. Ich machte mir Mut. Wenigstens bleiben wir nicht in Polen. Wenn wir so lange fahren, kommen wir nicht in ehemaliges Kampfgebiet. Da wird die Bevölkerung zu uns netter sein. Ein Buch hatte ich im Lager in Landsberg auf einem Vernehmungstisch gesehen. Von Gorki: »Meine Universitäten«. Der Schriftsteller Gorki war mir ein Begriff. Gelesen hatte ich nichts von ihm. Verboten. Der Titel hatte mich elektrisiert: »Meine Universitäten«. Ganz fest nahm ich mir vor: »Nimm Rußland als Deine Universität! Mach das Beste daraus. Du hast überlebt, bist nicht beim Werwolf, Du hast dein Leben vor Dir. Lerne, vergiß nichts und vergiß nicht: Du hast einen Schutzengel.« Die Nacht kam. Der Waggon rollte, alle Kameraden schliefen. Vorsichtig krabbelte ich an dem Waggonrand entlang. Ließ mich von dem Brett heruntergleiten, hangelte mich an dem zweiten vorbei und war auf dem Boden. Ich hatte niemanden dabei getreten oder wach gemacht. Jetzt tastete ich mich durch zu der sogenannten Toilette. Besser jetzt probieren wie das geht, als morgens, wenn alle »mal müssen«, wenn hundert Augen zuschauen und mindestens fünf ungewaschene Mäuler dreckige Bemerkungen machten. Einen kleinen Vorgeschmack hatte ich bereits am Tag zuvor bekommen. Deshalb hatte ich mir »alles« verkniffen. Auch wenn ich schon abgehärtet war. So einen ordinären Ton hatte ich noch nie erlebt. Mein Nachbar, über mein entsetztes Gesicht amüsiert, hatte mich gefragt: »Bist'n feiner Pinkel; seh ich schon; von welcher Einheit kommst Du denn?« Über meine Pionierzeit sollte ich nicht reden, also fing ich vorsichtig an: »Meine Rekrutenausbildung habe ich in Stahnsdorf bei der NEA3 bekommen. Meine erste Funkerausbildung an der Luftnachrichtenschule in Halle.« Weiter kam ich nicht. »So was hab ich mir gedacht; – das hier sind fast alles Leute vom Tross. Abgestumpft, rüde. Die intelli-

gentesten von denen sind die Zimmerleute.« Die »Toilette« war kein Meisterstück. Bei meinem Versuch, mich vorsichtig auf das Provisorium mit dem Gesäß abzustützen, wackelten die Bretter bedenklich und ich mußte fürchten, daß diese wichtigste Einrichtung auseinander fällt. Irgendwie, halb hockend, halb stehend, »schaffte« ich es. Zog erleichtert meine Hosen hoch, – kein Papier! – nahm den Stock zum Nach- und Rauschieben und war froh, ohne Kommentar, ohne Aufsicht, davon gekommen zu sein. Hoffentlich benutzen alle den Stock in der gleichen Weise, schoß es mir beim Weglegen durch den Kopf. Ein dämlicher Kommißwitz fiel mir ein: »Herr Stabsarzt, könnte ich vor den anderen ausgepinselt werden?« Er hatte Hals-, die anderen Hämorrhoiden-Entzündungen und die Anweisung an den Sani hieß jeweils »auspinseln«. Vielleicht hätte man den Pinsel auch umdrehen können. Ich grinste in mich hinein und war in jeder Hinsicht erleichtert, vor allem: Mein Galgenhumor war wieder zurückgekehrt; ich würde »es« schon schaffen. Ohne Kameraden zu treten oder zu wecken, schaffte ich den Rückweg zu meinem Schlafplatz. Packte mich hin, schaute aus der Fensterluke und schief ein wenig. Irgendwann hielt der Zug. Laute Kommandos, Geklapper. Schließlich wurde die Waggontür aufgeschoben. Inspizierender Blick von einem Russen; ein Wink, und der Essenskübel wurde heraufgereicht. Jeder bekam einen Trinkbecher voll Erbsen und einen Schiffszwieback. Keiner mukste sich. Die Tür wurde wieder zugeschoben. Nach einiger Zeit rollte der Zug wieder. Es gab kein Gespräch. Allenfalls knurrte der eine den anderen an. Den meisten Ärger hatten die Kameraden, die in der Mitte des Waggons lagen. Über sie mußten die steigen, die quer hindurch zur Toilette wollten. Es gab aber keine Prügeleien, das war schon sehr beruhigend. Der Tag verging, die Nacht kam, ging vorüber. Der Zug hielt. Die Rolltür wurde aufgeschoben: »Alle mal raus, Füße vertreten und so; es gibt auch was zu saufen. Soll Tee sein.« Der Dolmetscher fügte hinzu: »Baut keine Scheiße! Weglaufen ist sinnlos!« Wir kletterten von dem Waggon herunter. Draußen war es nicht sehr einladend. Niesel-Wetter. Ich ging ein paar Schritte auf und ab, reckte mich und hüpfte, um wieder gelenkig zu werden. Da sah ich meinen Pionierkameraden. Nicht weit entfernt. Zwanzig Meter. Ich rannte

zu ihm. Entsetzt schaute er mich an, zog mich mit beiden Armen an sich und schob, stieß mich sogleich wieder fort: »Keine Gefühlsduselei! Wir kennen uns weiter nicht! Ich will keine Mienen suchen! Paß auf Dich auf!« Er piekte auf sein Koppelschloß: »Gott mit uns!«, dann auf seinen Kragen und Achselstücke: »Alles weg! Ich war nie Pionier, Du besser auch nicht!« Doch noch ein Händedruck; ich lief zurück zu meinem Waggon. Der Kessel mit Tee kam. Man war beim Austeilen nicht kleinlich. Noch ein paar Schritte laufen, pinkeln. Dann einsteigen. Das Gelände war völlig offen, riesig weit. Kein Baum, kein Strauch, kein Hügel, absolut kein Sichtschutz. Flucht sinnlos, auch für den Verrücktesten undenkbar. Die Stelle war geschickt gewählt; es war nur ein Ausweichgleis. Wasser für die Lokomotive, Brennmaterial; weit ab von jeder Siedlung. Diebstahlsicher, soweit das in Rußland möglich ist. Der Waggon war wieder verschlossen. Ein Gegenzug war vorbeigerumpelt. Jetzt fuhren wir wieder. Die Pause im Freien hatte die Kameraden belebt; man fing an, miteinander zu reden. Einer wurde laut. Er freute sich auf die Wiedergutmachungsarbeit bei den Russen, ihm könne nichts passieren. Er sei Altkommunist. Einer sagte zum ihm: »Blödmann«. Jetzt ging es los: Nazis, Sozis, Stahlhelm – man politisierte. Was wenn. »Wenn wir gewonnen hätten, könnten wir hier ewig Wache schieben für Adolf. Womöglich in Wladiwostok!« Das leuchtete ein. So kommen wir in ein paar Jahren wieder nach Hause. Dezember 1948. Stalin hat es versprochen. »Und was dann?« »Zuhause ist alles kaputt. Kein Arsch da, um es wieder aufzubauen.« Ein anderer ergänzte: »Und kein Geld. Die Industrie ist zum Teufel. Da verdienen wir kein Geld, um das zu kaufen, was wir für den Wiederaufbau von unserem Haus brauchen.« »Geld muß man leihen.« »Wo denn, Hitler hat doch alles Geld im Krieg verpulvert«. Unser Altkommunist wußte Rat: »Erst machen wir uns einen primitiven Hammer, dann einen Meißel. Wir schlagen uns eine Feile. Und dann fangen wir an Maschinen zu bauen.« Das war zuviel. Der Nachbar ging ihm an die Gurgel: »Du Idiot! Willst Du wieder in der Steinzeit anfangen!« Soweit er Luft kriegen konnte, maulte der Altkommunist daraufhin: »Ich rede von der Eisenzeit. Aber ohne Kredite von den kapitalistischen Blutsaugern!« Jemand ging dazwischen: »Erst einmal müssen

wir die Bahnfahrt überleben. Dann für die Russen arbeiten. Alles andere kommt, wenn überhaupt, später!« Gemurmel und Zustimmung. Der Streit war beendet; aber von nun an sprach man wieder. Ich schaute aus der Fensterluke auf die trostlose Landschaft.

Der Tag verging. Die Nacht auch. Das wenige Essen kam. Mein Rachen war blutrot; ich konnte kaum schlucken: der Schiffszwieback! Inzwischen konnte ich mir auch nicht mehr vorstellen, wie das ist, satt zu sein. Meine Mutter hatte geweint, als mein Bruder aus dem Krieg in Ostpreußen Ende 1944 geschrieben hatte, er könne nicht mehr unterscheiden, ob er satt oder hungrig sei. Ich konnte nicht satt sein. Satt? Ein unbekannter Begriff. Der Zug rumpelte weiter nach Osten. Weiter, immer weiter. Tag und Nacht.

Plötzlich sah ich Straßen, Schützengräben. Panzersperren, Häuser. Ein Vorortbahnhof. Aufgeregt stieß ich meinen Nachbarn an. Er schaute aus der Luke: »Moskau! Schau, da, das ist der Sprungturm für Fallschirmtraining. Auch für Zivilisten übrigens!« Alle waren wie elektrisiert. Drängten zu den Luken und Ritzen. Wieder Vorortbahnhöfe, Schützengräben, Panzersperren, Häuser. Es wurde freier, der Zug war an Moskau vorbeigefahren. Erst später erfuhren wir, was das für uns bedeutet hätte, wenn wir in Moskau den Zug hätten verlassen müssen: Mitmarschieren in den schier endlosen Kolonnen deutscher Kriegsgefangener, die wieder und immer wieder durch die Straße getrieben wurden. In riesigen Schleifen wieder zu den gleichen Plätzen, um den Moskauern zu zeigen, eine wie große Armee geschlagen und gefangen worden war. Dabei hatte man das kaum nötig. Aber mit Zahlen und Namen waren die Russen sehr vorsichtig. Über eine Million Kriegsgefangene hatte man nach Rußland gebracht; nur jeder zehnte überlebte die Strapazen der Gefangenschaft. Um für Unklarheit zu sorgen, hatte man uns noch auf deutschem Boden die Erkennungsmarke weggenommen. Das wichtigste Mittel für die Identifizierung der Soldaten. Die ovale Marke war in der Mitte mit Längsschlitzen versehen, um die Marke durchbrechen zu können. Die Oberseite verblieb an der Schnur, an der jeder Soldat die Marke ständig um den Hals gehängt bei sich trug. Die abgebrochene Hälfte nahm der Gräberoffizier mit, damit die Angehörigen über den Tod des Sol-

daten informiert werden konnten. Mit dem Verlust der Marke war man namenlos, nicht mehr identifizierbar. Was hatte man mit uns vor?

Im Waggon lebte das Gespräch auf. Vom Vormarsch nach Rußland, dem Schlamm auf den Straßen, dem plötzlichen Kälteeinbruch, wurde erzählt. Wie innerhalb von Stunden die Räder und Ketten der Fahrzeuge wie in Zement einbetoniert waren und sich nichts mehr bewegte. Und das kurz vor Moskau! Man sprach über die Fehler der Kriegsführung, dem zu späten Zeitpunkt des Einmarsches. Der 22. Juni war viel zu spät gewesen.

Für mich nicht. Meine Gedanken gingen zurück nach Millstadt. Mein Vater hatte mich einen (!) Tag vor dem Einmarsch in Rußland aus dem KLV-Lager geholt! Danach wäre das nicht möglich gewesen. Die allgemeine Kinderlandverschickung hatte noch nicht begonnen. Wir waren so etwas wie die Versuchskarnickel und hatten uns mit freiwilligem Zwang, wie wir das nannten, zu dem Schritt entschließen können. An dem Tag, an dem mein Vater in Millstadt ohne mein Wissen eintraf, um mich zurück nach Berlin zu holen, hatte ich massiven Krach mit dem H-J-Lagerleiter. Die Auseinandersetzung gipfelte beim Wehrsport. Beim Handgranaten-Zielwurf provozierte er mich so sehr, daß ich rasend schnell die Übungsgranaten zu dem Zielkreis warf, und zwar so, daß er, um seinen Kopf bangend, zum Gelächter der Schulkameraden, hilflos sich zu schützen suchte. Wütend rannte er nun auf mich zu. Aber ich war schneller. Nachdem ich wußte, daß er mich nicht mehr kriegen konnte, lief ich auf Umwegen zum Hotel Post, wo wir einquartiert waren. Vorsichtig schaute ich in die Gaststube, in der wir normalerweise nichts zu suchen hatten. Die nette Tochter lief auf mich zu und sagte: »Dein Vater ist dort in dem Seitenzimmer. Gut, daß Du kommst«. Ich war ungläubig, ging in das Seitenzimmer, und tatsächlich: mein Vater war da! Und gerade jetzt! Mein Glaube an Schutzengel und »Zufälle« nahm in diesem Augenblick seinen Anfang. Aufgeregt berichtete ich meinem Vater von meiner Situation. Zu meinem Erstaunen blieb mein Vater ganz ruhig, bestellte sich zu meiner Verwunderung einen »Tiroler Roten« und erklärte mir: »Aufgrund Deines letzten Briefes habe ich Deine Rückkehr aus dem KLV-Lager erreicht. Mit angeführt habe

ich den Tod Deiner Großmutter und die schlechte Verfassung Deiner Mutter. Alle drei Söhne fort. Bei der Wehrmacht, bei der Wehrtüchtigung. Du im KLV-Lager. Der Jüngste. Man ist mir entgegen gekommen. Allerdings mußt Du, wenn wir in Berlin sind, hin zu der Dienststelle und Deine Aussage über die sadistische Ader des H-J-Lagerführers wiederholen und bestätigen.« Ich war völlig überrascht. Begriff, welche Wirkung mein – noch vorsichtig formulierter – Brief gehabt hatte. »Aber sicher, diese Aussage kann ich jederzeit wiederholen! Was nun?« Mein Vater meinte: »Den (gemeint war der H-J-Lagerleiter) lassen wir jetzt erst einmal zappeln. Brauchst Du noch etwas aus Deinem Zimmer? Nein? Um so besser, dann gehen wir.« Dem zuständigen Schulleiter sagte mein Vater noch etwas, das ich nicht verstand. Es war offenbar ein kleines Komplott gegen den H-J-Führer. Wir verließen das Hotel. Mein Vater fragte mich, wo wir wohl für ein, zwei Tage wohnen könnten. Ich wußte Rat, und wir wurden nett aufgenommen. Am nächsten Tag machten wir eine achtstündige Bergwanderung. Millstätter Alpen, Alexanderhütte. Meinem Vater machte die Wanderung offenbar nichts aus; darüber war ich froh und ein bißchen stolz. Mein Vater war schon dreiundsechzig Jahre alt und »Flachland-Tiroler«. Am nächsten Tag Verabschiedung im Hotel Post, im KLV-Lager. Etwas betreten gab mir der H-J-Führer die Hand: »So schlimm war es ja auch nicht, oder?« Ich ging nicht darauf ein, sagte etwas Unverbindliches. Er machte noch einen Anlauf: »Du bist mir doch nicht mehr böse?« Darauf konnte ich mit einem klaren »nein« antworten. Er bekam trotzdem mehr Ärger als wir beide ahnen konnten. Man schickte vom »Reichsjugendhauptamt« eine Untersuchungskommission; er wurde entfernt und konnte seine Wunschträume auf eine Offizierskarriere vergessen. Zumindest für KLV-Lager wollte man keine Sadisten als Leiter.

Im Waggon ebte das Gespräch ab. Stumpf grübelte man vor sich hin. Der Zug rollte und rollte. Weiter nach Osten.

Ein neuer Tag. Sonne fällt durch die Luken in den dunklen Waggon – unser Gefängnis. Keiner spricht. Alle waren kaputt. Haben sich mit dem Hunger, dem Durst, abgefunden, mit den demütigenden, primitiven hygienischen Verhältnissen. Mit der Ungewißheit. Hat-

ten wir überhaupt noch eine Zukunft? Eine Chance? Auf einmal verkündete jemand: heute ist Pfingsten! Wir wußten nicht, ob das stimmte. Ich überlegte: zu Ostern hatten mich meine Eltern im »Härte-Lager« besucht. Wir hatten Abschied voneinander genommen – für immer – wie ich damals dachte. Ich wollte nicht lebend in die Hände der Russen fallen. Nun lebte ich doch noch. Und meine Eltern. Pfingsten? Bis Himmelfahrt vierzig Tage von Ostern. Wann war Ostern. Jedenfalls etwa drei Wochen vor dem 20. April, an dem »Führers«- Geburtstag nicht stattfand. Am 30. April war ich in Gefangenschaft geraten. Dann durch die Mark Brandenburg, Neudamm, Landsberg Warte, Posen, . . . Ich hatte jedes Zeitgefühl verloren. Aber ein Gespräch flammte auf. Ein Kamerad verkündete: »Ich bin gläubiger Katholik. Aber den Quatsch mit Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, kann ich nicht mitmachen!« Ehe er weitersprechen konnte, ging ich hoch: »Du nennst Dich gläubiger Katholik? Du bist allenfalls ein Kirchgänger! Du heuchelst jedesmal, wenn Du das Glaubensbekenntnis mitsprichst! Sagst mit den anderen: »Ich glaube«, und denkst dabei, »aber nicht an den Quatsch!« Der Kamerad war perplex. Er brauchte etwas Zeit zum Luftschnappen. Es knisterte, alle waren gespannt, wie das weitergehen würde. Jetzt hatte er seine Sprache wiedergefunden: »So habe ich das nicht gemeint, entschuldige. Aber ich habe damit eben meine Probleme.« Eine Entschuldigung war wohl das Letzte, worauf ich gewartet hatte. So ging ich auf den versöhnlichen Ton sofort ein. Sagte ihm, daß wir nicht zu »glauben« hätten, wenn wir »wissen« würden und bei der Taufe ja darauf hingewiesen würde, daß man die Kinder zu »Ihm« kommen lassen solle. Der »Verstand« der Erwachsenen stünde letztlich dem Glauben im Wege. Zu meiner Verblüffung setzte nun ein lang andauerndes Gespräch ein, aus dem ich mich sorgfältig heraushielt. Ohnehin war ich über mich selbst erstaunt, plötzlich mich so exponiert zu haben. Ich hatte die Absicht zu überleben, nicht zu missionieren. Weder geistlich noch politisch. Die Narben waren zu tief und frisch. So hörte ich zu. Lernte dabei unter anderem, daß es in Berlin eine katholische Anbetungskirche gibt (gab?), in der eine Gruppe Jungfrauen Tag und Nacht für die Sünden der Großstadt beteten. Auch das Gespräch verebbte; es war das letzte

Aufflammen eines Gespräches (durch die Ausschüttung des heiligen Geistes?) in dem entsetzlichen Waggon. Immerhin, wir sind nicht angekettet, sagte ich mir, als ich vor mich hinstarrte und gelegentlich durch die Luke die Landschaft vorbeiziehen sah. Sind wir schon im Waldgürtel, kommt bald die Tundra? Die Nacht kam. Ich schlief ein und schreckte wieder auf: eine Sirene! Eine Schiffssirene! Wahnsinn, habe ich durchgedreht? Ein Blick aus der Luke: Wasser! Im Dunkel der Nacht dehnte das Wasser sich endlos. Ein Meer? Wieder Sirenengeheul. Jetzt sah ich ein Schiff. Und noch ein's. Ich tastete mich durch auf die andere Seite des Waggon, zur »Toilette«. Dort war ein Spalt, durch den man nach unten sehen konnte. Jetzt sah ich Teile der Brücke, die Stahlbögen, und weiter unten: Laufplanken mit Wachsoldaten. Inzwischen war der halbe Waggon wach. Einer konstatierte sachlich: »Das ist die Wolga! Wir sind ständig nach Osten, vielleicht Ost-Nord-Ost gefahren.« Etwas ungläubig sagte ich: »So riesig? Wie ein Meer?« Der Kamerad antwortete ruhig: »Ja, hier ist die Wolga riesig, wie ein Meer. Sie macht eine ungeheure Schleife. Der nächste große Ort ist vermutlich Kasan!« Kasan? Perm? Ural – transsibirische Eisenbahn. Im Geographieunterricht hatte man uns erzählt: Perm ist europäischer Kaltepol. Temperaturen bis minus siebzig Grad. Ich konnte nicht mehr weiterdenken. Mir wurde eiskalt. War es wirklich so kalt? Schlotternd tastete ich mich durch zu meinem Platz und krabbelte hoch, um mich hinzulegen. Mein Kamerad zur Rechten war wach geworden, hatte das Gespräch gehört, und merkte, wie ich vor Kälte bibberte. Er wußte, daß ich ohne richtige Decke, ohne Mantel war, und nur eine kurze Jacke anhatte. »Komm, pack Dich zwischen uns. An der kalten Außenseite gehst Du kaputt.« Ohne ein Wort zu sagen kroch ich vorsichtig über ihn hinweg und lag nun zwischen zwei Kameraden, wurde gewärmt und bekam etwas von ihren Mänteln ab zum Zudecken. Langsam ging es mir wieder besser, aber in meinem Kopf hämmerte es: Wolga, Kasan, Perm, Ural. Flucht unmöglich. Lebten meine Eltern noch? Auf dem Rücken liegend, die Hände auf der Brust gefaltet, starrte ich nach oben. »Der Engel des Herrn wird Dir einen Weg bereiten.« Schließlich schlief ich ein. Als ich wieder wach wurde, wirkten die Kameraden auf mich wie tot. Entkräftet

und apathisch wurde zur Kenntnis genommen, daß das Essen kam. Ein Trinkbecher Erbsensuppe, ein Schiffszwieback. Der Zug war an Kasan vorbeigefahren. Niemand sprach davon. Es gab kein Gespräch mehr. Mir ging es wieder etwas besser. Vorsichtig stieg ich über meinen Kameraden, um aus der Luke zu schauen. Wald, Wald. Wir waren mitten im Wald. Auffällig waren aufgeschichtete Holzhaufen. Zum Teil von dünnen Birkenstämmen. Zum Befeuern der Lok, wie ich von meinem Kameraden erfuhr, und für die kleinen Öfchen in den Personenwagen. Wir hatten kein Öfchen. Wir waren keine Personen, waren Kriegsgefangene. Es war kalt. In der riesigen, sibirischen Landmasse gab es keinen Wärmespeicher. Jetzt begriff ich, was ich in der Schule gelernt hatte. Ich war beruhigt, es war kalt, ich war nicht krank. Es war die Kälte, die mich Zittern gemacht hatte. Nicht nur die Angst. Die Fahrt ging weiter, weiter, weiter. Wir hatten den Eindruck, daß es nun eher nördlich war. Im Waggon wurde es immer stiller, beunruhigend still. Noch ein Tag, noch eine Nacht. Plötzlich hielt der Zug. Die Türen wurden aufgestoßen. Strahlender Sonnenschein begrüßte uns. Wir waren vierzehn Tage gefahren. Ungefähr schrieb man also den 23. Mai. »Aussteigen!« Teilnahmslos, ohne Eile, kam einer nach dem anderen zur Tür. Einige blieben liegen. Mir war aufgefallen, wie viele Kameraden auf dem Rücken liegend, die Hände über der Brust gefaltet hatten. Jetzt begriff ich erst. Sie hatten mit dem Leben abgeschlossen, sich mit allem abgefunden. Mochten nicht mehr leben, nicht mehr hungern. Festen Boden unter den Füßen, torkelten wir mehr herum, als daß wir standen. Ein hochrangiger russischer Offizier stand vor uns mit seinem Stab. Argwöhnisch beobachteten sie uns. Er ließ dann antreten und durchzählen. Zehn oder zwanzig Prozent der Gefangenen konnten nicht oder kaum stehen, waren im Waggon geblieben, waren tot? Man ließ uns wieder »Rühren« und von den Waggonen wegtreten. Ein Teil des »Stabes« verschwand und erschien nach einiger Zeit mit russischen Wachsoldaten und polnischen »hilfswilligen« Soldaten. Mit großem Gebrüll ließ man die russische Wachmannschaft, die unseren Transport begleitet hatte, antreten und abführen. Dann mußten wir antreten. Der hochrangige russische Offizier ließ einen Dolmetscher kommen, ein Politkommissar, der offensichtlich sehr

gut Deutsch sprach, assistierte. Der Offizier hielt eine Ansprache: »Kameraden! (Er sagte nicht Kriegsgefangene, nicht Faschisten, nicht Deutsche Schweine. Er sagte Kameraden!) Kameraden. Ich habe Eure Wachmannschaft verhaften lassen. Sie haben Euch um Euer Essen betrogen. Eure Rationen auf dem Schwarzmarkt verkauft. Ihr seid dadurch krank, kaputt, einige tot. Dafür werden die Schuldigen büßen! Mir waren kräftige, deutsche Soldaten zugesagt worden. Die hier arbeiten und wieder gutmachen wollen, was Hitler uns angetan hat. Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk bleibt bestehen! Ich werde dafür sorgen, daß Ihr wieder zu Kräften kommt, und dann für die Wiedergutmachung arbeiten könnt! Ihr seid in Uwa, nicht zu verwechseln mit Ufa, und werdet jetzt im Wald arbeiten, im Winter im Torf.« Ungläubig und verblüfft hatte ich zugehört. Wir durften rühren und uns einen Augenblick unterhalten. Ein Kamerad in der Nähe erklärte laut: »Alles Quatsch! Die hätten uns am liebsten alle umgebracht.« Ich war nicht ganz seiner Meinung: »Der Oberst, oder was der war, ist Idealist und Menschenfreund. Außerdem braucht er uns für die Arbeit. Ich finde das gut, daß er spontan unsere Wachmannschaft arretiert hat.« »Alles Theaterdonner, wirst schon sehen. Wir sind auf dem Weg in die grüne Hölle! Zwei Luftwaffenkameraden von mir, die sich verflogen hatten, waren hier in Uwa, konnten entkommen. Ich habe Ihren Bericht gelesen. Warte nur ab, was uns noch blüht.« Ich machte meinen Mund zu, ließ ihn schwadronieren und zweifelte an allem. »Antreten zum Abmarsch!« »Durchzählen.« »Na pravo, patsch.« (Was sollte das?) Mein Nachbar flüsterte: »Das ist polnisch. Das heißt, die Augen rechts. Wo das Arschloch von Dolmetscher herkommt, weiß man nun. Sei bloß vorsichtig!« Wir nahmen stramme Haltung an, den Kopf nach rechts, und sahen unseren »neuen« Kommandeur kommen. »Augen geradeaus«-Meldung. Kurze Ansprache des Kommandeurs: »Wir marschieren jetzt durch Sumpfgbiet; dann kommen wir in den Wald. Dort ist das Lager. Da wartet Essen auf Euch, eine Banja.« »Was ist das?« »Halte den Mund. Ein primitives Bad.« Mein Nachbar hatte Angst, im »Stillgestanden« zu sprechen, hatte Angst, er käme dann in Arrest. Nun gut, das hatte ich beim Reichsarbeitsdienst miterlebt, aber doch nicht hier. »Von wegen!« Die

Ansprache war noch nicht ganz vorbei. »Ihr werdet Durst bekommen während des Marsches. Hütet Euch, von dem Sumpfwasser zu trinken. Wer davon trinkt, wird ohne Anruf sofort erschossen! Ich will wegen eines Idioten kein Lager mit Cholera- und Thypuskranken. Verstanden! Verstanden! Antwortet: Verstanden!« So gut es ging, brüllten wir also: »Verstanden!« (Sollte mein ängstlicher Nachbar recht haben, und die Kriegsgefangenschaft war eine brutale Fortsetzung des Kommiß?) »Rechts um! Ohne Tritt. Marsch!« Unser Haufen setzte sich in Bewegung. Bald hatten wir die »Sandstraße« des Bahnhofgeländes verlassen, der Weg wurde schmaler und schmaler; schließlich gingen wir im Gänsemarsch auf einem festen, sehr schmalen Weg durch den Sumpf. Buschwerk rechts und links, unübersichtliches, sumpfiges Gelände. Wachsoldaten zwischen uns; aber auch auf Nebenpfaden in zehn bis zwanzig Meter Entfernung. Es wurde flott gelaufen. Die Sonne stach vom Himmel. Durch den feuchten Sumpfklebten schon bald die Klamotten schwitzig am Körper. Zum erstenmal war ich froh um die kurze Jacke meines Kampfanzuges. Aber meine Kameraden hatten Mäntel an! Mit einmal kreuzte ein flacher Bachlauf unseren Weg. Ein Kamerad, wenige Meter von mir, bückte sich, schöpfte mit seinem Kochgeschirrdeckel Wasser, dachte, niemand habe seine schnelle Bewegung gesehen. Er setzte das Gefäß an seine Lippen. Im selben Augenblick krachte ein Schuß. Er fiel tot um. Man ließ ihn liegen. Der Gefangenenzug stoppte nur unmerklich; es gab keinen Aufschrei; keine Empörung. Es wurde weitermarschiert. Waren wir durch den Marsch in die Gefangenschaft, wo am Straßenrand die Kameraden vor unseren Augen erschossen wurden, die nicht mehr konnten oder wollten, bereits so abgestumpft? Waren wir von der Bahnfahrt noch so erschöpft? Fanden wir das richtig, einen Menschen zu erschießen, weil er Durst hatte und ein Verbot mißachtete? In meinem Kopf drehte sich alles. War es Egoismus von mir, von uns, nicht an Typhus sterben zu wollen, und billigten wir deshalb den Mord an unserem Kameraden? Ich konzentrierte mich auf den schmalen Pfad im Moor; ich wollte überleben! Mir war speiübel. Die Sonne verschwand hinter Wolken. Der Wald rückte näher und der Weg wurde wieder breit, schließlich fast eine Sandstraße. Der

Gefangenzug nahm wieder die Gestalt einer Marschformation an. Ein Kamerad in einem viel zu großen, fast an die Knöchel reichenden Luftwaffenmantel fiel mir auf; in der Nähe von Wrietzen hatte ich ihn bereits gesehen. Er war mir aufgefallen. Wegen der Kälte hatte er den Kragen hochgestellt. Auf dem Kopf trug er eine Mütze, ein sogenanntes Schiffchen. Kragen und Schiffchen gingen ineinander über. Nur die Nasenspitze hob sich von der Silhouette ab. So wirkte er wie die wandelnde Reklame einer Teefirma, wie eine riesige Teekanne. Die Karrikatur eines Soldaten. Ich drängelte mich zu ihm durch die Reihen der marschierenden Kameraden. Ich wollte nicht mehr an den toten Kameraden, an unsere Ignoranz, unseren Überlebensegoismus denken. Mit jemandem sprechen. Jetzt war ich neben der wandelnden »Teekanne«, sprach »sie« an. Tatsächlich antwortete die Teekanne. Ich war dankbar, fast glücklich über seine Antwort. Ja, er war auf dem Marsch nach Neudamm dabei gewesen. Nein, er sei nicht beleidigt, daß ich ihn mit einer Teekanne verglichen hätte. Er war eine Frohnatur. Ich atmete auf. Lebhaft erzählte er mir, daß er von der Heimat-Flak direkt in die Gefangenschaft geraten sei. Gerade vereidigt. In Landsberg/Warthe hatte er in einer Bäckerei helfen müssen. Dabei hätte er einen Beutel mit gewürztem Salz mitgehen lassen. Seine größte Kostbarkeit. Ich wußte nicht, was gewürztes Salz ist. Geduldig erklärte er mir, daß angefangen vom Kümmel alles hinein gehöre. »Wenn Du willst, bekommst Du davon ab, wenn wir im Lager Brot bekommen. Schmeckt prima. Denkst nicht mehr, daß wir keine Butter, keine Wurst, keinen Käse bekommen.« Der Gedanke machte ihn etwas traurig. Gott sei Dank brachte ihn das aber nicht auf die Probleme, die ich mit dem Tod des durstigen Kameraden hatte. Bald plauderte er wieder nett. Bedauerte meine mangelhafte Ausrüstung gegen die Kälte und meinte schließlich: »Wenn Du bei mir bleibst, nehme ich Dich nachts mit unter meinen Mantel gegen die Kälte. Dann bin ich nicht so allein, und Du frierst nicht.« Der Vorschlag stieß bei mir auf offene Ohren. Seit wir über die Wolga gefahren waren, wußte ich, was russische Kälte bedeutete und – wie gut man sich fühlt, wenn es noch einen Kameraden unter den Gefangenen gab, der mitfühlend war.

Es war noch hell, als wir im Lager ankamen. Keine Baracken, nein, Erdbunker erwarteten uns. Große Kübel mit Suppe aus Fischmehl standen für uns bereit. Wir durften so viel essen, wie wir wollten. Anschließend bekam jeder ein Stück Brot. Mein junger Kamerad streute mir Gewürzsalz darauf, ich war gerührt.

Dann antreten. Kurze Ansprache. Einteilung in die Erdbunker. Meine »Teekanne« hielt mich am Arm fest, damit ich ihm nicht verloren ginge. In dem Bunker gab es kein Licht, keine Matratzen, kein Stroh.

Irgendwie fand jeder einen Lagerplatz, und es kehrte ungewohnte Stille ein. Das Rumpeln des Zuges waren wir so gewöhnt, daß es scheinbar fehlte. Man hörte jedes, noch so leise Wort, das gesprochen wurde. Einer erklärte seinem Nachbarn: »Das sind Kartoffel- und Rübenbunker einer Sowchase, eines staatlichen Landwirtschaftsbetriebes. Die Bunker sind praktisch frostfrei.« Der Nachbar fast flüsternd zurück: »Und was heißt das?« Antwort: »Für uns heißt das: Wir werden nicht erfrieren, wenn im Winter nicht geheizt wird. Ist doch beruhigend, oder?« Ich war entsetzt. In der Nähe von Perm im Winter ohne Heizung. Aber ich kam nicht zum Nachdenken. Wir wurden rausgerufen in die »Banja«; zum Waschen und Entlausen. Man führte uns in der Dunkelheit zu einer Blockhütte. In einer Gruppe von fünfzehn Mann ging es in den Umkleide- dann in den Waschraum. Rohe Holzstämme, feucht glänzend. Wilder Westen. Zum Teil Kienspanbeleuchtung. Unsere Sachen mußten wir in »Päckchen«, wie beim Kommiß, sorgfältig auf den Boden schichten. Dann in den Waschraum. Kleine Holzkübel als Waschschüsseln auf niedrigen Tischen. Die Tischplatten aus nebeneinander gelegten, dünnen Baumstämmchen. Ich fühlte mich zurückversetzt in's frühe Mittelalter. Ein Stück Kernseife für alle: »Nachher wieder abliefern. Seife ist Mangelware.« Der eine oder andere Kamerad besaß aber noch eigene Seife. Einer hatte sogar Niveacreme. Manche besaßen Zahnbürsten und sogar Zahnpasta. Über so viel Luxus konnte ich nur staunen. Gegenseitig schrubbten wir uns den Buckel. Witzelten und fühlten uns neu belebt. Handtücher? Was ist das? »Ihr werdet schon so trocken!« Wir mußten raus in den Vorraum zu unseren Päckchen. Ich war entsetzt. Meine schönen Socken waren fort. Statt meines

neuen Wehrmachtpullover lag ein völlig abgeschabter, hauchdünner Pullover da, der einem Wischtuch ähnelte. Jetzt wurde ich munter: »Kameraden-Diebstahl! Wer hat meine Socken geklaut? Wer meinen Pullover vertauscht?« Ein Altgefangener versuchte mich zu beschwichtigen: »Der Starschi-Antifaschist hat selber.« Ich wußte nicht, was ein »Starschi-Antifaschist« ist und machte meinem Herzen Luft. Der »Starschi« kam. Hörte meine Beschwerden an, meinte, daß ich Glück gehabt hätte, einen so schönen Pullover während der Bahnfahrt gehabt zu haben. »Daß die Russen Dir den gelassen hatten? Und, Du mußt das so sehen, je früher Du lernst in jeder Fußbekleidung mit Fußlappen zu laufen, desto besser. Ich schenk Dir zwei fast neue, ganz schöne Fußlappen. Er verschwand und kehrte nach kürzester Zeit zurück, gab mir zwei Fußlappen: »Wieder zufrieden? Soll ich Dir zeigen, wie man Fußlappen legt?« »Nein, danke, hab ich beim RAD schon gelernt.« Ich kochte noch immer, vor allem, weil ich im Ohr hatte: »Der Starschi-Antifaschist selber.« Lange Zeit waren keine neuen Gefangenen hier durchgeschleust worden. Schon seit 1942 hier... Kann man doch verstehen? Oder?

Mir wurde wieder bewußt, daß ich in russischer Kriegsgefangenschaft war und die deutschen Helfer im Grunde wohl kaum noch von Kameradschaftsgeist oder gar (militärischem) Rechtsbewußtsein durchtränkt waren. »Selber überleben« war offensichtlich die Parole. Wir waren wieder im Freien, in der Dunkelheit, da zupfte mich ein Kamerad am Ärmel: »Halt bloß den Mund. So ein Starschi, also Alt-Antifaschist, wahrscheinlich Überläufer, ist ein gefährlicher Zuträger für den Polit-Kommissar. Bloß gut, daß Du ihm nicht die Meinung gesagt hast. Der hängt Dir was an, und Du bist im Straflager.« Am Erdbunker wieder angelangt, tasteten wir uns die Treppe hinunter und suchten unsere Schlafplätze in der totalen Finsternis. Ob man in dieser abgelegenen Gegend schon wußte, was elektrischer Strom ist, fragte einer scherzend. Bitterböse antwortete einer aus der Dunkelheit: »Warte nur ab, für den Stacheldrahtzaun und die Todeszone haben die Russen ruck-zuck Strom aus einem Generator.« Keiner diskutierte darüber. Hatten alle noch den Schock von der Gestapo in den Adern und nun Angst vor der GPU. Man hatte uns in Uwa gesagt, daß wir hier in ein NKWD-

Lager kämen. Irgendeiner hatte geflüstert: »Das ist der Nachfolgeverein von der GPU.« Ich aber dachte an den »Starschi-Antifaschisten«, den Rat, den ich bekommen hatte, an den Polit-Kommissar zu denken. So hielt ich den Mund und wußte nicht so recht, was ich ohne meine Socken nachts machen sollte. Meine Füße waren nun nackt, denn die Fußlappen hielten ohne Stiefel nicht. Flüsternd teilte ich diesen neuen Ärger meinem Kameraden »Teekanne« mit. Er war kleiner als ich, sein Mantel unglaublich lang. So strampelte er den Mantel weiter nach unten, daß meine Füße bedeckt waren. Ein bißchen Mantel bekam ich noch über den Rücken; ich war gerührt und schlief ein.

Am Morgen: Wecken, Raustreten, Antreten, Appell. Wie beim Kommiß. Kurze Ansprache des Lagerkommandanten. »Drei Tage Quarantäne. Dann »probeweise« Arbeitseinsatz im Wald. Bäume fällen. Wer versteht was davon? Melden, um provisorisch Arbeitsbrigaden zu bilden. Die erste Woche Arbeit ohne Norm. Danach, Brotzuteilung abhängig von den Kubikmetern eingeschlagenem Holz. Hundert Gramm sind sechs Kubikmeter. Mittags gibt's Fischsuppe, auch im Wald. Jetzt: Anstellen zum Essen fassen. Es ist genug da. Wegtreten!« Alles lief ohne große Aufregung; es gab einen Kanten Brot und Fischsuppe. Ein Kamerad fragte, warum es immer Fisch- oder genauer Fischmehlsuppe gäbe. Das ist doch ganz einfach, wurde ihm erklärt: »Im Magazin von diesem Lager liegt vorne an das Fischmehl. Dahinter die Packungen mit Erbsen; dann kommt der Hafer. Ist das Fischmehl aufgebraucht, gibt es also Erbsen und dann erst den Hafer.« Verwirrt fragte der Kamerad: »Ich verstehe aber nicht, wieso tagelang das selbe.« »Bist Du blöd: nur so kann der Magaziner, sag Fourier, einigermaßen kontrolliert werden. Sonst wandert unser Vorrat auf den Schwarzmarkt.« Gorki »Meine Universitäten«, dachte ich. Daß es so viel in so kurzer Zeit zu lernen gab, hatte ich nicht gedacht. Oh Gott.

Nach dem Essenfassen durften wir im Lager frei herumgehen, durften uns unterhalten. Man hatte uns erklärt, daß wir fünf Meter von dem Streifen vorsorglich Abstand halten sollten, den man als Todeszone bezeichnete. »Die Posten schießen und treffen. Ihr wißt das bereits.«

Das Terrain war groß genug, man mußte ja nicht so dicht an die Zone gehen. Wir schauten uns das Lager an. Sahen die Verwaltungsblokhäuser bzw. Bunker, die sich etwas weiter Richtung Lagertor befanden. Merkwürdigerweise interessierten sich mehrere Kameraden für die Pflanzen und Sträucher im Lager. Es dauerte ein Weilchen, bis ich begriff: Man suchte nach Blättern, die man rauchen konnte. Nach Pflanzen, die man essen konnte. »Das ist »Melde«, sagte einer stolz zu mir. Brennesseln wurden gepflückt. Der Tag verging. Die Nacht kam. Der nächste Morgen. Das gleiche Spiel. Nun, nicht ganz: Ein Wünschelrutengänger lief durch's Lager. Er war von mehreren Kameraden begleitet, die Schaufeln trugen. Beim Morgenappell hatte man erläutert, daß das Quellwasser für so viele nicht reiche. Ein Brunnen mußte geschlagen werden. Gibt es einen Brunnenbauer? Ja?! Prima. Wer hilft ihm beim Abtäufen? Gut! Jetzt fehlt uns nur noch ein Rutengänger. Jemand meldete sich: »Ich bin Rutengänger bei der Wehrmacht gewesen.« »Na, dann los! Nichts wie anfangen!« Ich war völlig verblüfft. Rutengänger gibt es nicht nur in den Märchen. Sogar die Wehrmacht hatte Rutengänger! Der Rutengänger war nett, als ich ihn fragte. Erklärte mir, wie er die Rute schnitt, welche Gabel er warum wählte. Rasch wurde er fündig und man begann an der bezeichneten Stelle zu graben. Aufgeregt suchte ich nach meiner netten »Teekanne«, um zu berichten. Versehentlich lief ich dabei in den zweiten, statt in den dritten Erd-bunker. Auf den, in den Boden gegrabenen Stufen, die in den Bunker führten, saß ein vierschrötiger Mann. Er versuchte, mich zu Fall zu bringen und beschimpfte mich; ich verstand kein Wort. Aus dem Bunker eilte ein Kamerad herbei und gab mir Hilfestellung. »Du Drecksau Du schwäbische, halt Dein ungewaschenes Maul. Hättest Du Arschloch nicht den Hitler gewählt, wären wir jetzt nicht hier!« Der Schwabe, dessen Mundart ich offenbar kaum verstand, wollte handgreiflich werden, bekam aber einen solchen Stoß vor die Brust, daß er gleich wieder auf der Treppe saß. »Rühr Dich nicht, halt's Maul, sonst schlag ich Dir die Zähne ein!« Der Kamerad nahm mich am Arm und eilte mit mir die Stufen hinauf. »Mußt Dir nichts dabei denken. Der fällt über alle jungen Kameraden her. Mal, weil sie zu tapfer gekämpft haben, mal, weil sie nicht den Endsieg

errungen haben. War mit dem Arsch in einem Waggon. Geh ihm aus dem Weg!« Ich bedankte mich und suchte nach meiner »Teekanne«. Noch ein Quarantänetag. Das Brunnenloch machte Fortschritte. Fünf Meter tief war der Schacht bereits. Meine Begeisterung für den Wünschelrutengänger wurde zu offener Bewunderung. Ein älterer Kamerad bremste mich: »Weißt Du, da ist eine ganze Menge Getue dabei. Wo immer Du hier gräbst, Du stößt auf Wasser. Mal tiefer, mal höher. Ob es gutes Wasser ist? Wer weiß? Aber die Leute graben ganz anders, viel flotter, wenn die Wünschelrute ausgeschlagen hat. Genau da wird gegraben! Da muß das Wasser sein! »Führer befiehlt – wir folgen«-Prinzip ist doch das gleiche!« Ein bißchen beschämt fühlte ich mich, war ich zu leichtgläubig? An die Idee von unserem »Führer«, die »marschiert«, hatte ich nicht geglaubt. War vielleicht die Rederei mit der »Vorsehung« das, was auf so viele symbolisch wie eine Wünschelrute wirkte? – Flotter graben, frischer marschieren. – Nachdenklich trennte ich mich von der Gruppe am Brunnen-schacht. Mit Verwunderung bemerkte ich, daß einige Kameraden den Versuch machten, Vögelchen zu fangen. »Kann man alles essen. Auch Mäuse.« Ja, das hatte ich im »Kampf um Rom« gelesen. Mit Gold aufgewogen auf dem Markt. Hunger ist eine furchtbare Triebfeder. Als ich am nächsten Tag probeweise – wie es hieß – mit in den Wald ausrückte, zum Bäume fällen, war ich innerlich erleichtert. Ärgerlich waren wir auf die polnischen Kriegsgefangenen, die sich als unsere Bewacher aufspielten. Sie hatten altertümliche Gewehre und Ärmelaufnäher »BMK«. Einer sagte mir: »Wir sind NKWD-Lager. Also gibt es keine Rotarmisten. Da nimmt man die gefangenen »Slawen« als Aufseher für die »Germanen«. Die hassen uns wie die Pest. Ist doch praktisch. Schon wieder gespart.« Ich dachte darüber nach. Diskutierte aber nicht. Mußte an die Dolmetscher denken, die aus der Tschechoslowakei oder Polen stammten. An die Macht, die sie ausübten.

Der Marsch zum und im Wald war angenehm. Sonnig, aber frisch. Wir wurden verteilt. Noch eine letzte Ermahnung: »Keine Fluchtversuche! Es wird sofort geschossen. Denkt daran, wo Ihr seid. Ihr habt keine Chance.« Nagelneues Baumfällwerkzeug wurde uns übergeben. Für unsere kleine »Brigade« eine große Säge, eine klei-

ner, zwei Äxte, ein Beil. Man erklärte uns, welches Geviert wir uns vornehmen sollten. Die Bäume waren riesig. Wir waren mitten im Urwald. Wie sollte der Baum fallen können? »Das ist Eure Sache. Heute geht es ja auch noch nicht um Normerfüllung und Planziele.« Durch meine Pionierzeit ein wenig vertraut mit Baumfällen, machte ich einen Vorschlag. Wir kamen dann überein, wie und wo wir anfangen wollten. Unser provisorischer Brigadier, der von zu Hause aus Waldarbeit kannte, griff nach der Säge und stieß gleich darauf einen Fluch aus. Die Sägen waren in den Zähnen nicht geschränkt! Mit dem Beil versuchte er die Zähne zu biegen. Eine Dreikantfeile zum Schärfen fehlte auch. Zum Verzweifeln. Irgendwie schaffte man es dann, zu sägen. Der Baumriese fiel, er war wundervoll. Er verfang sich nicht, blieb nicht hängen. Ich hatte ein klein wenig Ansehen errungen und machte mich an's Entasten. Für das Sägen mit der großen Zweimannsäge war ich nicht kräftig genug, sagte man, und ich hatte keinen Grund, dem zu widersprechen. Mein netter Kamerad »Teekanne« fing an, zusammen mit einem anderen Kameraden, das dünne Holz mit der kleinen Säge auf Länge zu schneiden. Man fing an, einen Holzstoß aufzurichten. Ein Altgefangener kam, um unsere Arbeit zu inspizieren. Er äußerte sich befriedigt. Erklärte wie breit, wie lang, wie hoch, jeder Holzstapel zu sein hätte, damit am Abend, bei der Kontrolle, die Arbeitsleistung, die Norm, die Prozente richtig festgestellt werden könnten. Aufmerksam hörte ich zu. »Und wie viele solche Holzstapel müssen wir am Abend fertig haben?«, fragte ich interessiert. »Etwa sechs Stapel, hängt etwas von der Norm ab.« Wir hatten bisher gerade erst einen Stapel aufgeschichtet. Mein besorgtes Gesicht bemerkend, schob er hastig nach: »Das gilt ab nächste Woche. Heute ist das nur Probe. Wenn Ihr mehr freigeschlagen habt, geht alles viel schneller. Für heute habt Ihr gut gearbeitet. Ihr bekommt alle Extraportionen.« Ich war sehr nachdenklich geworden. »Teekanne« auch. Wir sprachen beide kein Wort. Dafür aber die beiden großen, hünenhaften Kameraden mit der Zweimannsäge: »Wenn das so ist, bekommen wir beide in der nächsten Woche von der Extraportion mehr als Ihr Hiwis.« Darauf gingen wir beide nicht ein. Erst auf dem Marsch in's Lager tauschten wir leise unsere Gedanken aus. Mein fröhlicher, unbekümmerter Kamerad war plötz-

lich voller Zukunftsangst. Meine Versuche ihn zu beruhigen, fruchteten nicht. Ganz ruhig erklärte er: »Vielleicht lassen die Grobiane Dich in Ruhe, weil Du von Deiner Pioniertätigkeit Durchblick hast, und die Arbeit ein bißchen organisieren kannst. Aber mich mischen die auf. Die verprügeln mich, wenn ich ihnen nicht die Extraportion Brot freiwillig gebe.« Als wir im Lager ankamen, war es noch hell. Der Lagerleiter begrüßte uns. Fand ein paar freundliche Worte über unseren probeweisen Arbeitseinsatz. Wieder kam er dann zu etwas Wesentlichem: »Da in den Bunkern«, er drehte sich um und zeigte mit der rechten Hand, welche er meinte, »dort können sich diejenigen von Euch melden, die statt im Wald lieber in der Industrie ihre Wiedergutmachungsarbeit leisten wollen.« Wir durften wegstreten, bekamen unser Essen: Fischmehlsuppe und Brot mit einer Extraportion. Im Bunker unterhielten wir uns im Flüsterton: »Ich schau mir das morgen im Wald nochmal an. Wenn die beiden Grobiane unkameradschaftlich sind, melde ich mich für die Industrie.« Teekanne antwortete betroffen: »Von Industrie verstehe ich nichts; wenn Du abhaust, gehe ich zum Straßenbau. Ich habe gehört, daß eine Straßenbaubrigade gebildet werden soll.« Wir wünschten uns eine gute Nacht und warteten auf den Morgen.

Abmarsch in den Wald. Alles klappte wie am Schnürchen. Jeder wußte bereits, was er im Urwald zu tun hatte. Meine Beratung wurde wieder wohlwollend eingeholt. Der Baum fiel ohne hängen zu bleiben. Entasten, Holzstöße errichten. Vielleicht die Hälfte der Norm hatten wir am Nachmittag erreicht. Wir wurden gelobt. Wieder wurde von Extraportionen gesprochen, und wieder wurden unsere Grobiane laut. Ungeniert redeten sie davon, daß man in einer Fußballmannschaft keine schlappen Brüder brauchen könne; daß sie nicht die Hauptarbeit machen würden und dann die Extraportionen aufteilen ließen. Mein Einwand, daß wir doch Kameraden seien, wurde hämisch bespöttelt: »Alle in Stalingrad gefallen.« Als wir im Lager nach dem Rückmarsch ankamen, ging ich in den Bunker und meldete mich für den Industrieinsatz. In dem Bunker waren ein Dolmetscher und ein russischer Arbeitskommissar. Beide waren freundlich zu mir. Man war sehr offen. Der Kommissar sagte: »Dir ist klar, daß Du, wenn Du in der Industrie arbei-

test und gut bist, hierbleiben wirst?« So recht verstand ich ihn nicht. »Nun, Du wirst viel Rubel verdienen. Russisches Mädchen heiraten. Du wirst nicht mehr nach Deutschland zurückkehren, wenn Du aus Gefangenschaft entlassen bist. Wirklich.« »Aber, ich muß nicht hierbleiben, muß nicht hier heiraten.« – »Nitschewo. Aber Du wirst! In Deutschland alles kaputt. Hier geht alles bald viel besser.« Ich nickte mit dem Kopf, dachte an die beiden Grobiane im Wald, an meine im Vergleich schwächliche Kondition. Dachte an Teekannes Einschätzung der »Eintreibung« der extra Brotportionen. »Hunger macht solche Kerle zu Tieren.« Ich machte meine Meldung für den Industrieinsatz fest.

Der Kommissar war sichtlich erfreut. Erklärte mir, daß er ungefähr zweihundert bis zweihundertfünfzig Meldungen brauche. Insgesamt wären im Wald zweitausend Mann. Zwanzig hätten sich erst gemeldet. Wenn genug beisammenwären, ginge der Transport nach Ischewsk. Ob ich Ischewsk kenne, nein. Ein alter Industriestandort, sehr bekannt. Doch nun müsse er noch notieren. Namen, Vater, Namen mütterlicherseits, Vornamen, Geburtstage. Beim Großvater väterlicherseits kam ich in's Schleudern: »Meiner Erinnerung nach 1822; weiß aber nicht genau, mütterlicherseits 1853.« Der Kommissar schaute mich nachdenklich an: »Und wie alt bist Du?« »Im September werde ich achtzehn.« Er blieb freundlich: »Du wirst alle halbe Jahre ungefähr dasselbe gefragt werden. Verhört. Ich hoffe, das stimmt alles, was Du mir gesagt hast? Deine Angaben über Militär usw. werden verglichen. Immer wieder. Willst Du mir noch etwas sagen? Soll ich etwas ändern?« »Nein, alles ist richtig.« Man verabschiedete mich: »Ab morgen bist Du beim Straßenbau. Bis zum Transport!« Mit leichtem Seufzen verließ ich den Bunker. Hatte ich es richtig gemacht? Ja, ich kann im Wald nicht überleben und im Winter: Torf! »Teekanne« wartete schon auf mich; ich berichtete ihm kurz. Er trabte los und meldete sich für die Straßenbaubrigade. Am nächsten Morgen marschierten wir gemeinsam zum Straßenbau. Während des Marsches sprach mich Teekanne an. Ungewöhnlich nachdenklich. Ernst. »Wenn ich das richtig begriffen habe, ist der Schritt in die Industrie zu gehen, sehr riskant. Bist Du gut, kommst Du nie mehr nach Hause; machst Du Fehler: Ab nach Sibirien... Hast

Du denn ausreichend Ahnung von der Industrie?« – »Ich denke, es wird genügen; war kurz bei den »Dürenern«, habe bei Mauser und DWM hineinschnuppern können. Industrie riskant? Gewiß; aber den Wald –, das hier –, das überlebe ich bestimmt nicht.«

»Teekanne« war besorgt, wollte mich nicht verlieren. Nahm den Faden noch einmal auf: »Du bist da offenbar besser dran als ich. Mit der Industrie. Ich war mit meiner Klasse bei der Heimatflak. Dann, ganz zum Schluß: Flaksoldat. Flak und Schule. Mehr habe ich nicht kennengelernt. Du warst bei den Dürenern. Wie hast Du das geschafft? Von meiner Klasse ist keiner an der Flak vorbeigekommen. Die Dürener Metallwerke waren doch in Borsigwalde? Im Norden von Berlin. Als wir zur Heimatflak mußten, hatte man unsere ganze Klasse zu Borsig eingeladen. Uns gezeigt, wie die 8,8-Flak-Geschütze gebaut werden. Warst Du auch <mal dort?« – »Ja, die Produktion habe ich auch einmal ansehen können. War nicht weit weg von den Dürenern. Wie ich dahin gekommen bin? Statt mit meiner Klasse zur Flak? Lange Geschichte. War nicht einfach.« – »Erzähl schon. Wir müssen offenbar noch ewig marschieren, bis wir an die Baustelle kommen.« – »Nun gut. Durch einen Bekannten meines Vaters. Er gab mir 1942 im Frühjahr einen diskreten Tip. Verriet mir, daß meine Schulklasse geschlossen zur Heimatflak eingezogen werden wird. Unterricht so nebenher. Er lud mich zu einem Gespräch unter vier Augen ein.« – »Und was hat er Dir dann gesagt?« – »Er wurde ganz konkret. Sagte, Du hast bereits die Obersekundareife, durch Deine frühe Einschulung usw. Denke darüber nach, wie das mit dem Krieg weitergehen wird. Was dann kommt. Wie Du dann da stehst. Was Du jetzt aber noch für Möglichkeiten hast. <Du willst Doch Ingenieur werden?> – <Ja, gewiß. Ich bin begeisterter Kurzwellenarmateur, interessiere mich für Rundfunk- und Fernsehtechnik. Will Hochfrequenztechnik studieren.> Der Bekannte bremste meine Begeisterung für die Hochfrequenztechnik ein wenig. Er sagte: <Versteif Dich nicht auf Hochfrequenztechnik und TH. Denke <mal über Maschinenbau nach. Da könnte ich Dir helfen. Und Maschinenbauer braucht man immer. Auch nach dem Krieg! Mach ein Industriepraktikum. Immatrikuliere Dich an der Ingenieurschule Beuth. Das schaffst Du noch bis zu Deiner Ein-

berufung zur Wehrmacht. Darauf kannst Du aufbauen, wenn Du diesen Krieg überlebt hast. Ich stand nach dem ersten Weltkrieg mit einem wertlosen Stück Papier da. Das hätte nicht sein müssen...». Er machte mich mit seinen Ausführungen sehr nachdenklich.« – »Mein Klassenlehrer hat mir auch geflüstert, daß ich nach dem Krieg wohl noch mal die Schulbank drücken müßte, daß die Hochschulen unseren Abschluß nicht anerkennen werden. Aber, woher wußte Euer Bekannter so frühzeitig von der Einberufung zur Heimatflak?« – »Das habe ich ihn auch gefragt. Er hatte bei der Regierung Entwürfe abliefern müssen. Fantasieprojekt für München: Ein riesiger Kuppelbau. Rund. Hauptbahnhof für München. Nach dem Endsieg. Bei der Entwurfsdurchsprache, oder danach, hat man ein wenig geplaudert.« – »Ziemlich riskant. Und, daß er Dir das alles gesagt hat!« – »Weiß Gott! Er ist sehr weit gegangen. Sagte mir, ich solle mich mit meinem Schulleiter arrangieren. Der würde es gar nicht gern haben, wenn einer das rumerzählt. Wenn mehrere abspringen! Ich müsse das also sehr diskret – auch unter vier Augen – besprechen. Sonst mit niemandem! Den Ausbildungsleiter der Dürener Metallwerke kenne er gut. Man müßte ein Treffen vereinbaren. Noch vor den Osterferien!« – »Warum das? So eilig?« – »Er meinte, ich könne dann schon einmal mit dem Lehrgang: «Eisenarbeit erzieht» in den Ferien beginnen und ein Gentleman's Agreement zwischen Schule und Dürenern treffen.« – »Und das hat geklappt?« – »Ja! Der Direktor hat mich während der Ferien bei den Dürenern besucht, war ganz begeistert. Von dem Ausbildungsingenieur und der musterhaft eingerichteten Ausbildungsstätte. Er kam mir mehr als entgegen.« – »Und Dein Vater? Was hat Dein Vater zu Deinem Alleingang gesagt?« – »Mein Vater hatte Angst um mich. Seinen Jüngsten. Sah, daß ich dadurch vielleicht noch ein wenig länger aus dem Krieg, aus dem Soldat »spielen« herausgehalten würde. So stimmte er zu.« – »Was hätte er für Vorstellungen gehabt?« – »Als Pfarrer hätte er sich gewünscht, daß wenigstens einer seiner drei Söhne Theologie studiert. Aber er gab nach; er wollte mich nicht als Flak-Helfer für »Führer, Volk und Vaterland« beerdigen müssen. Die Flakstellungen in und um Berlin waren schon sehr gefährdet.« – »Gewiß; aber nur bei direkten Angriffen auf die Flakstellung. Wir hatten auch gute

Bunker.« – »Das hat mein Vater nicht ahnen können. Ich auch nicht. Durch meinen »Alleingang« war ich nun auch bei den entsetzlichen Bombenangriffen meist allein. Als HJ-Melder für die Polizei am Potsdamer Platz. – Regierungszentrum – . Bei den Katastropheneinsätzen nach den Angriffen. Beim »Strippenziehen« für Behelfstelefone. Das ich das überlebt habe, ist ein Wunder. Da wäre ich bei der Flak wohl tatsächlich sicherer »aufgehoben« gewesen. Aber wir wußten davon noch nichts. Frühjahr 1942.« – »Das Industriegebiet Borsigwalde wurde doch im November 1943 angegriffen? Ein ganzer Bombenteppich gelegt!« – »Ja, dabei wurde auch unsere Ausbildungswerkstatt zerstört. ...« – »Und was wurde dann?« – »Gute Frage. Der Ausbildungsleiter hatte großes Zutrauen zu mir gefaßt. Sprach mich an, ob ich mit vier, fünf Lehrlingen darangehen würde, einige Werkzeugmaschinen wieder flott zu machen. Die Oberlichtfenster und Mauerteile waren auf die Maschinen gestürzt.« – »Das hast Du geschafft?« – »Ja, mit meinem Kameraden. Eine moderne französische Drehbank »Somua« (?), eine große Universalfräse »Wanderer« und eine große Ständerbohrmaschine »Flott«. – »Toll!« – »Naja, ich habe geschuftet wie ein Pferd. Man hat uns provisorisch bei Mauser untergebracht. Es gab ja kaum noch Erwachsene, die sich um so etwas kümmern konnten. Der Krieg war seit Stalingrad schließlich »total« geworden!« – »Und. Hat sich die Schuftelei für Dich ausgezahlt? Oder hat man Dir nur »Mein Kampf« mit einer Widmung geschenkt?« – »Buch schon. «Unsere Kriegsmarine in Norwegens Fjorden». Aber: Man meldete mich wegen besonderer Befähigung und Leistung bei der Industrie und Handelskammer.« – »Hast Du Dir dafür was kaufen können?« – »Nein. Aber als ich Anfang August 1944 vom Reichsarbeitsdienst aus Ostpreußen – die Russen waren schon dort! – nach Berlin kam, wurde ich zu einer Einzelprüfung von der IHK zugelassen, bekam einen Facharbeiterbrief und die angestrebte Immatrikulation.« – »Dann bist Du ja richtiger »Spezialist!« – »Das wohl kaum. Man hat mir aber gesagt, daß ich für Technik begabt bin. – Vom Großvater mütterlicherseits her, vermutlich. – Das gibt mir eigentlich auch die Zuversicht für den Industrieinsatz. Deshalb habe ich mir ein Herz gefaßt und mich gemeldet.« –

Der Weitemarsch verlief schweigend. Wir hingen unseren Gedanken nach. Dachten voller Sorgen an das, was vor uns lag, mit Entsetzen an das, was wir in Berlin erlebt hatten: Englische, amerikanische Flugzeuge, Bomben. Schließlich russische Flugzeuge, dann Panzer – Russen. Wir waren nun bei den Russen. Würden wir Berlin je wiedersehen? – (Viereinhalb Jahre später durfte ich Berlin wiedersehen. Der Architekt, mein guter Ratgeber und Helfer, lebte noch. Ich konnte mich bei ihm bedanken. Er hatte mir mit seiner Voraussicht die Überlebenschance verschafft!) –

Endlich waren wir zu der Schneise des (Ur-)Waldes gekommen, an der wir mit dem Straßenbau beginnen sollten. Den Holzschienenbau im Wald und die Wägelchen hatten wir schon kennengelernt: Dünne Rundhölzer als Schienen. Der Straßenbau war viel primitiver, als die Arbeit im Wald. Aber, zumindest an dem Tag, gemütlich. Mit einem russischen Miliz-Soldaten als Bewacher zogen wir mit einem Dutzend Kameraden los. Versuchten, an den bezeichneten Stellen Löcher mit Schaufel und Spaten aufzufüllen und tiefe Fahrspuren einzuebnen. Der Miliz-Soldat zeigte uns am Nachmittag, wie man grob die Uhrzeit bestimmt. Er pflückte einen kräftigen Grashalm, faßte ihn mit Daumen und Zeigefinger so, daß er ihn zum Ablesen zwischen Zeige- und Ringfinger der linken Hand schieben konnte und anschließend in dieser Länge von unten in den Fingergrund zwischen diese Finger als »Schattenzeiger« (Werfer?) einsetzen konnte. Nun hielt er beide Hände waagrecht nebeneinander. Dann drehte er sich so zur Sonne, daß der Schattenstrich über die Finger parallel zum Fingergrund fiel. Seine Augen funkelten: »Rast, twa, tri, stiro, verstanden?« Ein Kamerad kam ihm zu Hilfe: »Wenn die Sonne senkrecht steht: nix Schatten: zwölf, dann ein Finger: eins, zwei Finger: zwei, drei Finger, vier Finger: es ist vier Uhr!« Der Miliz-Soldat strahlte: »Richtig, ist russische Uhr. Geht auch vormittags. Nur anders herum.« Aha, also zwölf weniger eins gleich elf Uhr, usw.. Wir waren begeistert. Aufgekratzt erläuterte er, als ein kräftiger Wind zu wehen begann, eiskalt, am blauen Himmel kein Wölkchen: »In halbes Stund kommt schweres Sturm mit bösem, kalten Regen. Gehen wir. Tawai, Tawai. Wollen nicht naß werden.« Wir rannten mehr als daß wir liefen in's Lager zurück und tatsäch-

lich, kaum angekommen, prasselte eiskalter Regen vom Himmel. Dankbar fanden wir in unserem Erdbunker Schutz, fürchtend, daß der Sturzbach, der die Treppen plötzlich hinunterschoß, zu uns in den Bunker käme. Er kam nicht. Der Regen hörte schlagartig auf, und der Bunker war geschickt angelegt. Der Boden hatte ein gewisses Gefälle zur Treppe hin. So blieben wir trocken.

Der nächste Tag kam. Wieder zum Straßenbau. Noch standen riesige Wasserlachen; aber man konnte es aushalten. Unsere Bewacher, unterstützt von einem Kameraden, der ein bißchen Russisch sprechen konnte, sprach vom Leben im Wald. Vom Winter. Von den tausend Dingen, die fehlten. Von dem Elend und der Verzweiflung nach Monaten der Abgeschiedenheit. »Beispiel: reißt Dir ein Loch in die Hose oder Jacke? Was nun? Flicken? Wie? Gibt nix Nadel, nix Faden. Wie macht man Nadel? Hat uns Kamerad, war Uhrmacher, Loch gebohrt in Eisendraht. Hat spitz gemacht. Na ja. Haben wir Fäden gezogen aus Kleidung. Versucht zu nähen. Nix! Faden reißt. Warum? Muß Nadel haben rechts und links vom Loch Vertiefung, Kehle, wo Faden drin liegt. Sonst reißt Faden beim Durchstecken. Wie kann man machen Hohlkehle? Na?« Ein Kamerad sagte: »Nadel beim Loch krumm biegen, Kehle feilen, dann nach der anderen Seite biegen, zweite Kehle feilen.« Unser Russe war nur halb zufrieden: »Und woher Du haben Feile? Is Stahl, muß Du erst glühen, sonst bricht. Woher Du hast Feuer? Hm?« Er zeigte uns, wie man Feuer schlägt. Mit Feuerstein und Zunder. Er besaß ein Stück Stahl. Ein Docht-Feuerzeug aus einer abgesägten Patronenhülse. Ich war hin- und hergerissen. 1934 hatte ich einen Packen Jugendbücher zusammen mit meinen Brüdern geschenkt bekommen. Ein Bändchen von 1905 mit dem Titel »Die Kultur der Kulturlosen« hatte es mir besonders angetan. Von meinem Vater kannte ich die »Drehstab-Technik« afrikanischer Eingeborener. Wohin war ich geraten? Überleben im Wald? Mit hungernden Menschen, die irgendwann durchdrehen würden? Über den Lagerkoller von Expeditionsteilnehmern im Winter hatte ich gelesen. Mich schauderte. Ich war jetzt absolut sicher, meine Meldung zum Industrieinsatz war für mich die Überlebenschance. Eines Morgens wurden wir aufgerufen: »Alle für den Industrieinsatz antreten. Wir marschieren zum Bahnhof.« Mein Kame-

rad »Teekanne« schaute mich mit traurigen Augen an. Wir drückten uns gegenseitig an die Brust. Um nicht zu heulen, sprachen wir kein Wort. Man trieb zur Eile, rasch ging's, ziemlich ungeordnet, aus dem Tor hinaus. Man winkte uns nach, wir winkten zurück. Eine verrückte Welt. Waren wir vierzehn Tage in dem Lager gewesen? Ich hatte keine klare Vorstellung. Irgendwie war es ein Stück Geborgenheit gewesen nach dem unmenschlichen Gefangenentransport mit der Bahn, nach dem Gewaltmarsch von Berlin durch die Mark Brandenburg. Doch die Geborgenheit war mehr als trügerisch. Alles Grün im Lager war bereits »abgeweidet«; es gab keine Maus, kein Vögelchen mehr. Wahnsinn. Ob meine nette »Teekanne« überleben würde? Ich habe es nie erfahren. Ein, zwei Jahre später erfuhr ich, daß es einen Lageraufstand gegeben hatte. Einen Ausbruchversuch aus dem Wald, der blutig niedergeschlagen wurde. In dem Lager haben nur wenige die Arbeit überlebt. Besonders unmenschlich war die Arbeit im Torf. Man trieb die Gefangenen im Kreis mit den Torfziegeln. Die Methoden waren dieselben, wie in pharaonischer Zeit. Ein Kriegsgefangener ist ein Nichts – soll verrecken.

Nein, nicht immer. Wenn er einen Schutzengel hat, braucht man ihn als Spezialisten. Die russische Industrie brauchte Spezialisten, was immer das sei. Fast aufgeräumt und heiter marschierte, nein, lief man mit uns zum Bahnhof. Es war ein heißer Sonnentag. Gegen Mittag waren wir am Bahnhof. Nach kurzer Zeit kam ein Personenzug angedampft. Man machte uns klar, daß wir in diesen (fahrplanmäßigen) Personenzug einsteigen sollten, und zu den Russen in's Abteil sollten. Leicht verwirrt stürmten wir mehr den Zug, als daß wir ihn bestiegen. Unser Wachsoldat bedeutete uns, im Gang zu bleiben, bis er in den Abteilen Bescheid gesagt habe. Die ersten drei Abteile waren für »seine« fünfzehn Männer. Strahlend schob er uns in die Abteile zu den russischen Fahrgästen hinein. Irritiert und neugierig musterte man uns von oben bis unten. Soweit Platz war, wurde er uns angeboten. Neugierig wollte ein Kamerad probieren, ob man tatsächlich der Länge nach liegend in den übereinander angeordneten Pritschen reisen könne. Tatsächlich, für jeden, der in einem Abteil Reisender war, war ein Behelfsschlafplatz vorgesehen. Voller Stolz erklärte man uns die Vorteile der russischen Breitspur-

technik. Wir verstanden zwar kaum die russischen Worte, wohl aber die Bedeutung und die Gesten. Nach einiger Zeit wurde kontrolliert. Ein Kamerad, der dolmetschen konnte, war dabei. Die Fahrgäste benutzten die Gelegenheit, uns zu sagen, daß sie uns nett fänden. Vor allem, weil wir freiwillig Wiedergutmachung in der Industrie leisten wollten. Das hatte der russische Wachsoldat ihnen offenbar erzählt, als er für uns Plätze organisiert hatte. Und im übrigen würden wir sehr nett aussehen. So hätte man sich deutsche Soldaten gar nicht vorgestellt. Das fanden wir etwas merkwürdig. Der Dolmetscher wurde leiser und erklärte: »Ihr seid hier in der Udmurskaja, hinter der Tartarischen Republik, mindestens zweihundert Kilometer entfernt von Kasan. Moskau ist weit, weit weg. Die kennen alles nur aus der Propaganda. Einer erklärte mir, die Utmurken glaubten, die Deutschen haben quadratische Köpfe. Nun sind die völlig überrascht.« Wir waren wieder allein mit den russischen Reisenden im Abteil. Der Zug fuhr offensichtlich nach Süden. Die Landschaft nach Westen zu konnte ich durch das Abteilfenster vorbeiziehen sehen, vor dem Gangfenster stand der Wachsoldat. Wir waren aus dem Waldgürtel nun heraus. Nichts deutete in der schönen, ruhigen Landschaft darauf hin, daß wir im Vor-Ural waren. Nach etwas mehr als zwei Stunden Fahrt hielt der Zug in Ischewsk; wir mußten aussteigen. Die mitreisenden Russen sagten freundliche Abschiedsformeln. Wir verstanden zwar nichts, freuten uns aber darüber, daß es offensichtlich ehrlich gemeint war. Man konnte es ihren Gesichtern ansehen. Der Zug hatte an einer Blockhütte, etwas entfernt vom eigentlichen Bahnhof, gehalten. So war das Aussteigen wieder mehr ein Abseilen. Wir winkten dem Zug nach und warteten einen Gegenzug ab. Verblüfft beobachteten wir, wie der Heizer beim Vorbeifahren an einer langen Rute eine Marke dem Blockwärter reichte und seinerseits eine ähnliche Rute mit einer Marke entgegennahm. »Was soll das?« – Stot a koi – soweit waren wir mit unserem Russisch schon, gleich ob es richtig oder ganz korrekt war, wir wurden verstanden. Unser Bewacher erklärte mit Hilfe eines dolmetschenden Kameraden: »Kontrollsystem, ob ist Strecke frei. Darf nur auf Strecke, wenn Marken da. Ponnemai. Verstanden? Sehr praktisch; hier alles eingleisige Strecken. Muß man aufpassen. Ruten gut!

Nix Problem mit »Stromausfall«, nix Draht kaputt. Funktioniert immer!« Aha, so lernt man dazu; ich dachte an Gorki's »Universitäten«. Dicht neben dem Blockhaus kreuzte eine Straße die Eisenbahnschienen. Die Straßendecke war sorgfältig zwischen und neben den Schienen aus Holzbalken gebildet. Schienenoberkante und Straßendecke aneinander angeglichen. Mich überraschte die Sorgfalt, mit der die Arbeit ausgeführt war. Dadurch abgelenkt, merkte ich nicht, daß ein LKW gekommen war, uns abzuholen. Wir kletterten über die Bordwand auf die Plattform. Der LKW fuhr die in Serpentin angelegte Hauptstraße hinauf, offensichtlich in den Vorortbereich von Ischewsk. Mit dem Rücken in Fahrtrichtung stehend, sah ich große, weiße, repräsentative Gebäude halb rechts von uns. Die Gebäude standen auf einer Anhöhe des leicht bergigen Geländes. Weiter unten, direkt im Blickfeld nach Norden waren hohe Schornsteine, ein großes Gebäude und offenbar ein Flußlauf. Ein beachtliches Kraftwerk?! Der LKW kam in die nächste Schleife der Serpentine, und wir fuhren jetzt auf eine kleine, hölzerne Kirche zu; nun rechts daran vorbei: Bäume, rasenartige Grünfläche, ein Friedhof? Nun wieder nach links. Eine Art breite Dorfstraße. Am Ende ein hoher, undurchsichtiger Bretterzaun. Ein Tor. Daneben ein Wachhäuschen und ein kleineres Verwaltungshäuschen. Wir hielten. Kletterten vom LKW. »Unser« Lager. Wir waren angekommen. Man ließ uns ein. Das Lager wirkte völlig leer. Man brachte uns vom Tor aus nach links zu einem nagelneuen, scheunenartigen Holzbau. »Das ist für die nächsten Monate Eure Unterkunft. Bevor der Winter kommt, zieht Ihr um in das sogenannte alte Lager. Da sind die Barackenwände kälteisoliert.« Innen war der Bau überraschend hell und luftig. Es roch nach frischem Holz. Auch die Pritschen waren noch unbenutzt. Zweistöckig. Keine Strohsäcke, blanke Bretter, keine Decken! Mir wurde eine Pritsche zugewiesen. Vom Eingang etwa zehn Schritte nach rechts. Ebenerdig. Ich setzte mich auf die Pritsche, schnaufte ein wenig: »Wie würde es weitergehen?« Ich war allein unter mir unbekanntem Kameraden, aber ich sah eine Überlebenschance.

Kapitel 3

Ischewsk – Loschkins-Werkstatt, meine Überlebenschance

Der erste Morgen in Ischewsk brach an; es mußte noch sehr früh sein. Fünf Uhr, sechs Uhr? Um diese Zeit würde die russische Uhr mit dem Strohalm wohl noch nicht funktionieren. Leise und vorsichtig stand ich von der Pritsche auf, ging zum Windfang und an die Tür. Nicht abgeschlossen, also raus. Schöne, frische Luft schlug mir entgegen; unwillkürlich dachte ich: Höhenluft. In dem Erdbunker war die Luft immer stickig gewesen, so war es mir nicht aufgefallen, daß die Luft im Freien – wohl durch den nahen Sumpf – nicht sehr gut war. Trotz des Waldes. Durch den hohen Bretterzaun konnte man nichts von der Umgebung sehen. Dabei müßte man einen schönen Blick von dieser Höhe über den tiefer liegenden Ort und die östlich liegende Vorural-Landschaft mit den repräsentativen, weißen Häusern haben. So ging ich nahe an den Zaun heran, ganz nahe. Es gab keine Todeszone wie in Uwa. Wachtürme gab es; aber sie waren nicht besetzt. Meinen Kopf an den Zaun drückend, versuchte ich durch eine Ritze zu schauen. Ein Milizsoldat mit altertümlichem Gewehr ging unmittelbar am Zaun vorbei. Er bemerkte mich nicht, und dröselte vor sich hin. Jetzt konnte ich ein wenig die Landschaft sehen und war etwas versöhnt. In der Nacht hatte ich sehr schlecht geschlafen, und wie häufig, seit November 1942, von Tieffliegerangriffen und Bombenhagel, Flakfeuer und »Christbäumen«, die als Markierungen in der Luft schwebten, geträumt. Völlig gerädert war ich aufgeschreckt und mußte mir erst langsam klar werden, daß ich mehr als dreitausend Kilometer von Berlin entfernt und die Zeit der Tieffliegerangriffe vorbei war. So genoß ich den Morgen in dem scheinbar menschenleeren Lager, und versuchte mir ein Bild von der Lageranlage zu verschaffen. Ein Kamerad sah mich, rannte in meine Nähe, sprang mit einem Satz an den Zaun. Zog sich mit

beiden Händen flink hoch, und schaute über den palisadenartigen Bretterzaun. Im nächsten Augenblick krachte ein Schuß. Er ließ sich blitzschnell fallen und rief mir zu: »Schnell, verpiss Dich!« Lernfähig wie ich war, folgte ich seinem Rat. Ich hatte zwar nichts Verbotenes getan, aber man konnte ja nie wissen. Der Idiot hatte den vertrottelten Milizsoldaten erschreckt. Kurz darauf wurden wir herausgepiffen.

In der Lagermitte, mit dem Gesicht zum Tor, mußten wir antreten. Die Küchenbaracke und eine Latrine befanden sich im Rücken von uns. Der russische Lagerkommandant, ein älterer, hochrangiger Offizier, erschien mit Gefolge und hielt eine kurze Ansprache. Der Dolmetscher versuchte uns verständlich zu machen, worum es ging: »Ihr seid in einem Rot-Armee-Lager. Bisher aber sind noch keine Rotarmisten eingetroffen. So hat er Milizsoldaten für uns organisiert (Aha! So etwas wie Volkssturm, begriff ich). Bitte, die Milizionäre nicht erschrecken! Abstand vom Zaun halten und diszipliniert sein. Wer sofort in einer Fabrik arbeiten möchte, bitte melden. Gebraucht werden Spezialisten für Maschinen- und Kesselbau. Später werden auch für Rüstungsbetriebe und Hausbau Leute gesucht. Aber alles geht nicht auf einmal. In das Lager werden bis zweitausend Kameraden kommen und an verschiedenen Arbeitsplätzen Wiedergutmachung leisten. Wegtreten! Die Maschinen- und Kesselbauer: hierbleiben!« Blitzschnell entschied ich mich: »Sofort zum Maschinenbau! Zur Rüstung auf keinen Fall und im Lager sich anöden lassen? Hatte ich bereits in Uwa kennengelernt.« Eine kleine Gruppe, zehn oder fünfzehn Mann, scharte sich um den Dolmetscher. Der wehrte ab: »Bin ich Jesus? Bin ich Prophet? Wartet ab! Lernt russisch »skoro budit«, - das heißt: »wird bald werden.«« So geduldeten wir uns. Schließlich waren wir vielleicht dreißig, vierzig Kameraden, die sofort arbeiten wollten. Einige Milizsoldaten mit abenteuerlichen Gewehren kamen, und wir marschierten aus dem Lager. Die Straße, die uns der LKW hinaufgefahren hatte, ging es nun hinunter. Schließlich kamen wir zu der Gleisanlage der Eisenbahn. Ein Stück nach rechts. Hinter einem Bretterzaun lagen ein paar Gebäude, die wir schon von der Anhöhe aus gesehen hatten, über die wir marschiert waren. Einige waren ziemlich schäbige Baracken, um

die Gebäude herum ein riesiger Schrottplatz? Mitten durch das Gelände, das ich für einen Schrottplatz hielt, führte eine Gleisanlage. Ein Bretterzaun trennte diesen langgezogenen Streifen von der Straße ab. Auf der anderen Seite war ein gepflegt wirkendes Holzgebäude: Der »Sitz« des Natschalnik's, des Chefs. In einem nagelneuen, offenbar aus Deutschland »mitgebrachten« blauen Schlosseranzug, bestehend aus Jacke und Hose, begrüßte uns der Chef. Der Schlosseranzug war offenbar gebügelt und der großgewachsene, schlanke Russe wirkte in ihm beinahe elegant. Ein wenig mußte der eine oder andere von uns aber doch grinsen. Nach kurzer Begrüßung, auch die Meister waren nun auf dem Hof erschienen, wurde eine erste Einteilung vorgenommen. Ein Kamerad, Armin Wasserburger, erschien prädestiniert, Kesselbau zu machen. Einige schlossen sich ihm an. Andere wollten in die Schmiede, ein mittelgroßes Backsteingebäude, an das sich ein großes Kesselgebäude anschloß. Auf der anderen Seite: eine große Halle, Holzbau, mit den Maschinen für das Trennen von starkem Baublech und zum Kaltwalzen der Bleche zu meterdicken Röhren, aus denen dann Kessel geschweißt wurden. In der gleichen Halle, durch eine Holzwand getrennt, mehrere Drehbänke, eine Stoßbank, Fräse, Flächenschleifmaschine. Die Kameraden, die Dreher, Fräser und Schleifer waren, blieben dort. Blechspengler kamen in eine kleine Baracke schräg gegenüber, nahe dem Fabriktor, selbstredend auch aus Holz. Dort war auch eine kräftige Kompressoranlage. Ein Kamerad, Wilhelm, später genannt »Harry Loyd«, der Mann, der niemals lachte, fühlte sich von dem Kompressor angezogen. Ein halbes Dutzend Kameraden, zu denen ich gehörte, wurden vor die Baracke geführt, die den Abschluß der Anlage bildete. Eine Deckenschiene, für einen kleinen Lastenzug, war in's Freie geführt und deutete an, daß hier Maschinen hineingehievt werden konnten. Offenbar die Schlosserei. Der Meister hieß »Loschkin«, das heißt Löffel. Der Dolmetscher stellte uns gegenseitig vor. Unser Dolmetscher, ein kleiner, wendiger Kamerad aus polnisch besetztem Gebiet stammend, sprach noch nicht gut genug russisch, oder verstand nicht genug fachlich orientiertes Deutsch, um zwischen russischen Maschinen und der russischen Stanok unterscheiden zu können. Maschine ist auf russisch so ziem-

lich alles; Stanok etwas Feines, Kompliziertes. Von diesem Unterschied nichts ahnend, nickte ich mit dem Kopf, und befand mich kurz darauf in der Schlosserwerkstatt von Herrn Loschkin. Ein Schraubstock wurde mir zugewiesen. Auf der Werkbank lag eine Kreidemühle, die ich reparieren sollte. Zunächst aber bräuchte man flink ein Abdeckblech für ein Gerät. Wegen des Lärms sollte die Arbeit im Freien ausgeführt werden. Vor der Werkstatt war provisorisch in eine transportable Vorrichtung ein kräftiges Eisenrohr eingespannt; das sollte als Amboß dienen. Man hatte mir unter anderem einen Hammer gegeben. So begann ich die Arbeit und hämmerte fleißig auf dem Blech herum, nachdem ich es mit einer kräftigen Tafelschere zurecht geschnitten hatte. Die Abdeckung nahm bereits Gestalt an, als Meister Loschkin erschien. Interessiert schaute er sich meine Arbeit an, schien zufrieden, nahm mir dann den Hammer ab und fing selber an zu hämmern. Er tat das mit großer Fixigkeit. Nach kurzer Zeit gab er mir den Hammer wieder in die Hand. Nun hämmerte ich weiter; ich tat das mit ruhigen, überlegten Schlägen. Meister Loschkin streckte seine Hand nach dem Hammer aus, nahm ihn, und klopfte wieder mit großer Geschwindigkeit auf das Blech und gab mir den Hammer zurück. Etwas irritiert setzte ich meine Arbeit fort. Nach einiger Zeit, mit der Abdeckhaube war ich fast fertig, kam Meister Loschkin wieder zu mir. Er hatte den Dolmetscher mitgebracht. Etwas umständlich übersetzte dieser mir das, was Herr Loschkin auf dem Herzen hatte: »Wir alle arbeiten zusammen wie Spezialisten in einem großen, dunklen Kessel. Keiner weiß oder sieht, was der andere tut oder schafft. Wenn die ganze Arbeit getan ist, bekommen alle anteilig ihren Lohn. Verstanden?« Ich nickte mit dem Kopf, hatte aber meine Probleme zu verstehen, warum er mir das erklärte. Der Dolmetscher vermittelte das dem Meister. Der grinste: »Du bist zwar schon fertig, gut, sehr gut; wenn Du aber schneller hämmern würdest, wärest Du vielleicht noch schneller fertig gewesen.« Jetzt mußte ich lachen und sagte: »Entschuldigung. Jetzt habe ich begriffen, warum Sie mir den Hammer abgenommen haben usw... . Oh je. Das ist nun einmal mein Schlagrhythmus. Da sitzt dann aber auch jeder Schlag. Das Tempo wird nicht vom Lärmen bei der Arbeit bestimmt, sondern vom richtigen Anpacken. Ich

denke, ich bin flott fertig geworden mit diesem Auftrag. Aber eigentlich liegt meine Stärke im Maschinenbau, nicht bei Blecharbeiten.« Der Dolmetscher stöhnte, und bemühte sich, zu übersetzen. Meister Loschkin schaute mich freundlich an und sagte: »Komm mit.« Den Dolmetscher im Schlepptau ging er auf den Streifen neben der Bahnlinie, den ich respektlos als Schrottplatz bezeichnet hatte. Nach einigem Suchen blieb er neben einem mindestens zwei Meter langen, mehr als einen halben Meter breiten, und fußhohen Gußteil stehen. Darauf piekte er, und sagte etwas wie: »Gwosdielni Stanok.« Dann ließ er mir von dem Dolmetscher erläutern: »Das ist die Grundlage für einen Automaten, mit dem man Nägel von etwa einhundertzwanzig Millimeter Länge und fünf Millimeter Durchmesser herstellen kann. Willst Du ihm dabei helfen?« (Der Dolmetscher sah mich eindringlich an: Sag unbedingt »Ja!«). Ohne also lange zu überlegen, sagte ich also »Ja!«, ich hatte aber nicht die geringste Ahnung, wie man daraus eine Nagelmaschine bauen könnte. Loschkin nahm mich am Ärmel, ging ein paar Schritte, strahlte, und zeigte auf ein altes, ebenfalls völlig verrostetes Schwungrad, Typ »frühes zwanzigstes Jahrhundert, mit geschwungenen Radstreben«. »Das ist zum Beispiel ein Schwungrad«, übersetzte der Dolmetscher. Ich begriff, daß es sich hier weniger um einen Schrottplatz, als um eine Schatzgrube für Optimisten handelte. Ich ließ mich von Loschkins Begeisterung anstecken. So stakste ich mit ihm, vorsichtig, um mir nicht die Beine zu brechen, durch die Überreste alter Maschinen und deren Teile, fand starkes Stahlblech für den Unterbau der Nagelmaschine. Loschkin war Feuer und Flamme. »Lassen wir raustrennen mit »Aftagen« (Autogen-Schweißbrenner). Komm, Towarisch!« Der Dolmetscher flüsterte mir zu: »Das ist ein große Ehre, daß er Towarisch gesagt hat. Er mag Dich offenbar, und traut Dir zu, so etwas zu bauen. Wenn Du mich fragst, abenteuerlich.« Mir ging es ähnlich. Auch ich fand das Vorhaben abenteuerlich, aber interessant, und nach Uwa's Wald- und Torfperspektiven, mit der Aussicht, ohne Erkennungsmarke!, als »unbekannter Soldat« verscharrt zu werden, geradezu phantastisch. Ohne Umschweife sagte ich das dem Dolmetscher und fügte hinzu: »Ich finde es unglaublich, daß mich ein russischer Meister so behandelt, als ob ich ein russischer Mitarbeiter

sei, und offenbar keinerlei Resentiments gegenüber mir, einem deutschen Kriegsgefangenen, hat.« Der Dolmetscher zuckte die Achseln und sagte: »Du hast recht; daran habe ich vor lauter Angst, daß die Arbeit schief gehen kann, gar nicht gedacht. Man kann hier auch leicht nach Sibirien kommen, wenn Arbeitssabotage vorgeschoben wird, weil etwas nicht fertig wird.« Daran hatte ich nicht gedacht, aber ich war voll Zuversicht. Der Dolmetscher erklärte dem Meister kurz, daß ich sehr interessiert sei, und mir das zutraute. Damit war die Sache für Herrn Loschkin klar, und er ging mit mir in die Werkstatt zurück. Er zeigte, wo er die Maschine aufstellen wollte, so, als wäre schon alles erledigt. Die Maschine sollte links hinten in der Werkstatt stehen, etwa zwei Meter von der Wand entfernt. Daneben könne eine ebenfalls noch zu bauende, kleine Maschine hin, die für dünne, etwa zwei Zentimeter lange Nägel geeignet wäre. Rechts, in etwas größerem Abstand von der Werkbank, die sich an der Fensterseite entlang zog, stand bereits eine Nagelmaschine für große Nägel, wie man sie für Zimmerleute benötigt. Der Meister zeigte mir, wie der Draht erfaßt, vorgeschoben, die Nagelspitze geschnitten, abgelängt, und dann der Nagelkopf gepresst wurde. »Bei dieser Maschine wird der Kopf mit der Kraft eines Kurbelexzentrers geprägt; bei Deiner Maschine ist es anders. Da wird eine starke Feder aufgezo- gen, die treibt einen schweren Hammer vor. Der schlägt dann den Kopf an.« Das war sehr hilfreich; nun begriff ich, was ich auf dem »Schrottplatz« gesehen hatte: Das mittlere Stück in dem großen, rostüberzogenen Gußteil, war der Hammer gewesen.

Wir wurden zum Antreten gerufen: »Morgen wird Essen hierher gebracht, dann wird die Arbeit richtig losgehen. Für heute Schluß. Wir marschieren zum Lager. Dort wird gegessen.« Vor lauter neuen Eindrücken hatte ich gar nicht bemerkt, daß ich Hunger hatte. Geredet wurde schon lange nicht mehr darüber. Heute hatte ich aber nicht einmal daran gedacht. Ich hatte an Max Eyth gedacht. An sein Buch »Hinter Pflug und Schraubstock«, seinen Bericht über seinen Rußlandaufenthalt, wie er eine Dampfmaschine repariert hatte, nachdem jemand sie verpfuscht hatte.

Beim Marsch in's Lager war die Stimmung gut. Als wir ankamen, wartete Essen, das heißt Suppe, auf uns, und eine Überraschung: Der

russische Lagerkommandant wollte uns sehen; sich bedanken für unseren Arbeitswillen. Man schärfte uns ein: »Zackig grüßen, Hacken zusammenschlagen. Wie beim Kommiß.« In Gruppen von fünf, sechs Mann, wurden wir durch eine kleinere Tür neben dem großen Lagertor geschleust. Gleich rechts davon war ein solides Holzhaus; zu dem führte man uns hin. Als wir hineingerufen wurden, erwartete uns der Kommandant in der geräumigen, ebenerdigen »Eingangshalle«. Die Tür im Rücken, bauten wir uns kommißmäßig auf, knallten die Hacken zusammen, und grüßten. Im nächsten Augenblick hätte ich im Boden versinken mögen, und bekam einen knallroten Kopf: Ich hatte die rechte Hand im Reflex zum »Deutschen Gruß« erhoben, statt sie an die Mütze zu legen. Meine Kameraden waren entsetzt. Wir warteten angstvoll auf die Reaktion des russischen Kommandanten. Der aber lachte; kam auf mich zu. Klopfte mir auf die Schulter und brachte heraus: »Stot akoi – was ist das? Hitler kaputt.« Über den Dolmetscher befragte er mich über die Einheit, bei der ich gedient hatte, usw... . Mir war klar, daß er an Waffen SS und Division Hitlerjugend dachte. Ohne Umschweife erklärte ich, daß nach dem Hitlerattentat Sommer 1944, auch für die Wehrmacht der sogenannte »Deutsche Gruß« vorgeschrieben war, und ich um Entschuldigung bäte. Der Kommandant war damit zufrieden und sagte, vergnügt strahlend: »Morgen, nach der Arbeit, antreten zum Exerzieren. Grüßen im Vorübergehen, usw... « Dann für alle: »Ein bißchen mehr soldatisches Auftreten wünsche ich mir. Wir werden auch anständiges Marschieren in der Kolonne üben. Ich will Soldaten, keinen Gefangenenhaufen. Verstanden?!« Anschließend unterhielt er sich kurz über unseren Arbeitseinsatz, fragte uns, wie uns die Fabrik zusage. Dankte kurz für unseren Willen zur Wiedergutmachung durch Arbeit in der Industrie. Dann entließ er uns, und wir wurden in's Lager zurückgeführt.

Zurückgekehrt in's Lager schauten wir uns verblüfft an, und ich holte tief Luft: »Mit einem anderen Chef hätte das schief gehen können.« Keiner fiel über mich her; ich mußte kurz erklären, wie das mit Himmler (berühmter Reichsführer SS wurde also Chef der Wehrmachtseinheiten!) war und der Übernahme des Kommandos für die Truppen im sogenannten Heimatkampfgebiet nach dem Hitler-

Attentat in der Wolfsschanze. Manche hatten offenbar die Zusammenhänge gar nicht mitbekommen; aber ich war ja damals in unmittelbarer Nähe und im Einsatz vom RAD. Bald kam die Nacht, ein neuer Morgen brach an. Es gab ein Stück Brot. Dann »Antreten« vor dem Lagertor. Abmarsch zur WMK, unserem neuen Arbeitsplatz. Diesmal waren bereits mehr Kameraden in der Kolonne. In der Werkstatt von Meister Loschkin angekommen, wurden die Arbeiten, die am Vortag bereits besprochen worden waren, – soweit möglich – aufgenommen. Es stellte sich heraus, daß Herr Loschkin ein kleines Zeichenbüro einrichten ließ. Ein Kamerad – »Fußangel« – war technischer Zeichner. Wie sich bald herausstellte, war er geschickt und flink. Er sollte vor allem die Detailzeichnungen anfertigen, damit in der Schmiede, Werkzeugmacherei, Dreherei usw., die benötigten Maschinenteile angefertigt werden konnten. Für die Nagelmaschine war er Feuer und Flamme. Weder er, noch ich, wußten genau, wie die Maschine aussehen sollte und würde – Meister Loschkin ahnte es offenbar in groben Umrissen – und so tasteten wir uns von Detail zu Detail. Loschkin fand das gut: »Man kann sowieso nicht alles auf einmal anfertigen lassen.« So suchte ich, zum Teil allein, zum Teil begleitet von Kamerad Fußangel, nach geeigneten Teilen auf dem Schrottplatz. Zum Teil mit Hilfe von mehreren Kameraden schleppten wir das Zeug in die Werkstatt. Dabei erwies sich der Deckenkran als sehr hilfreich. Ich vergaß für einige Stunden, daß ich Kriegsgefangener war. Plötzlich wurde zum Mittagessen gerufen. Tatsächlich war ein Kübel mit Suppe vor unsere Werkstatt gebracht worden, und wir stellten uns an zum Essensempfang. Jeder bekam einen Schlag, eine Kelle Suppe in sein Eßgeschirr. Jeder hatte seinen Anteil bekommen, und im Topf war ein Rest übriggeblieben: »Antreten zum Nachschlag empfangen!« Toll, dachte ich, war aber im nächsten Augenblick voller Entsetzen: Man begann zu streiten, wie der Rest gerecht aufgeteilt werden könnte! Rasch hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine war für eine großzügige Regelung. Der Reihe nach bekamen die ersten in der Schlange eine volle Kelle, bis alles aufgeteilt sei. Am nächsten Tag ginge es dann bei dem Kameraden weiter, der nichts mehr abbekommen hatte. Dann hätte wenigstens einmal in der Woche vielleicht jeder wieder für

eine Stunde einen »vollen Bauch«. Mir leuchtete das ein. Nicht so der anderen Partei! Man müßte sorgfältig abschätzen, wie groß der Rest sei und dann mit kleinen Nachschlagkellen- bis Löffeln, das restliche Essen aufteilen. Sonst würden die Kamerade benachteiligt, die keinen Nachschlag bekommen hätten, wenn wir plötzlich aus der Gefangenschaft entlassen würden.

Mein Einwand, daß ich in dem Fall auf meine Portion ganz verzichten würde, nahm man mit Erstaunen und als wohl nicht so ganz ernst gemeint, zur Kenntnis. Tatsächlich wurde eine winzige Nachschlagkelle organisiert. Wieder hatte ich etwas aus »Gorki's Universitäten« gelernt. Mit Hunger im Bauch, setzt der Verstand aus. Kameradschaft wohl auch. Umso erfreuter war ich, als ich einen neuen Kameraden kennenlernte: Helmut Rindemann. In der Schlafbaracke hatten wir uns schon von weitem vorsichtig beäugt; aber nicht miteinander gesprochen. Er trug eine Luftwaffenuniform. Durch Ingenieur-Lehrgänge im Flugzeug-Zellenbau hatte er sich während des Krieges weiterbilden können. Ähnlich wie ich, war er dankbar, nun in der Gefangenschaft bei Loschkin, technisch sinnvolle Arbeit gefunden zu haben. Sieben Jahre älter als ich, beruflich und menschlich erfahren, war die Begegnung ein neuer Lichtblick, und wir näherten uns vorsichtig aneinander an. Der Nachmittag war rasch vorüber, hin und her zwischen Werkstatt und Zeichenbüro. Kleine Schlosserarbeiten am Schraubstock nebenbei. Meine Hoffnung war, daß alles was wir da machten, – auch die Kreidemühle und später die Nagelmaschine – wirklich mal funktionieren würde. Abenteuerlich war es wirklich; eigentlich hatte ich keine rechte Ahnung von dieser Art Maschinenteknik.

Antreten, Abmarsch zum Lager. Noch war schöner Sonnenschein, aber es war frisch, obwohl wir schon den 21. Juni schrieben. Im Lager angekommen, wurde tatsächlich mit uns exerziert. Auch Größen im Vorübergehen, drei Schritte vor, zwei Schritte nach, mit Hand an die Mütze legen, wurde geübt. Da die Stimmung gut war, wurde das als Abwechslung und Theater ohne Murren hingenommen, und gottlob auch von Seiten der Russen ohne tierischen Ernst betrieben. Nach einer knappen Stunde war alles vorbei. »Wegtreten. Kochgeschirr aus der Baracke holen. Antreten zum Essensempfang!«

Wir flitzten in die Baracke, um uns militärisch zu geben, und den Kommandanten zufrieden zu stellen. In der Baracke erlebte ich eine böse Überraschung. Mein zum Überleben Wichtigstes – mein Kochgeschirr – war zwar da, aber man hatte mir meine Brille gestohlen! Ich hatte die Brille, eine sogenannte Schießbrille, im feldgrauen Wehrmachtsetui neben mein Kochgeschirr auf die Pritsche gelegt, bevor wir zum Exerzieren gegangen sind. Sie war weg! Ich war außer mir. »Wer kann meine blöde Brille gebrauchen? Scheußliches Wehrmachtsnickelgestell. Links Fensterglas, rechts unheimlich stark. So ein Blödmann.« Ein Kamerad beruhigte mich und erklärte: »Du bist in Rußland, bist in einem Gefangenenlager. Hier wird alles geklaut! Das Geklaute wird auf dem Basar, eine Art Schwarzmarkt, verscheuert. Was Du nicht bei Dir trägst, – ist weg!« Ich war entsetzt: »Kameradendiebstahl ist doch das Schlimmste. Das tut man doch nicht!« – »Hier schon; trenn Dich von Deinen Illusionen. Mach zu, daß wir unsere Suppe noch kriegen!« Er faßte mich am Arm, ich war dem Heulen nahe: »Auf dem rechten Auge habe ich durch einen kleinen Unfall, einen Aluminiumsplitter, nur zehn Prozent Sehfähigkeit. Ich weiß nicht, wie das gehen soll, ohne Brille.« »Komm mit mir mit. Ich kenne einen Mitgefangenen, der Arzt ist, aber sich nicht als solcher den Russen zu erkennen gegeben hat. Der hat die Schnauze von dem Massensterben durch die »Scheißerei« in den Durchgangslagern so voll, daß er lieber Dreckarbeiten in einer Fabrik machen wollte, als weiter dieses Elend ansehen zu müssen – ohne helfen zu können – keine Medikamente.« Ich schwieg betroffen; andere hatten durch Splitter beide Augen verloren. Mit einem gesunden Auge würde es wohl gehen müssen. Nachdem wir unsere Suppe empfangen und ausgelöffelt hatten, machten wir uns auf die Suche nach dem Arztkameraden. Er war sehr nett. Hörte sich, während wir im Lager auf und ab liefen, meine Geschichte an. Dann erklärte er mir: »Da Dein linkes Auge absolut in Ordnung ist, versuche von nun an ohne Brille, mit völlig entspannten Augen zu sehen. Du wirst Dich rasch daran gewöhnen, nicht mehr räumlich zu sehen. Schaue beim Marschieren nach Möglichkeit in's Weite. Bleibe auf der rechten Seite, zur Schonung des geschädigten Auges. Wenn Grünflächen da sind, schau in's Grüne. Lesen kannst Du hier so wenig wie schrei-

ben. Du wirst dich bald daran gewöhnt haben, nicht alles so scharf zu sehen. Später brauchst Du vielleicht gar keine Brille, wenn Du so »trainiert« bist.« Ich bedankte mich, war sehr beruhigt, und hielt mich an seinen Rat. Tatsächlich kam ich ohne Brille gut zurecht – und – man muß wirklich nicht alles so genau sehen.

Am nächsten Tag war der Marsch in die Fabrik schon fast Gewohnheit. Der Zug war weiter angewachsen. Auch die Werkstatt Loschkin bekam weitere Verstärkung: »Einen Elektro-Schweißer.« Zwar hatte ich schon einmal eine moderne Stumpf-Schweißmaschine kennengelernt und etwas ganz Exotisches: Schweißen von Aluminium mit Acetylenbrenner und Elektroschweißgerät. Aber diese relativ primitive Wechselstrom-Schweißmaschine mit Trafo und Regler, als Elektroden mit Kalk geweißte Eisendrähte, daß so etwas möglich war; ich war wie fasziniert. Meine Kameraden waren auch angesteckt. Jeder versuchte mit der primitiven Schweißzange und den halbboogenförmigen Elektroden sein Glück an ein paar Blechstücken. Schließlich war ich an der Reihe. Beim Versuch einen Lichtbogen zu ziehen, pappte die Elektrode jedoch fast jedesmal am Blech an. So blieb es dunkel hinter dem Schirm mit der UV-Filterscheibe. Vorsichtig schielte ich nun beim Antippen an dem Filter vorbei. Nach einigen Versuchen klappte es ganz gut und ich gab das Gerät dem nächsten Interessenten. Gewiß hatte ich noch im Ohr, was man uns warnend bei Schweißarbeiten gesagt hatte: »Denkt an die UV-Strahlen; die machen die Augen kaputt!« Nun, das war Thermit-Schweißen bei den Straßenbahngleisen in Berlin, das Spezialverfahren bei Aluminium. Aber hierbei? Merkwürdigerweise redete ich mir ein, daß dieses bißchen »Blitzen« nicht schlimm sein könnte. Ein böser Irrtum! Bereits am Abend waren meine Augen böse geschwollen. Die Schmerzen waren so schlimm, daß ich kaum schlafen konnte. Am Morgen konnte ich fast nichts mehr sehen, die Augen waren völlig zugeschwollen; ich war fassungslos, bekam panische Angst aufzustehen! Wir wurden zum Essensempfang gerufen. Ein Kamerad, entsetzt über mein Aussehen, ließ sich erklären, warum meine Augen so geschwollen, mein Gesicht so gerötet war. Kurz entschlossen packte er mich am Arm, und führte mich rasch zum sogenannten Lazarett: »So kannst Du nicht zur Arbeit gehen. Deine

Augen müssen behandelt werden.« In der Baracke war eine russische Ärztin. Sie schaute uns verkniffen an. Der Kamerad konnte offenbar ein wenig Russisch und erklärte, worum es ging. Wie von der Tarantel gestochen, sprang die Russin auf. Schrie etwas, rief einen Helfer herbei, der mich packen sollte. Mein Kamerad riß mich aus der Baracke, rannte mit mir kreuz und quer hinter verschiedenen Baracken und schaffte es gerade noch, mich zwischen den aus dem Lager marschierenden Kameraden durch das Tor zu schieben. Ich war noch nicht ganz zur Besinnung gekommen und hatte nicht begriffen, was sich in der Lazarett-Baracke abgespielt hatte. Warum mein Kamerad mit mir geflohen war. Der Kamerad machte es mir nun klar: »Gott sei Dank, daß Du geschaltet hast, und sofort mitgerannt bist. Die wollte Dich einsperren lassen wegen »Selbstverstümmelung«.« Ich verstand nicht: »Wieso?« »Ganz einfach! Hast Du – verbotenerweise – mal russische Sender gehört mit den Ratschlägen zur Arbeitssabotage?« »Ja, habe ich.« »Nun, zu den Tips gehört auch das »Augenverblitzen« beim Elektroschweißen. Als die Ärztin losschrie, fiel es mir prompt ein. Das Schwein unterstellt Dir, daß Du Dir absichtlich die Augen verblitzt hast, und spielt Militärgerecht: Selbstverstümmelung, »Wehrkraft-Zersetzung«. Miststück!« Der Kamerad war mein Schutzengel gewesen; weiß der Himmel, was man mit mir »veranstaltet« hätte. Dankbar klopfte ich ihm auf die Schulter: »Ich muß wohl noch manches lernen. Vor allem über Menschen.« »Aber gewiß. Jetzt versuche ich erst einmal, Dir über den Tag zu helfen.« In der WMK angekommen, begleitete er mich zu Meister Loschkin. Nach kurzer Zeit bekam ich eine weiße Augenbinde und ein Kochgeschirr mit Molke. Ich konnte nur ahnen, mit welchen Schwierigkeiten die Molke so rasch beschafft worden war. Dann wurde ich in den großen, dunklen Kesselraum neben der Schmiede gebracht. Dort sollte ich bleiben, bis man mich hole. Die Augen würden sich im Dunkeln und durch das Kühlen mit der Molke bis zum Abend ausreichend erholen. Im Lager sollte ich mich nach Möglichkeit nicht draußen sehen lassen, wegen der Ärztin und ihres Helfers. So blieb ich im Dunkel und hatte Zeit zum Nachdenken. Später, Monate später, hatte ich Gelegenheit Gorki's »Meine Universitäten« zu lesen; wie er hatte lernen müssen, wie problema-

tisch Menschen sind, wie unerwartet Menschen hilfreich oder voller Bosheit reagieren konnten. Gorki hatte aber ohne die Verheißung: »Und der Engel des Herrn wird Dir einen Weg bereiten« seinen Weg durch die »Universitäten« gehen müssen.

Der Abend kam, Mittag war mir gebracht worden. Im Lager legte ich mich auf die Holzpritsche. Am nächsten Morgen konnte ich bereits wieder gut sehen. Nach drei Tagen waren die Beschwerden völlig abgeklungen. Ich hatte Glück gehabt. Von nun an wollte ich vorsichtiger sein.

Die Arbeit an der Nagelmaschine machte Fortschritte. Es war zu sehen, wie das hinzukriegen war. Ein Kamerad, Donhauser, arbeitete bereits an der vorhandenen Maschine. Erste Nägel wurden hergestellt. Manchmal ratterte seine Maschine bereits mehrere Stunden. Ein Kamerad aus Jugoslawien stellte die (Maschinen-) Werkzeuge her; die Meißel zum Abtrennen, den Stempel zum Kopf anschlagen. Der Jugoslawe machte ein Geheimnis um seine Arbeit. Er hatte ein eigenes, separates, kleines »Kabuff« mit Tür und Fensterchen in der Loschkin Werkstatt. Beim Härten des Stahls rissen ihm die Werkzeuge; ich wollte ihm kameradschaftlich helfen, denn bei den »Dürenern« hatte ich viel über Härten gelernt, und selbst große, unglaublich kostspielige Gesenke härten dürfen. Aber er versteckte die Arbeit und ließ nicht zu, daß irgendjemand sah, wie er dieses oder jenes anpackte. Er sprach offenbar recht gut Russisch, rauchte eine Pfeife, die er mit Machorka stopfte, nachdem er häckselartigen Tabak in Zigarettenpapier zu murmelähnlichen Gebilden geformt hatte. Nach oben schaute das zusammengezwirbelte Papierende heraus. Mit im Schmiedefeufer rotglühend gemachtem Eisen, zündete er die Pfeife an. Ich bestaunte das sehr, begriff aber bald, daß er Kontakte zum dem Elektromeister, Babuschkin, hatte. Ein Russe, der im Gegensatz zu Meister Loschkin den deutschen Gefangenen gegenüber eher feindselig und überheblich war. In dem Werkstatttraum, auf der gegenüber liegenden Seite, war ein ähnliches »Kabäuschen«, wie die sogenannte Werkzeugmacherei des Jugoslawen: das Magazin. Hier konnte man verschiedenes Schlosserwerkzeug, aber auch Material, erhalten, bzw. ausleihen. Der Magaziner war Russe und zu uns ausgesprochen nett. Sein Kostbarstes war eine

kleine Blechschachtel, die mit Sand gefüllt war. In den Sand »vergrub« er gegen Mittag fünf, sechs Kartoffeln und stellte die Blechschachtel auf die Kohleglut des Schmiedefeuers. Ein betörender Duft von Erntefeuer-Kartoffeln zog bald durch den Raum. Über den Dolmetscher schärfte er uns ein, auf sein Essen aufzupassen: »Es ist das einzige, was ich zur Zeit habe. Morgens kann ich nichts essen. Iß mal etwas, wenn es nichts gibt. Ihr habt eine gute Versorgung; Ihr seid im Rot-Armee-Lager. Bekommt Brot und Suppe. Aber wir? Wir Zivilisten?« Mir wurde ganz schlecht: Der Magaziner beneidete uns Kriegsgefangene um unser Essen. Ahnte er, daß wir schon fast durchgedreht waren vor lauter Hunger, daß unsere Kaumuskulatur schon völlig erschlaft war. So, daß wir Schmerzen im »Kiemen«-bereich bekamen beim Brotkauen. Der Dolmetscher übersetzte ihm. Freundlich ging er auf meinen Einwand ein: »Natürlich weiß ich, wie man Gefangene hungern und verhungern läßt. Aber das ist für Euch jetzt vorbei. Ihr seid Spezialisten und werdet gebraucht. Kommissare und Offiziere werden aufpassen, daß Ihr genug bekommt. Für uns sorgt keiner, für uns bleibt der schwarze Markt zum Überleben. Paßt also bitte auf meine Kartoffeln auf.« Wir paßten auf seine Kartoffeln auf, und sie wurden ihm auch nie gestohlen; und ich hatte begriffen, daß auch die Russen hungerten; nicht nur wir. Ich mußte versuchen, die Lage differenzierter zu sehen, nicht nur vom Standpunkt der deutschen Kriegsgefangenen, sondern auch der Russen. Der Russen... ?

In die »Loschkin«-Werkstatt kam ein schlanker, dunkelhaariger, junger Mann herein. Er stellte sich an die Wand zwischen Flur und Magazin. Er schaute zu mir herüber, als interessiere er sich für meine Arbeit an der Nagelmaschine, die gute Fortschritte machte. Mit dem großen Schwungrad konnte man bereits die Nocken- und Kulissenscheiben bewegen, Draht vorschieben, die Nagelspitze formen und den Draht abschneiden. Ich war damit sehr zufrieden. Zu meiner Überraschung steckte der Russe zwei Finger in den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Dann deutete er mit der Hand auf den Boden vor seinen Füßen. Ich rührte mich nicht vom Fleck, und der Russe pfiff erneut, nun noch schriller. Jetzt war ich außer mir, und fixierte ihn wütend. Seine Augen waren dunkel und das

schwarze Haar sehr glatt. Er piff noch einmal, drehte sich dann heftig, aber offenbar etwas unsicher um, und verließ die Werkstatt durch den Flur. Nach kurzer Zeit war er wieder da, zusammen mit dem Dolmetscher. Kam unmittelbar zu mir und fing an zu toben. In dem Augenblick kam Meister Loschkin eilig aus seinem Büro, das in dem Flur der Werkstatt linker Hand lag, neben dem kleinen Zeichenbüro. Loschkin wollte wissen, was los ist. Der dunkelhaarige, junge Mann schnaubte: »Ich habe den Gefangenen gerufen, zweimal, dreimal. Er hat mir nicht gehorcht!« Loschkin schaute mich an. »Er hat nach mir gepfiffen, wie nach einem Hund, zweimal, dreimal! Und Handzeichen gegeben, vor seinen Füßen zu kuschen. Wie ein Hund. Ich bin Kriegsgefangener, aber kein Hund. Außerdem kenne ich ihn nicht. Hat er mir etwas zu sagen?« Meister Loschkin schlichtete den Streit und stellte uns gegenseitig vor: »Das ist Sascha, ein Vorarbeiter. Das ist Gelmut Gahn (ein Problem des russischen Alphabetes, es fehlt der Buchstabe H), Maschinenbauer aus Berlin. Dem sage ich persönlich, was er für Arbeiten zu erledigen hat.« Er sagte dann etwas auf Russisch zu Sascha, packte den Dolmetscher und mich, und zog uns in sein Büro. Leiser, als gewöhnlich sprechend, erklärte er: »Sascha ist Tartar. Auch der junge Meister von der Dreherei mit der blauen Matrosenmütze ist Tartar. Auch unser Natschalnik. Die Tartaren stellen immer Führungsansprüche, halten uns Utmurken für dümmer, wollen uns in die Tasche stecken, blasen sich auf. An sich ist aber Sascha nicht unrecht. Er hat begriffen, daß er sich nicht aufführen darf wie ein wilder, tartarischer Reiter. Ich werde ihm noch ein paar gute Ratschläge geben, dann wird er sich zivilisiert benehmen. Ich habe gegen die Interventionsarmee mitgekämpft, bin ausgezeichnet worden. Er ist noch ein halbes Kind. – Nun wieder fröhlich an die Arbeit!« Aufgewühlt ging ich in die Werkstatt zu »meiner« Nagelmaschine und arbeitete weiter. Ich mußte unbedingt Russisch lernen, nur wie? Die Russen? Gab es die Russen? Die Russen hatten panische Angst, daß wir Kriegsgefangene Russisch lernen würden. Wegen der größeren Fluchtgefahr. Wir durften kein Papier, keinen Bleistift haben. Konnten, sollten keine Aufzeichnungen machen. Während ich, noch in die Arbeit vertieft, über Russisch, die Russen, die Tartaren, – daß es so etwas noch

gab – Tartaren gab es im Geschichtsunterricht – Brand von Moskau – zwölftes Jahrhundert? – grübelte, kam Sascha mit Dolmetscher zu mir. Meister Loschkin hatte ihm noch etwas sagen wollen; er hatte es offenbar getan. Sascha kam, um sich zu entschuldigen. Ich war verblüfft, fast gerührt, und streckte ihm meine Hand entgegen. Er drückte sie etwas verlegen. Durch den Dolmetscher sagte ich ihm, daß wir wohl schnellstens das Sprachproblem überwinden mußten. Ich hatte in der Schule Latein, Griechisch und Englisch, aber leider nicht Russisch gelernt. Sascha erklärte mir: »Du hast gelernt: Die Rose blüht, die Rosen blühen. Die Rose, der Rose..? Was soll das? Du mußt wissen: Der Bohrer, die Bohrer, der Bohrer bohrt. Verstehst Du? Du mußt Russisch für die Werkstattarbeit lernen!«

Sofort war ich Feuer und Flamme. »Willst Du mir dabei helfen, Sascha?« »Ja, aber wie?« »Hast Du Schulbücher, Russisch-Deutsch?« »Nein. Nur Englisch-Russisch.« »Na prima. Mein Englisch ist zwar begrenzt und die russische Schrift kann ich noch nicht gut lesen, aber es wird genügen!« »Abgemacht; morgen bringe ich Dir das Buch mit!« Wir verabschiedeten uns freundschaftlich – danach gab es kein böses Wort mehr von Sascha. Die Schizophrenie: Tagsüber gleichberechtigter Loschkin-Mitarbeiter – nachts Kriegsgefangener, wurde nun noch größer, aber ich freute mich schon auf den nächsten Tag. Am nächsten Tag brachte Sascha das Englischbuch mit. Uns war beiden klar, daß ich es in der Werkstatt verstecken mußte, denn in's Lager durfte ich es auf keinen Fall mitnehmen. Er wies mir einen kleinen, völlig verrosteten, aber feststehenden Werkzeugkasten zu, der verschließbar war, und ab und an nahm ich das Büchlein. Fragen und eventuell gemeinsam lernen war ausgeschlossen. Das Angstwort hieß bei ihm: Kollaborateur. Dafür hatte ich volles Verständnis. Als ich ihm aber einmal im Vorübergehen auf sagte: »Ich gehe, Du gehst, er, sie, es gehen – ichi, idosch, idot«, strahlte er voller Stolz.

Die Zahl der Kameraden im Lager wuchs. Aus verschiedenen Durchgangslagern der Tschechei, aus Jugoslawien, aber auch von Lagern aus der Nähe. Namen wie »Wotkins« und »Tscheljapinsk« fielen. Am Staudammbau und im Asbest-Bergwerk waren die Kameraden eingesetzt gewesen; die Überlebensbedingungen waren sehr

schlecht. Absturz von der Staumauer, Unfälle im Bergwerk und die Angst vor der Staublunge. Mit Asbeststaub in der Lunge – Lungenkrebs! Flucht nach vorn: in die Industrie. Wie bei uns im Wald und Torf: Suche nach der Überlebenschance.

Mit der zunehmenden Belegung des Lagers, wuchsen die Sorgen des russischen Lagerkommandanten. Eines Tages waren die Wachtürme des Lagers mit Soldaten besetzt. Maschinengewehrläufe schauten bedrohlich hervor. Am nächsten Morgen, beim Antreten zum Abmarsch in die Fabrik, stoppte er den »Zählappell« und ließ uns »Front« machen. Er wollte uns kurz etwas Erfreuliches mitteilen. Der Dolmetscher übersetzte: »Kameraden, (wieder sagte er nicht »Woina Plenis«, Kriegsgefangene, sondern: Kameraden). Es ist es mir geglückt, Rotarmisten zu organisieren und richtige Maschinengewehre. »Voller Stolz zeigte er auf die Wachtürme. Er bemerkte, daß unsere Gesichter finster wurden, und ein vorsichtiges Murren, auf keinen Fall aber der von ihm erwartete Beifall einsetzte. Überrascht schaute er uns an, dann begriff er unsere Reaktion und zeigte nochmals auf die Wachtürme: »Die Maschinengewehrläufe zeigen nach außen! Ich bin für Eure Sicherheit verantwortlich, ich will Euch nicht zusammenschießen lassen, sondern schützen! Was meint Ihr, was passiert, wenn die Bevölkerung, aufgebracht durch einen Propagandafilm und Volksaufhetzer, das Lager stürmen und Euch massakrieren will? Was macht Ihr dann ohne meine Rotarmisten und die Maschinengewehre? Nun gut, also wieder frisch an die Arbeit. Im Marschschritt. Vielleicht schmettert Ihr auch einmal ein Lied!« Etwas verwirrt und beschämt marschierten wir los. Irgend jemand stimmte an: »Ein Heller und ein Batzen, die waren beide mein... und ein wenig dünn sangen wir mit. Wir hatten Glück mit unserem Kommandanten. Aber eines Tages passierte es dann trotzdem. Ausbruchversuch! Wir marschierten von der Fabrik kommend den Berg hinauf, und waren bereits in der Nähe des Lagers, als uns ein kleiner Geländewagen und ein Motorrad entgegenbrausten, dann plötzlich nach links ausbrachen und querfeldein jagten. »Eine Harley Davidson!«, rief aufgeregt einer meiner Kameraden. Ein Motorrad-Narr; ich wußte nicht, was eine »Harley Davidson« ist. Wir kamen auch gar nicht dazu, das zu klären. Wir sahen plötzlich fünf Kameraden,

die offenbar um ihr Leben rannten. Sie wurden gerade von den Russen eingeholt, rissen die Arme hoch, und wurden gefangen genommen. »So etwas Verrücktes; wollten die etwa ausreißen?« Die Diskussion endete. Wir waren im Lager angekommen. Die flüchtigen Kameraden waren vor der Küchenbaracke aufgestellt worden. Wir mußten Aufstellung nehmen und zusehen, wie die Kameraden brutal zusammengeschlagen wurden. Als sie am Boden lagen, wurden wir aufgefordert, sie zu treten und zu bespucken. Kaum einer tat das. Man forderte uns noch einmal auf: »Eure Brotration wird gekürzt. Ihr sollt Euch merken, was passiert, wenn Ihr einen Fluchtversuch unternehmt! Ihr zerstört unser gutes Verhältnis!« Der Kommandeur erschien, drückte sein Bedauern über den Vorfall aus, und erklärte: »Ein Glück für Euch und für uns, daß wir die Dummköpfe gleich schnappen konnten! Wißt Ihr, daß die Wachhabenden scharf gestraft werden, wenn einer entwischt? Seine Karriere ist ruiniert. Es hätte sein können, daß ich abgelöst würde. Ich weiß nicht, wie mein Nachfolger über deutsche Soldaten denkt; ich habe noch aus dem ersten Weltkrieg Hochachtung für Deutsche, und Ihr seid für mich an der Wiedergutmachungsfront. Also Kameraden! Verhaltet Euch bitte so! Ermahnt Euch gegenseitig zur Vernunft! Weggetreten!«

Aufgewühlt, angeekelt von dem brutalen Zusammenschlagen der unvernünftigen Kameraden, gingen wir in unsere Baracken. Der Vorfall wurde zurückhaltend diskutiert. »Solche Blödmänner; wie weit hätten die kommen können? Hinter jedem Heustadel sitzt hier ein Milizsoldat. Wer von hier flieht, muß zum Stehlen und auch zum Morden bereit sein! Ich will mit reinem Gewissen nach Hause kommen. Während des Krieges habe ich mir die Finger nicht schmutzig gemacht. Warum sollte ich das jetzt tun?«, erläuterte einer seinen Standpunkt. Ein anderer gab zu verstehen: »Die sind sehr anständig behandelt worden, wenn Ihr mich fragt. Die hätten die Flüchtigen leicht zu Krüppeln schießen können. Wir haben bei meiner Einheit fliehende Gefangene immer erschossen!« Ein anderer: »Ha, ha! Und vorher zu den Gefangenen gesagt: »Lauft weg, versteckt Euch im Wald!«, und die armen Schweine von hinten abgeknallt, um sie schnell los zu sein.« Die Diskussion wurde lebhaft und böse. Erinnerungen ausgetauscht. Schließlich war man sich einig: Mit dem

Kommandanten haben wir ein Glückslos gezogen. Der ist anständig und hat seine Wachmannschaft im Griff. Aber schließlich brauchen sie uns hier tatsächlich als Spezialisten. Die ganzen russischen Männer sind noch in Uniform, soweit wir sie nicht umgesäbelt haben. Ich versuchte, mir eine Meinung zu bilden, und blieb bei der Frage stecken: Mußte man die Kameraden vor unseren Augen wirklich so brutal zusammenschlagen? Aber der Kommandant mußte sicherlich der Wachmannschaft ein Ventil lassen, sich abzureagieren. Am nächsten Morgen marschierten wir wieder zur Arbeit, als wäre nichts geschehen. Die Nagelmaschine war soweit fertig, daß ich die starken Blattfedern für den Hammer benötigte. Wieder ging Loschkin mit mir auf die Suche, und tatsächlich fanden wir auf dem riesigen »Schrottplatz« geeignete Federn, alles war da. Von bis zu handbreit und über einen Meter lang – Blattfedersätze von LKW's, Schmalspurbahn-Radsätze. Die Fantasie von Loschkin sprühte. Ich baute die ausgewählten Federn ein. Zog sie mit Hilfe des Schwungrades und der davon angetriebenen Kurvenscheibe auf. Die Nocke gab den Hammer frei, der schnellte nach vorne und schlug den Nagelkopf an! Ein richtiges Rautenmuster war eingeprägt, ich war begeistert und begann, die Maschine einzustellen. Unser technischer Zeichner hatte bereits eine Haspel zum Abrollen der Drahtrollen konstruiert; die Rolle lag waagrecht auf dem Drehteller, was sich als recht praktisch für das Nachlegen einer Rolle vor der vollständigen Abarbeit der laufenden Rolle erwies. Loschkin hatte für einen Stapel Drahtrollen gesorgt, so konnte die Arbeit flott beginnen. Eine große, flache Blechkiste war angefertigt worden. Anderthalb Meter lang, etwa einen Meter breit. Zweihundert Kilogramm Nägel sollten hineingehen. Eine Tagesproduktion, wie Meister Loschkin schätzte. Noch fehlte der Treibriemen für die Deckentransmission. Meister Babuschkin, der Elektromeister, Kollege von Herrn Loschkin, beschaffte einen kräftigen Elektromotor. Ließ ihn direkt auf den Werkstattboden aufschrauben. Der Boden war aus Holz, so ging das sehr flott. An einem Stützbalken, nahe der Maschine, wurde ein Hebelschalter mit drei offenen Kupfermessern montiert. Die Messer griffen in briefmarkengroße Kontaktteile beim Schließen ein. Unter den Kontaktteilen waren je zwei Schraubenpaare. Dazwischen waren s-för-

mig gebogene, halbmillimeter starke Drähte geschraubt, als Sicherung. Der Motor wurde angeklemt. Ein handbreiter Textilriemen wurde auf Länge geschnitten, geklammert, und mit Riemenwachs bestrichen – und dann ging es los. Mir war himmelangst. Keine Schutzvorrichtungen. Keine Maßnahmen für Sicherheit. Aber: es funktionierte! Angst, in den Riemen hineinzulaufen, hatte offenbar außer mir niemand – und an die dreihundertachtzig Volt-Drehstromklemmen, die blank und offen waren, wenn man an den Schalthebel faßte – na, an die würde ja wohl niemand hinlangen. – Im übrigen: »Skoro budit lutsche« – bald wird alles besser.

Am nächsten Tag war die erste Kiste Nägel hergestellt. Die Nägel wurden begutachtet. Die »Bärte« an der Nagelspitze mußten von den seitlich prägenden und schneidenden Meißeln sauber abgetrennt werden, der Kopf rund und voll geschlagen sein. Schließlich war es soweit: Ich meldete Meister Loschkin die Maschine als fertig gestellt! Wohlwollend nahm er die Maschine ab. Dann kam eine Überraschung für mich: Loschkin entschied: »Ab heute bist Du Maschinist und fährst die Maschine auf volle Leistung. Du darfst jede Verbesserung vornehmen, die die Tagesleistung verbessert! Aber, möglichst keinen Stillstand durch Optimierungsarbeiten!« Irgendwie war ich beeindruckt, das war clever gedacht: Vom »Erbauer« der Maschine die bestmögliche Leistung durch Optimierung herausholen zu lassen! Nicht stumpfsinnig einen Maschinisten <dranstellen und arbeiten lassen. Wieder etwas gelernt von »Gorki's Universitäten«. So vergingen ein oder zwei Wochen. Der Tagesausstoß wurde deutlich besser, und ich war mit den Gedanken voll bei der Maschine. Wir mußten nach der Tagesarbeit vor dem Fabriktor, nach dem Antreten, noch auf Kameraden vom Kesselbau warten. Die Wachsoldaten waren nervös. Der Fluchtversuch steckte ihnen noch in den Knochen. Außerdem war das Verhältnis zu den Kriegsgefangenen ohnehin merkwürdig: Die Wachsoldaten durften nicht auf das Fabrikgelände. Als der Zug der Kesselbauer schließlich kam, angeführt durch Armin Wasserburger, gab es Hallo und Gedränge; ich geriet etwas weiter nach außen, vielleicht einen viertel Meter. Ein Wachsoldat brüllte mich an; ich begriff nicht schnell genug. War wohl mit meinen Gedanken und im Gespräch wegen »meiner«

Nagelmaschine, da krachte mir ein Gewehrkolben in den Rücken. Die umstehenden Kameraden packten mich, und zogen mich in die Mitte der Kolonne. Ich sprang aufgescheucht mit, wurde ein wenig von den schützenden Kameraden nach unten gedrückt und war dem Zugriff des wütenden Soldaten entzogen. Die Kolonne setzte sich in Bewegung, und ohne Zwischenfall marschierten wir zum Lager. Am nächsten Tag, bei der Arbeit, hatte ich Probleme mit meinem Rücken, konnte schlecht die Drahtrollen schleppen, und hatte Schmerzen im unteren Teil der Wirbelsäule. Loschkin bemerkte, wie ich mich quälte. Er saß, wie er es gerne tat, auf der kleinen Holzterrasse vor der Werkstatt. Als ich vorbei kam, sprach er mich an. Wie es sich für einen Kriegsgefangenen gehörte, antwortete ich mit: »Nitschewo, skoro budit lutsche.« Ich hatte keine Lust, über den Vorfall zu reden und womöglich mit dem Wachsoldaten konfrontiert zu werden. Schließlich hatte der meine Arbeitskraft geschädigt. Saboteur! Und ich dachte an meine verblitzten Augen. Man wußte ja nie. Loschkin gab keine Ruhe, holte den Dolmetscher und erklärte: »In ein paar Tagen ist das wieder so gut wie vorbei. Aber ich nehme das zum Anlaß, Dich von der Schlepperei zu entlasten. Du bekommst ab sofort einen Gehilfen, einen »Pomoschnik«. Der kann den Draht schleppen. Bring ihm bei, die Maschine zu bedienen. Einstellen und verbessern muß Du die Maschine. Du bist für den Tagesausstoß von Nägeln verantwortlich. Und laß die Drahtrolle dort liegen, wo sie liegt, und geh an die Maschine!« So viel Entgegenkommen war das Letzte, was ich erwartet hatte; ich kannte aus Erzählungen meines Vaters, was mit den deutschen Kriegsgefangenen aus ehemals Deutsch-Ost-Afrika (1916...1919) »veranstaltet« wurde. Nach kurzer Zeit kam Loschkin mit Dolmetscher und einem untersetzten, kräftig gebautem Kameraden an die Maschine. »Dein »Pomoschnik«. – Dein Maschinist«, wurden wir einander vorgestellt. »Für die hundertprozentige Norm seid Ihr beide verantwortlich. Verrechnung: Der Maschinist Rasiat neun, der Pomoschnik drei. Alles klar, Ponemai?« Nun, das mit der Norm und der Einteilung in Leistungsklassen war uns nicht klar, und wie das überhaupt gemeint war, interessierte uns nicht. Wir waren uns sympathisch, drückten uns die Hände, und begannen, gemeinsam zu arbeiten. Er schleppte ein hal-

bes Dutzend Drahtrollen herein, stapelte sie neben der Haspel, und ließ sich dann die Maschine erklären. Als nächstes wurde der Kurzlebenslauf ausgetauscht. Er war aktiver Soldat und im Range eines Oberfeldwebels, als er in die Gefangenschaft geriet. War mit dem deutschen Kreuz in Gold dekoriert worden. Ich sagte ihm, daß es mir peinlich sei, ihn als meinen »Pomoschnik« schleppen lassen zu müssen, daß ich aber sehr froh um seine Hilfe sei, weil mir der Idiot von nervösem Wachsoldaten seinen Gewehrkolben in's Kreuz gehauen hätte. Wenn ich wieder besser beisammen sei, würden wir gemeinsam die Drahtrollen schleppen. Der Kamerad war mehr Lebenskünstler als alles andere und sagte: »Du warst ROB; vielleicht wärest Du sowieso mein Chef geworden, und wenn der Winter kommt, bin ich im Warmen. Bring mir bei, mit der Maschine zu arbeiten. Für Dich gibt's Arbeit genug in der Schlosserei.« Er hatte Recht, und, woran wir beide nicht gedacht hatten, Meister Loschkin konnte auch mal zwei Schichten die Maschine laufen lassen! So ging eines Nachmittags ein russischer Wachsoldat mit einer handvoll »Spezialisten«, zu denen ich gehörte, aus dem Lager, in dem wir am Vormittag »frei« herumspaziert waren. Dabei hatte ich bemerkt, daß inzwischen etwa vierzig deutsche Offiziere in unserem Lager waren, die nicht arbeiten durften, und dabei waren, einen schönen Männerchor aufzubauen. Der Sommernachmittag war sonnig und luftig. Der Wachsoldat in blendender Laune. Als wir ein Stück vom Lager entfernt waren, blieb er mit uns stehen. Zu unserem Erstaunen lächelte er mit Verschwörerminne und machte uns seine Absicht verständlich: »Bei dem schönen Wetter werden wir doch nicht die langweilige, staubige Straße entlang marschieren. Außerdem ist das unnötig weit. Ihr ward doch Soldaten, wie ich! Los, quer durch die Gärten, über die Zäune, direkt den Hang hinunter, zur Fabrik. Auf, marsch, marsch!« Begeistert machten wir mit; die Zäune waren niedrig, man konnte hinüber steigen oder springen. Wir waren so übermütig und ausgelassen, daß wir keine Sekunde darüber nachdachten, was wohl die Hausbewohner, die zum Teil hinter uns herfluchten, empfanden. Deutsche Soldaten stürmten durch ihre Gärten! Ein Rotarmist zwischen ihnen! Gottlob, niemand rief die Miliz, und als wir pustend und hechelnd vor dem Fabriktor standen, strahlten wir uns gegensei-

tig an. Wie Schulkameraden nach einem gelungenen Streich. »Ich bin erst siebzehn«, – schoß es mir durch den Kopf. Wann hatte ich zum letzten Mal jungenhaft albern sein können?

In Loschkin's Werkstatt war außer mir noch Max Kobus, ein Moto-renschorer aus Koblenz. Er sollte große, breite Geräteschränke – Beutegut aus einem Luftwaffendepot – umbauen. Dazu mußte genietet werden. Als die Nagelmaschine stabil lief, half ich ihm, stellte mich in den Schrank, und hielt mit einem schweren Eisenstück, Ausschuß von einem Lagerbock, gegen, damit er den Schließkopf setzen konnte. Der Lärm in dem Schrank war unglaublich. Zwischendurch hörte das Schlagen mit dem Hammer auf. Dann gab es ein dumpfes Geräusch, und nach kurzer Zeit fing das Hämmern wieder an. Neugierig kam ich aus dem Schrank. Kamerad Kobus erklärte: »Immer wenn ich daneben haue, oder das Nieten nicht so klappt wie ich will, schmeiße ich den Hammer durch die Werkstatt. Anschließend klappt es dann wieder besser!« Angestochen, wie ich durch die verwegene Jagd quer durch die Gärten war, leuchtete mir das ein. Nicht laut »Scheiße« schreien, sondern Werkzeug durch die Gegend schmeißen! Ich begann sofort auch damit. Loschkin gewöhnte es mir schnell wieder ab, indem er mich nur ansah; ich bekam einen roten Kopf. Die Arbeit lief gut und war interessant. Donhauser, der an der großen, schnellen, von Anfang an intakten Nagelmaschine arbeitete, hatte auch einen »Pomoschnik« bekommen, und wir alle einen neuen Zugführer. Wir wußten nicht, wofür wir einen Zugführer brauchten, wir hatten Meister Loschkin, und der preußische Kommiß war doch vorüber – oder?

Meister Loschkin, der Dolmetscher und ein paar Polit-Offiziere präsentierten uns unseren Zugführer, Oberfeldwebel Pischl. Der Kommissar erklärte uns den Sinn der Sache: »Der Zugführer oder meinewegen Brigadier, hat darauf zu achten, daß Ihr alle Arbeit habt, und dafür richtig bezahlt werdet. Das Lager lebt von dem Geld, das Ihr verdient. Da sind Kameraden die für Euch arbeiten, zum Beispiel in der Küche; andere sind krank oder verdienen schlecht. Jeder muß, oder sollte soviel verdienen, wie von ihm aufgrund seiner Ausbildung, seiner Begabung, seinen Kräften, kurz um, nach seinen Möglichkeiten, verlangt werden kann. Ihr seid bereits von Eurem

Meister bewertet und in Lohngruppen, Rasziaten, eingeteilt. Wer eine hohe Lohngruppe hat, z.B. neun, muß viel verdienen, um einhundert Prozent zu erreichen. Wer nur Wasser tragen kann oder die Werkstatt fegen, hat Lohngruppe eins bis drei. Für ihn ist die Norm, der Normverdienst niedrig. Aber: Einhundertprozent nach seinen Möglichkeiten muß jeder leisten, sonst gibt es Schwierigkeiten! Alles Verdiente kommt in die Lagerkasse. Was über einen Höchstverdienst, zum Beispiel sechshundert Rubel im Monat übrigbleibt, wird dem, der es erarbeitet hat, gutgeschrieben. Bei der Entlassung wird es dann ausgezahlt. Verstanden? Das klingt kompliziert, Euer Zugführer kümmert sich für Euch darum. Ihr sollt hier in Eurem Lager ein bißchen Demokratie lernen und Euch in Selbstverwaltung üben. Betrachtet das Lager wie ein kleines Land, einen kleinen, eigenen Staat. Ihr dürft Eure Vertreter im Rahmen selber wählen oder abwählen. So, und nun wieder an die Arbeit, die Wiedergutmachungsarbeit. Klingt alles komplizierter als es ist; in drei Monaten könnt Ihr mit dem System wahrscheinlich umgehen!« Kopfschüttelnd gingen wir auseinander; jeder an seine Arbeit. Zugführer? Brigadier? Na schön. Auf jeden Fall war ich dankbar für die moderaten Töne: Selbstverwaltung, wählen – abwählen usw., und dachte an das Waldlager zurück; dort wurde Kriegsgefangenschaft mit Menschenverachtung praktiziert. Gottlob war ich dem Schicksal entronnen; hier wurden wir offensichtlich als Spezialisten pussiert. Probleme gab es aber auch hier genug: Wir schliefen nun schon seit Monaten in denselben Klamotten, in denen wir arbeiteten. Bei aller Aufmerksamkeit und Vorsicht beim Umgang mit Schmiermitteln, wurden die Sachen ölig. Der Pomoschnik vom Donhauser bekam als erster eine Ölphlegmone. Nun, wir hatten immer wieder gewarnt, wenn er großzügig mit Öl an der laufenden Maschine umging. Obendrein war er hastig, und ließ sich offenbar ausbeuten. Er nahm keine Rücksicht auf seine Sachen und Gesundheit, beim Heranschleppen des rostigen, zum Teil öligen, Drahtes. Die Rollen waren größer und schwerer als für meine Maschine. Die Russen gaben uns Molke zu trinken als Gegengift gegen den Roststaub. Mehr eine freundliche Geste, die Molke war meist untrinkbar. Wir bekamen Arbeitshandschuhe, zum Schutz unserer Hände! Als Kriegsgefangene. Eines

Tages passierte es dann doch; ich hatte meine linke Hand tief in der Maschine, der Gehilfe drehte an dem großen Schwungrad, damit ich genauer einstellen konnte, etwas zu schnell, ein wenig zu weit; der schwere Hammer wurde frei gegeben, schoß auf meine linke Hand und quetschte die Finger. Das Gelenk des Mittelfingers zeigt noch heute die Spuren. Ich hatte Glück gehabt; es war die linke Hand und ich bin Rechtshänder. Ich brauchte nicht zur Ambulanz, lief nicht Gefahr der Arbeitssabotage durch Selbstverstümmelung bezichtigt zu werden. Aber ich mußte doch zur Ambulanz. Nein, ich hatte keine Ölflegmone, ganz »normale« Furunkel. »Mangelerscheinungen«, fast keine Waschmöglichkeit, »entölen« der Hände und Arme mit Keresien, Trichloräthylen, Tetrachlorkohlenstoff oder anderen giftigen Lösungsmitteln. Übliche Erscheinung bei solchen Arbeitsbedingungen. Der medizinisch gebildete Kamerad schaute besorgt zu den drei, vier Furunkeln, die zum Teil nußgroß in meinem Nacken saßen. Die Furunkel zwangen mich, den Kopf nach unten geneigt zu halten. Noch nach Jahren. Ich war längst in einem anderen Lager, sprach mich ein Kamerad an: »Du bist doch der Helmut, der beim Loschkin war. Ich habe Dich an Deiner Kopfhaltung wiedererkannt.« Ich lachte, und sagte: »Ja, der bin ich. Die Furunkel sind auch ziemlich abgeheilt. Der Magaziner hat Höllenstein pulverisiert, mit »reinem«, gelben Maschinenfett vermischt, und auf die Furunkel gestrichen, um sie »auszubrennen«. Die Narben davon, auch am Handgelenk, sieht man noch.« Aber damals, im Sommer 1945, war mir nicht zum Lachen. »Die Furunkel im Nacken sind weit genug von den Halswirbeln weg. Aber Du hast einen Furunkel am, bzw. im linken Ohr! Du mußt sofort in's Lazarett; das kann schiefgehen!« Besorgt drängte er mich, in's Lazarett zu gehen. Die russische Feldärztin teilte seine Ansicht. Ich wurde verpflichtet, sofort meine Habseligkeiten – mein Kochgeschirr und das Wolltuch – zu holen, und mich in ein mir zugewiesenes Krankenbett zu legen. Sechs doppelstöckige Stahlrohrbetten; ich bekam ein oberes Bett mit Blick zum Fenster an der Innenwand. Die Betten waren bezogen und es gab eine dünne Decke. Rechts von mir lag ein Kamerad aus Ungarn. Schweißdrüsenabszeß in der linken Achselhöhle. Er hatte furchtbare Schmerzen. Man versuchte mit einem Skalpell den Abszeß zu öff-

nen, um den Eiter abfließen zu lassen. Ich sah zu, roch den Eiter, litt mit ihm. Nicht lange: Am nächsten Morgen war er tot. Die Ärztin kam zur Visite: »Skolko umer? – Wieviel gestorben?« Der Helfer sagte eine Zahl. Die Ärztin antwortete: »Potschemu tak malo – warum so wenig?« Das Entsetzen stand in meinem Gesicht, als sie an mein Bett kam. Der Helfer dolmetschte: »Wenn Du ständig auf der linken Seite liegen bleibst, Dich kaum rührst, Dir alle zwei Stunden einen warmen Ziegelstein aus der Küche holst, kannst Du Glück haben, und kommst durch. Der Eiter fließt, wenn der Druck stark genug wird, durch's Ohr, durch's Trommelfell, ab. Das heilt wieder; wenn der Eiter sich weiter nach oben frißt... .« Wie betäubt nahm ich zwei Backsteine in Empfang; in der Küche hatte man ein Herz für mich, wärmte mir rasch einen Stein und versprach, mir im Wechsel die Steine auf dem Herd zu wärmen. Zurückgekehrt in's Krankenzimmer legte ich mein Ohr auf den Stein, blieb so auf der Seite liegen, bis er kalt war; dann ging ich wieder in die Küche. Nach drei Tagen brach der Eiter durch und lief durch den Gehörgang ab. Die Gefahr war noch nicht vorüber; aber es ging nun aufwärts. Ich ließ mich von dem Kameraden im Zimmer ansprechen, schaute mich auch im Zimmer um: Die Wand war mit Karbidschlamm geweißt und mit einem Wickelmuster aus erdfarbener Erde direkt aus dem Lager verschönt. Die Krönung war ein sorgfältig aufgemaltes Muster von großen, von Raupen zerfressenen Kohlblättern. Als ich wieder mit meinem Ziegelstein zur Küche trabte, sang der Offizierschor vor seiner Baracke. Der Anblick war beschaulich: Die Sänger hatten sich in den Halbschatten der Baracke gesetzt, der Chorleiter stand vor ihnen. Als ich mit dem warmen Austauschstein zurückkehrte, blieb ich einige Meter rechts vom Dirigenten stehen; der Chor hatte gerade angestimmt: »In einem kühlen Grunde... .« Der Chor sang sehr gut und innig; ich blieb noch stehen. Dem Ohr ging es ja schon besser, die Ärztin wird mich nicht gleich vermissen oder sehen... . Der Chor sang alle Strophen: »Ich möcht' als Reiter fliegen, wohl in die wilde Schlacht... .« Wie gebannt hörte ich zu: »An stillen Feuern liegen... .«, und dann: »Ich möcht' am liebsten sterben, dann wär's auf einmal still... .« Die Tränen schossen mir in die Augen und mein Körper wurde vom Schluchzen geschüttelt, ich

rannte weg. Gottlob, kam niemand hinter mir her. Als ich mich wieder beruhigt hatte, ging ich mit meinem Ziegelstein in's Krankenzimmer. Wo ich so lange war? Den Ziegelstein hebend und zeigend zuckte ich die Achseln; ich war nicht ansprechbar.

Mein neuer Bettnachbar, der nun anstelle des ungarischen Kameraden rechts von mir lag, gab nicht auf: »Mir sind auch Ziegelsteine verordnet. Wenn Du das nächste Mal zum Wärmen der Steine gehst, nimmst Du mich mit?« Ich nickte, und nach ein, zwei Stunden, gingen wir gemeinsam zur Küche. Die Latrine war in der Nähe der Küche. Braune Jauche stand außerhalb der geweißten Baracke, einen halben bis einen Meter breit. In der Jauche schwammen abgehackte Fischköpfe. Einige Gefangenenkameraden versuchten, sie heraus zu angeln. Einer hatte bereits einen Fischkopf in der Hand, und war dabei, ihn mit Wasser zu waschen, hielt ihn gegen das Licht, roch an ihm, wollte ihn offensichtlich essen. Mein Krankbettnachbar war kaum zu bremsen, wollte sich auf ihn stürzen: »Laß das! Ich sage sofort in der Küche Bescheid. So eine Sauerei. Bei dem Hunger sind einige zu allem fähig.« Auch in diesem Lager war bereits alles Grüne »abgeweidet«, auch auf dem Fabrikgelände gab es nicht mehr viel. Melde, Kamille, Brennesseln, Löwenzahn, alles was eßbar erschien, wurde gerupft. Meist roh gegessen, manchmal zerkleinert in die Suppe getan. Vor all dieser Zukost hatte ich Angst. »Melde wird giftig, wenn sie älter ist«, hatte ich in der Schule gelernt. Wann ist Melde zu alt? Ich wußte es nicht. Ein Kamerad hatte mich vor kurzem angstvoll aus der Loschkin-Werkstatt geholt, war mit mir zu dem primitiven Abort gelaufen. Hatte in die Latrine gezeit: »Da, auf dem Haufen, der Wurm, der ist bei mir mit rausgekommen. Ist das ein Bandwurm?« – »Nein«, beruhigte ich, »nein, das ist ein besonders gut genährter Regenwurm!«

»Den muß ich Tage in meinem Bauch gehabt haben. Jetzt höre ich aber auf, Gras zu fressen.«

In der Küche kannte man mich und die Ziegelsteine. Blitzschnell sauste einer zu den fauligen Fischköpfen, die in der Jauche schwammen, und brachte die hungernden Kameraden zur Vernunft. »Wir hätten die Dinger gleich mit Chlorkalk bestreuen müssen. Scheiße.« Während wir mit den Ziegelsteinen zum Lazarett zurück pilgerten,

begann mein Bettnachbar zu erzählen: »Ich bin über Umwege aus dem Sammellager Budweis hierher gekommen. Du glaubst nicht, wieviele Kameraden dort krepirt sind. Typhus usw.. Das ganze Lager hatte »Scheißerei«. Daran sterben meist im Krieg mehr Soldaten, als an Kugeln. Deshalb hat mich auch die Sauerei mit den Fischköpfen so aufgeregt. Ich will nicht an Scheißerei sterben!« Das konnte ich gut verstehen. Ich erzählte ihm, wie der Kamerad in Uwa abgeknallt wurde. »Völlig richtig! Wenn der Idiot Sumpfwasser säuft. Das ist doch mehr als Selbstmord, das ist Kameradenmord.« Im Krankenzimmer wurde nun ein wenig geplaudert. Bald war es aber wieder bedrückend still, jeder hing seinen Gedanken nach, hatte Angst vor der Zukunft. Ich war froh, als ich wieder zum Loschkin gehen durfte und arbeiten konnte. Die Nagelmaschine lief einwandfrei. Nur die Federn für den schweren Hammer brachen noch immer gelegentlich. Aber allmählich wußten wir, welche Federn die besten waren. Von den »Wöhler-Kurven« hatte ich zwar gehört, aber offenbar wußten die Wagenbauer nicht sehr viel mehr davon als ich. »Belastungsfall II.« Andere Kenntnisse waren gefragt: Abwicklungen, Kegelschnitte. »Was weißt Du davon? Wir brauchen einen »Chinesenhut« aus Eisenblech für den neuen Blechschornstein vom Badeofen. Hier ist die Blechtafel.« Ja, das war etwas für mich. Geometrie hatte auch zu meinen Lieblingsfächern gehört. Die schwere, einen Quadratmeter große Platte wurde mitten in die Werkstatt auf den Boden gelegt. Drei Kameraden standen um mich herum, als ich mit einem Stück Schnur und Kreide den Zirkel schlug, und das auszuscheidende Dreieck anzeichnete. Loschkin erschien: »Aftagenik, Aftagenik.« (Mit dem Autogenbrenner ausschneiden, mit dem Autogenbrenner.) Wie von Zauberhand verschwand die Blechtafel und nach kurzer Zeit war der »Hut« da. Schließlich hatten wir eine Kesselschmiede und Schweißer. In der Zwischenzeit hatte ich kaum Kamerad Fußangel erläutert, wie man so einfach auf die Abwicklung kommt. Loschkin drückte mir den »Hut« in die Hand: »Du darfst ihn selber montieren! Als Belohnung! Von da oben hast Du einen prima Blick zur Tartarensiedlung.« Den »Hut« nehmend, ging ich zur Schleifscheibe, den Grat vom Autogenbrenner zu entfernen. Jetzt lachte Loschkin, durch den Dolmetscher ließ er mir sagen:

»Der reine Theoretiker mit deutscher Gründlichkeit. Der Schornstein ist zwölf Meter hoch. Da oben sieht man nichts von dem Grat.« Er hatte recht, ich nickte mit dem Kopf und ging zum Schornstein. An den Schornstein, den auch die Kesselschmiede hergestellt hatte, waren solide Tritte aus Eisen angeschweißt. So ließ er sich gut besteigen. In einer Hand hielt ich den schweren Eisenhut, der mit drei Laschen versehen nur aufgesteckt werden sollte. Oben angekommen brach mir der Angstschweiß aus: Der Eisenhut war für mich zu schwer und zu groß, um ihn mit einer Hand in das Kaminrohr einzustecken. Der Grat schnitt durch den Handschuh hindurch. Der Durchmesser von dem Blechschornstein war so groß, daß ich mit dem linken Arm kaum herunkam. So wagte ich mich auf das höchste Tritteisen nicht hinauf. Als es endlich doch gelang, die Abdeckung in die richtige Position zu bringen, waren meine Handschuhe blutig und der Angstschweiß stand mir auf der Stirn. Nun konnte ich mich wieder mit beiden Händen am oberen Tritt festhalten und verschnaufen. Dann endlich wagte ich den Blick auf die Tartarsiedlung, die uns normalerweise durch den Bretterzaun verborgen blieb. Ich war nicht besonders beeindruckt und kletterte langsam wieder den Schornstein hinunter. Als Erkenntnis nahm ich mit: Bei allen Werkstücken auch an die Montage denken! Bei einem Lager teil hatte ich bereits gemerkt, wie schwierig die russische Sparsamkeit in der Oberflächenbearbeitung es machte, Bezugs Ebenen zum Messen zu finden. »Meine Universitäten« dachte ich, als ich mit heißen Knochen, wenn auch mit kaputten Händen, in die Werkstatt zurückkehrte. Ich mußte berichten. Sascha, der offenbar in der Siedlung wohnte, erklärte mir, daß die Banja auch von den Tartaren benutzt werden würde. Daß die Tartaren Moslems seien, und das Baden durch die rituellen Waschungen Bedeutung hätte. Die Utmurken würden darüber spotten; vor allem wegen der Rasur der Körperhaare. Das sei aber hygienisch. Wer wolle schon Läuse. Läuse hatte ich nicht. Haare auch nicht, abrasiert wie bei allen Gefangenen. Dafür hatte ich Flöhe. Es war schrecklich. Spezialist im Flöhe fangen war Helmut Rindelmann, mit dem ich mich inzwischen gut angefreundet hatte. Eines Tages waren wir beide in der großen Halle der Kesselbauer und schnitten dickes Blech auf einer kräftigen, zwei

Meter hohen Tafelschere. Ein Floh biß in meine Schulter. Ich fluchte und griff zu meinem Rücken, wo der Floh sich weiter beschäftigte. Helmut Rindelman sprang herzu, ließ die Schere Schere sein. Drückte seinen Finger an die Stelle, wo ich den Floh vermutete. Ließ den Finger fest an der Stelle und rief: »Schnell, zieh Dich aus!« Blitzschnell machte ich meinen Oberkörper frei. Nur die Stelle, wo Helmut's Finger war, blieb bedeckt. Vorsichtig mit Daumen und Zeigefinger der freien Hand darunter fahrend, brachte er den Floh zum Vorschein, zeigte ihn mir, und knackte ihn dann genüßlich. Die in der Halle arbeitenden Russen und Russinnen schauten erstaunt unserer Vorstellung zu. Wir taten, als bemerkten wir das Publikum nicht, und setzten unsere Arbeit an der Schere fort. Die Schere jagte mir kurz darauf einen Schrecken ein. Jemand hatte ein Stanzwerkzeug aufgespannt, und ich benötigte eigentlich das Schermesser, um gewalzte, handbreite, fingerstarke Eisenbänder zu kürzen. Ungeduldig schaute ich mir das Stanzwerkzeug an, und kam zu dem Schluß, daß ich auch mit diesem Werkzeug die Schneidarbeit ausführen könnte. Ich manövrierte den ersten, etwa anderthalb Meter langen Streifen unter den Stempel des Werkzeuges und löste die Maschine aus. Mit einem satten »Knack« trennte der Stempel sauber das Material und ich begann damit, Stück für Stück abzuarbeiten. Mit einemmal gab es ein ohrenbetäubendes Krachen, die ganze Maschine bebte, und stand dann still. Ich wurde leichenblass. In Sekunden begriff ich, was passiert war: Der abgeschnittene Werkstoff hatte durch das Stanzwerkzeug nicht durchfallen können, hatte sich übereinander gestapelt, und nun eine Höhe erreicht, durch die der Stempel so blockiert war, daß der Exzenter das ganze Maschinengerüst zu zerreißen drohte. Voller Angst, daß jemand dazukam, mich womöglich der Sabotage bezichtigte, suchte ich hastig, ob die Maschine einen Scherstift hatte, durch den im Überlastungsfall größere Beschädigungen ausgeschaltet werden. Tatsächlich, ich hatte Glück, fand den Scherstift, schlug die Überreste heraus, konnte die Exzenterscheibe bewegen. Rasch entfernte ich die störenden Abfallstücke aus dem Werkzeug und suchte nach einem geeigneten Rundmaterial für den Scherstift. Schnell schnitt ich mit der Säge einen fingerlangen Stift ab und schlug ihn ein. Die Maschine ließ sich wie-

der starten. Ein unglaubliches Gefühl der Erleichterung durchströmte mich und ich machte mich daran, mit gebotener Vorsicht meine Trennarbeit fortzusetzen. Mein Schwur: »Nie wieder leichtfertig an einer fremden Maschine arbeiten!« Aber an fremde Maschinen mußte ich; in ein Rad mußte eine Keilnut gestoßen werden. Eine Stoßmaschine gab es in der Dreherei. Die Dreherei war am Kopfende des Kesselbaus, neben einem Meisterbüro. Der Raum war relativ klein und dunkel. Linker Hand, gleich neben der Werkstatttür, war die Stoßmaschine. Die Maschine wurde selten benötigt; ich konnte das Rad sofort aufspannen. Ein passender Stößel war auch zu finden, und mußte nur scharf geschliffen werden. Nach dem Einspannen drehte ich die Maschine am Schwungrad vorsichtig; ja, der Stößel schabte an der richtigen Stelle einen dünnen Span ab. Jetzt den Schalter einlegen. Ein Schrei! Den Schalter hochreißend wendete ich meinen Kopf und sah einen verschreckten Kameraden in der Deckentransmission. Er saß auf einer Transmissionswelle, die über den Drehbänken gelagert war. »Was machst Du mit mir?«, fragte er mit leichtem Vorwurf. »Entschuldige!«, antwortete ich beklemmt, »daß die Stoßbank an der Transmission hängt, hatte ich nicht gedacht. Ich ging davon aus, daß die Maschine einen eigenen Motor hat. Sie hat ja auch einen eigenen Schalthebel.« Der Kamerad, immer noch in der Transmission hockend, gab mir recht: »Das ist auch verrückt; aber Du hättest mich beinahe umgebracht! Wir sind hier in Rußland! Du hast wohl vorher keine Deckentransmissionen kennengelernt? Aber die gibt es auch in Berlin. Ich bin Riemenflicker; komme aus Kleinbeeren.« Ich wurde noch blasser: »Oh Gott; wir haben seit 1937 den Sommer in Thyrow verbracht; sind mit dem Fahrrad oft durch Groß- und Kleinbeeren geradelt. Auf den »Kanonenberg« habe ich mich einmal gestellt und Piston geblasen. – Mein Gott, wenn Du darunter gestürzt wärst; ich hätte zu Deinen Eltern gehen müssen.« Er kletterte von seinem luftigen, gefährlichen Ort geschickt herunter, klopfte mir beruhigend auf die Schulter: »Ist ja gut gegangen; haben wir beide Glück gehabt. Daß Du Kleinbeeren kennst! Komm, ich zeige Dir, was ich hier an der Drehbank arbeite, wenn mal alle Riemen in Ordnung sind.« Auf seiner Drehbank war ein mehrere Meter langes, dickes Eisenrohr einge-

spannt. Ein dünnes, fingerbreites Eisenband, wie man es häufig um große Kisten schlägt, war auf dem Support zwischen Hartholzbakken geführt. Das Band war mit einem Schweißpunkt an das Rohrende, nahe der Einspannung, geheftet. Als er die Drehmaschine langsam laufen ließ, wickelte sich das Eisenband um das Rohr; blieb aber senkrecht zum Rohr stehen, während es sich an der Rohroberfläche abwechselnd rechts oder links ausweichend gleichmäßig wellte. Die äußere Stirnfläche des Bandes blieb glatt. »Das wird ein Radiator für die Dampfheizung, verstehst Du? Is> doch toll, oder? So vergrößern die Russen die Oberfläche von dem Rohr.« Ich war auch fasziniert und sagte: »Improvisieren kann man hier wirklich lernen; aber hilfst Du mir jetzt durch das Wirrwarr der Deckentransmission hindurch. Ich muß die Nut stoßen.« Bereitwillig half er mir, zeigte mir, wie ich den Riemen einrücken mußte, und ermahnte mich: »Bei solchem Durcheinander: Immer erst nach oben gucken, der Schalter ist meist für alle Maschinen gemeinsam. Zum Antrieb mußst Du den richtigen Riemen einrücken.« Wir verabschiedeten uns per Handschlag, was unter Kriegsgefangenen ungewöhnlich war.

Das Werkstattleben war lebhafter geworden. Kameraden waren dazugekommen. Albrecht war Spezialist für einen Autokran, »Авто-Кран«. Oskar, Jungingenieur aus Österreich, zog mit ein zum Kamerad Fußangel in's Zeichenbüro. Eine Maschine zum Kartoffellegen wurde repariert. Kartoffeln gab es nicht, aber Kienzapfen. So wurde auf dem Hof der Fabrik von einigen Kameraden die Legemaschine gezogen, einer bediente das Gerät, die landwirtschaftlich veranlagten Kameraden beurteilten die Legeleistung. Wir anderen, weniger enthusiastisch, den Landwirtschaftsmaschinen nicht so zugetanen Maschinenbauer, sammelten aus Solidarität die Kienzapfen wieder auf und füllten die Legekästen neu auf. Alle waren zufrieden mit dem Probelauf. Man kannte sich nun bereits und sprach manchmal sogar miteinander. Heute aber, die Gelegenheit brachte es mit sich, wurden Gedanken über die Arbeit ausgetauscht. Plötzlich fing einer davon an: »Wozu brauchen wir eigentlich einen Zugführer? Der Pischler stolziert bloß herum, tut gar nichts für uns, liegt uns nur auf der Tasche.« Einige nickten zustimmend. »Ich bin dafür, daß wir den abwählen. Der Kommissar hat uns doch gesagt, wir sollten

demokratisch und so.« »Na ja..«, fing ein anderer Kamerad an, »wir müssen dann aber einen Vorschlag machen, wie wir es haben wollen. Einen Vertreter, der die Abrechnungen für den Zug macht und kontrolliert, brauchen wir.« Jetzt zeigte sich, daß ein Komplott vorbereitet war. »Ich mache das neben meiner Arbeit als Spengler!« Er bekam »spontan« Beifall von den anderen Spenglern. So gut es ging, hielt ich mich raus aus der Geschichte. Pischler war korrekt; vielleicht nicht ausgelastet; aber was soll's. Wir waren Kriegsgefangene, wir waren nicht hier, um das große Geld zu verdienen. Ich jedenfalls war dankbar, eine Überlebenschance bekommen zu haben. Ein Platz an der »Universität des Lebens« – einen prima Meister, interessante Aufgaben. So ging ich aus der Runde, Helmut Rindermann ging mit mir. Tatsächlich wurde ein Vorstoß gegen den Zugführer gemacht; nach einigem Hin und Her machte der Spengler das »Aufschreiben« nebenher. Es war auch danach. Unsere Prozente sackten nach unten. Es gab deshalb Ärger, ich war sauer. Merkte mir: »Führen, so neben her, klappt nicht. Man muß es ganz und mit Interesse für die Arbeit und die Kameraden machen.« Aber das half mir nicht weiter. Wir bekamen einen riesigen Steinbrecher zur Reparatur. Zwei Meter hoch, anderthalb Meter breit, die Achse für den Brecher dick wie mein Oberschenkel. Die Wahl von Meister Loschkin fiel auf mich und einen Kameraden, den ich kaum kannte. Loschkin gab mir die »Hütte«, des Ingenieurs Taschenbuch von 1914. Müssen die damals Taschen gehabt haben. Ich begriff, daß man zur Schotterherstellung dies Riesending benötigte, und wie es etwa funktionierte. Ohne Kran ging gar nichts. So blieb das Ding in der Nähe der Gleisanlage, erreichbar vom Eisenbahnkran, zugänglich auch für den Auto- kran. Nachdem wir die scheußlich ruinierte Achse ausgebaut hatten, Kamerad Fußangel rasch eine Skizze für eine neue angefertigt hatte, schauten wir, was noch zu tun war. Auf die Rippen des feststehenden, inneren Teiles, gegen die die Steine gedrückt wurden, könnte man dicke Schweißraupen zur Beseitigung des Verschleißes legen lassen. Ein Schweißer übernahm diese Arbeit. Mein Kamerad winkte mich von dem Steinbrecher weg: »Verblitze Dir nicht wieder Deine Augen; faß mal an die Blechtafel an. Komm mit nach da hinten.« Was wollte der mit der Blechtafel? An einer geschützten, höher gele-

genen Stelle, legte er die Tafel auf den Boden. »Jetzt legst Du Dich da drauf!« Ich wußte immer noch nicht, was das sollte; legte mich aber auf die große Blechtafel. »So gut. Jetzt schau mal nach oben, zum blauen Himmel, zu den wandernden Wölkchen, und genieße, daß Du noch lebst. Wann hast Du zum letzten Mal die Sonne genossen?« Mir war ganz schummerig: »Im August 1944, drei Tage in Derwitz bei Großkreuz, nach dem RAD, vor dem Gestellungstermin bei der Wehrmacht. Das war der 25. August. Aber, das können wir nicht machen!« »Quatsch. Du schuftest Dich hier kaputt, der Winter kommt bestimmt. Genieße den Sonnenschein.« Nach einer Stunde trugen wir die Blechtafel wieder Richtung Steinbrecher, schauten nach dem Rechten, und ich hatte ein schlechtes Gewissen. »Mann Gottes. Das machen wir morgen wieder so. Ein bißchen Sonnen gibt uns Kondition. Du bist fleißig genug!« Am Monatsende war der Steinbrecher einsatzfertig, verladen auf einen Plattformwagen, und wir bekamen vom Kommissar ein dickes Lob: »Ihr habt von allen am fleißigsten gearbeitet, die meisten Prozente gemacht, und viel Geld für Euch und das Lager verdient!« Nun war ich völlig perplex. Mein »Sonnen-Kamerad« grinste, und konnte sich nicht verkneifen: »Siehste!«, zu sagen. Mich interessierte, wie das möglich war. Meister Loschkin erklärte: »Auch im Leninismus gibt es Bezugsnormen, um Arbeit vergleichen und bewerten zu können. In diesem Fall wurde nach »Tonnen«-Stahl-Veredlungsarbeit verrechnet. Bei dem Gewicht des Steinbrechers schlägt das zu Buche. Andere Rechnungen werden auf die Zahl der Krankenbetten pro Jahr bezogen. Das muß man nur wissen und richtig machen. Es kommt nicht nur auf die Arbeit an, die man macht, auch auf die Bewertung!« »Gorki's Universitäten« –, man kann nicht genug lernen.

Der Sonnenkamerad behielt Recht: Der Winter kam, besser gesagt, der Schnee! Viel früher als erwartet! Anfang Oktober. Der September war noch sonnig gewesen. Meinen Geburtstag hatte ich vergessen. Ich bekam keine Post von zuhause, wie sollte ich auch; man hatte mir Schreibverbot erteilt. Warum? Ich wußte es nicht. Der Kommissar zuckte die Achseln: »Weiß ich auch nicht; hast sehr vaterländische Ansichten. Aber das ist es nicht. Vielleicht in einem Jahr. Habe Dich zum Jung-Antifaschisten vorgeschlagen. Wegen Deiner guten

Arbeit. Vielleicht solltest Du selber einen Antrag stellen.« Nein, das wollte ich eigentlich nicht. Aber ein Lebenszeichen? »Tut mir leid. Du darfst nicht. Keine fünfundzwanzig Worte, wie die anderen.« So half ich den anderen. Manche hatten Probleme mit dem Schreiben, waren Schreiben nicht gewohnt. Fünfundzwanzig Worte? Was soll, was darf man? Papier für einen Entwurf gab es nicht. Bleistift? Woher nehmen? Holzbrettchen gab es. In der Fabrik gab es Graphitbarren. Man konnte aus den Barren dicke Stifte schneiden und schaben, mit denen man ganz gut schreiben konnte. Die Finger wurden allerdings schwarz. Isoliermaterial für die Ständerwicklungen großer Drehstrommotoren gab es. Ein Kamerad fand heraus, wie man es einweichen, walken, trocknen und dann spalten konnte. Aber wir durften keine schriftlichen Aufzeichnungen besitzen, ausgenommen die Rotkreuzpostkarten mit Zensurstempel, die nun nach und nach eintrafen. Nicht für mich – ich hatte meinen Geburtstag vergessen, Deutschland hatte uns vergessen. Die einzigen Treuen sind wohl die Eltern, war die Meinung der jüngeren, bereits verheirateten Kameraden, nachdem sie Heimatpost erhalten hatten. Sie sprachen nicht direkt über ihre Probleme, beneideten mich aber mehr oder weniger darum, noch ohne Frau und Kinder zu sein. Nachdem wir einen Kartenentwurf abgestimmt hatten, fünfundzwanzig Worte, kein Wort mehr – gilt die Unterschrift als Wort?, muß die Anschrift, die Anrede mitgezählt werden?, – ging es ans Schreiben. Schwarze Eisengallustinte, eine spröde Stahlfeder, man mußte warten, um an das Schreibgerät zu kommen. »Macht das nichts, wenn der Gruß mit meiner Handschrift geschrieben ist?« – »Nein. Hauptsache, man kann es lesen. Auch die bei der Zensur. Die schmeißen das weg, ohne etwas zu sagen. Bloß kein falsches Wort.« Die Schreibaktion war der Auftakt zum Umzug in das winterfeste Lager. Das Lager war ganz in der Nähe. Fünfhundert Meter oder so entfernt. In kleinen Gruppen zogen wir um. Es gab ja nichts zum mitnehmen. Die Baracke, in die wir ziehen sollten, war noch nicht bezugsfertig. Für zweihundert Mann wurden jeweils Bretterböden in zwei, teilweise drei Etagen eingezogen. Dicht an dicht liegend, wie die berühmten Ölsardinen, hätten wir die besten Chancen, durch den Winter zu kommen. Heizung gibt es nicht. Nun schön, wir gingen also zunächst in eine kleine, leerste-

hende Baracke, die links von der Latrine war, und legten uns auf den Boden. Übermüdet von der Arbeit schlief ich rasch ein und wurde nach einiger Zeit durch Wanzenstiche geweckt. Wanzen kannte und haßte ich aus den Wehrmachtskasernen. Dort lauerten die Plagegeister in den Nähten der Strohsäcke. Aber hier? Auf dem blanken Fußboden? Trotz der Dunkelheit, durch das Fenster fiel nur wenig Licht in den Raum, sah ich hunderte von Wanzen auf mich zukommen. Ich hatte mich in etwa zwei Meter Entfernung von der Innenwand hingelegt; die Füße zum Fenster gestreckt. Als ich wach wurde, lag ich auf dem Bauch. Die Wanzenkompanie rückte von rechts und links kommend, stetig auf mich zu. Entsetzen packte mich. Mit dem Daumen zerquetschte ich Wanzen, die mir am nächsten waren. Bei dem Ansturm war kaum ein Unterschied zu merken. Ich spürte plötzlich in der Hosentasche ein Stück Hartgewebematerial, das ich versehentlich aus der Fabrik mitgenommen hatte. Ein vierkantiger Klotz, zwei Finger breit, lang wie meine Hand. Schnell fischte ich den Klotz aus der Tasche und drückte nun reihenweise die Wanzen zu Brei. Ich hatte den Eindruck: »Die Wanzen haben es fast nur auf mich abgesehen.« Auch diese Nacht ging vorüber. Am nächsten Morgen fragte ich einen Kameraden. »Ja, das kann schon sein. Vielleicht riechst Du ein bißchen anders. Wanzen sind auch Feinschmecker. Aber die Wanzen haben mindestens ein Jahr fasten müssen! So lange steht das Sakluschoni-Lager auf jeden Fall leer. Einige schon seit drei Jahren. Das Ungeziefer hat sich in den für die Isolierung gebildeten Hohlraum der gedoppelten Bretterwände verkrochen. Nach und nach kommen die Wanzen und Flöhe heraus, soweit sie überlebt haben. Hoffentlich überleben wir den Winter.« Den Winter währte ich weit weg. Nun waren wir in der neuen Baracke, auf neuen Brettern. Die Baracke noch (fast) wanzenfrei. Helmut Rindemann und ich hatten es geschafft, nebeneinander liegen zu können. Im ersten Stock, sozusagen. Helmut lag rechts von mir. Rechts von ihm waren am Kopf- und Fußende Stützbalken. Am Kopfende war ein Ablagebrett für das Kochgeschirr. Wir empfanden das als besonderen Luxus. Der Traum von Strohsack und Decke blieb unerfüllt. Rechts von der Baracke wurde eine neue Latrine eröffnet. Auch darüber war ich dankbar. Kein Gestank. Beim Morgenappell wurde dar-

auf hingewiesen, daß die neuen Baracken nicht von außen angepisst werden sollten. Auch nicht nachts! Das Lager sollte musterhaft sauber sein, wie man es von Deutschen erwarte. Am nächsten Morgen, als ich zur Latrine ging – manche sagten nun vornehm »Toilette« – kam mir ein Kamerad entgegen. Freundlich grüßte ich ihn mit: »Guten Morgen.« Überrascht schaute er mich an und ging grußlos an mir vorbei in die Baracke. Von nun an grüßte ich morgens jeden, den ich traf. Noch immer war es sonnig und sommerlich mild, und ich empfand die leichte Verbesserung der Lebensverhältnisse als positiv, und wollte wieder mehr Normalität zwischen den Mitgefangenen bewirken. Tatsächlich hatte mein Versuch Erfolg: Eines Morgens wurde ich von einem, mir von der Latrine entgegenkommenen Kameraden, mit einem Morgengruß bedacht. Ich war dankbar und ein bißchen glücklich. »Wenn wir anfangen, freundlich zu einander zu sein, wird das Kriegsgefangenenschicksal erträglich werden«, dachte ich und fuhr fort, jeden Kameraden morgens freundlich zu grüßen.

In dem Lager war alles ein wenig neu, ein wenig Neuanfang. Auch der Kommissar war neu. Von Neuem fing das »Verhören« der Kriegsgefangenen an. Man hatte mir bereits berichtet, wie das bei dem neuen Kommissar ablief. Vor allem, daß er persönlich nach Tätowierungen auf den Armen suchte. Innenseite des Bizepts, bei der Achselhöhle, Innenseite des Unterarmes, nahe dem Handgelenk ... LAH könnte man da zum Beispiel sehen: Leibstandarte Adolf Hitler. Am Oberarm: Stammmnummer der SS, der Waffen-SS. Durch Nachstechen mit Nadeln, (mit Milch?), selbst beigebrachten kleinen Verletzungen, Verbrühungen, hatten einige der Betroffenen wohl versucht, die Kennzeichen ihrer Zugehörigkeit zu diesen besonders verhaßten Einheiten zu vertuschen. Der Kommissar schaute persönlich nach. Gottlob brauchte ich davor keine Angst zu haben. So war ich auch nicht aufgeregt, als ich eines Tages zum Polit gerufen wurde. Durch die Arbeit beim Loschkin war ich relativ ausgeglichen und selbstbewußt, fühlte mich nicht mehr als der letzte Dreck: Erst Kanonenfutter, dann Kriegsgefangener. In dem kleinen Büro des Kommissars stand ein einfacher Tisch, wie aus einer Kantine. Es gab zwei Stühle. Mir wurde ein Stuhl angeboten. Rechts von mir das

Fenster. Im Rücken die Tür. Der Kommissar nahm an der Stirnseite des Tisches Platz. So, daß das Licht auf sein Gesicht fiel! Nicht die Vernehmungstaktik: Blendung des Gefangenen. Ich empfand das als positiv. Kannte ich ja doch diesen ganzen häßlichen Zirkus aus der Ausstellung vom »Arbeiterparadies« vom 1. Mai 1942, Unter den Linden –

Auf dem Tisch lag einiges herum. Auch eine russische Zeitung: Patriot Rodina. Ich war wie elektrisiert. »Heimat Patriot«! Der Kommissar befragte mich. Das Übliche. Wie oft hatte ich das schon über mich ergehen lassen? Namen, Vater, Großvater und, und, und. Plötzlich, völlig überraschend, kam eine neue Frage: »Hast Du auf Russen geschossen?« Ohne zu zögern, antwortete ich wahrheitsgemäß mit »Ja«. Der Kommissar wurde lebhaft, fast aufgeregt. »Warst Du bei der »Division Hitlerjugend«?« Wieder konnte ich mit einem klaren »Nein« antworten. Er wollte mehr wissen: »Freiwilliger?« Meine Antwort: »Ja«. Jetzt packte er zu; griff mich verbal an. Zu meiner Überraschung blieb ich ganz ruhig, fing aber an zu reden, statt nur zu antworten: »Ich habe die Waffe in die Hand genommen, als die russischen Armeen in Deutschland einmarschiert sind. Habe mich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet, als Offiziersbewerber, um nicht zur SS oder zu HJ-Kampf-Einheiten eingezogen zu werden. Oder zum Volkssturm... Über das Unrecht, daß wir mit dem Einmarsch in Rußland begangen haben, möchte ich nicht reden. Das war verwerflich und ich lehne das ab. Dafür leiste ich hier Wiedergutmachungsarbeit. Aber, nach meiner Meinung hat jeder das Recht – die Pflicht? – mit der Waffe in der Hand sein Vaterland zu verteidigen. Ich wollte es nicht als Heckenschütze tun. Habe mich durch das Anziehen der Wehrmachtsuniform zu meiner Haltung bekannt.«

Der Kommissar schaute mich überrascht an. Wollte etwas erwidern. Spontan zeigte ich auf die Zeitung: »Patriot Rodina«. Schloß leise meinen engagierten »Vortrag« ab mit dem Bekenntnis: »Ich war auch ein »Patriot Rodina«, ein »Heimatpatriot«.

Geschickt leitete der Kommissar über zu dem Thema »großer vaterländischer Krieg«, gerechte und ungerechte Kriege – Ersatz der Revolution in Deutschland durch den Krieg, den Einmarsch der Roten Armee, die Deutschland vom Hitler-Joch befreien wollte. Es

war kein Rachefeldzug als Vergeltung für Euren Überfall im Sommer 1941. Das Gespräch war nun für ihn Routine. Er schloß es freundlich ab, mit der Aufforderung, mich in die Liste der Antifaschisten und der Aktivisten einzutragen. Diesen Wunsch lehnte ich, ebenfalls freundlich, aber bestimmt ab. Der Kommissar schüttelte darüber den Kopf, entließ mich aber relativ wohlwollend. Über das ausführliche Gespräch berichtete ich meinen Kameraden nur beiläufig. Ich hatte andere Sorgen. Die Werkstatt Loschkin forderte mich ausreichend heraus. Mit Politik mußte ich mich nicht belasten ..., das Leben, das Überleben als Kriegsgefangener war hart genug.

Noch immer war es morgens sonnig. Ganz unvermittelt kam der erste Schnee, wurde es bitterkalt. Ich konnte es nicht glauben, als ich aus der Baracke trat. Mein Morgengruß blieb mir im Hals stecken. Trotz der Reden meines »Sonnenkameraden«, hatte ich mir etwas vorgemacht. Ich hatte keinen Mantel. Keine vernünftigen Stiefel. Aus einem Brett hatte ich mir in der Fabrik etwas ähnliches wie Sohlen von Badeschuhen roh geschnitten. Ein Schlauchstück, stark wie mein Daumen, hinter dem Zehenbereich angenagelt. Damit schlurfte ich durch die Fabrik, um die Stiefel zu schonen. Sie drohten schon auseinander zu fallen. Fußlappen in meinen Pantinen zu tragen, hatte ich schon gelernt. Das Holz war weiche Linde und meine Zehen hatten sich schon ein wenig in die Oberfläche eingearbeitet. Dadurch konnte ich notfalls sogar mit den Pantinen marschieren. Aber jetzt – im Schnee? Voller Panik hangelte ich mich, wieder in der Baracke, auf meinen Schlafplatz. Helmut Rindemann war inzwischen auch wach und hatte gemerkt, daß die »Witterung« umgekippt war. Meine Sorgen mit den Pantinen wischte er weg: »Das wird hier so kalt, da gibt es keinen Matschschnee. Wirst sehen, die laufen im Winter mit so einer Art Wattesocken herum. Aber ohne Mantel? Scheiße.« Die Brotration wurde ausgeteilt. In der Baracke. Jeder blieb an seinem Platz liegen. Dann: Antreten. Man wartete schon auf uns: »Kolchosen-Einsatz! Die Hackfrüchte müssen so schnell wie möglich aus der Erde, bevor sie erfrieren. Kartoffeln und Rüben liegen seit heute Nacht unter zwanzig Zentimeter Schnee. Ihr bekommt auf der Kolchose eine extra Portion gute Gemüsesuppe. Und nun los. – Nein, wartet noch einen Augen-

blick. Wir haben bereits minus fünfzehn Grad Kälte! Jeder guckt jetzt seinen Kameraden, der neben ihm ist, an! Nasenspitze! Ohren, Ohrläppchen! Warm reiben. Macht Euch ein Tuch vor Mund und Nase. Das schützt vor Erfrierungen.« Wir schauten uns gegenseitig an. »Na, die Nasenspitze ist ziemlich weiß, reib mal. Bißchen dünn angezogen für den Winter? Oder?« Ich nickte. »Scheiße«, bestätigte ich, »hab Ende April den Kampfanzug gegen meinen soliden Waffenrock eingetauscht. Ich Idiot.« Daß ich den schwarzen Samtkragen des Pionierbataillons dadurch loswerden konnte, war nur meine Sache. So idiotisch war das nun auch nicht gewesen. Nun hatten wir Tücher vor das Gesicht gebunden. Schon bald sahen wir lustig aus: Augenbrauen und Haaransatz waren dick weiß bereift, wie beim Nikolaus. Bevor das Kommando für den Abmarsch gegeben wurde, gab es noch eine Ansage: »Die meisten von Euch haben nur Feldmützen. Sobald möglich, bekommt Ihr russische Wattemützen. Für die, die keinen Mantel haben, gibt's Wattejacken. Filzstiefel nur für »Außenarbeiter«.« Damit war uns eine große Sorge genommen. Geschickt hatte der Kommandant wieder erreicht, daß es keinen Aufruhr gab. Wir marschierten los. Das Wetter war freundlich. Von leicht verschleiertem Himmel strahlte sanft die Sonne zu uns herunter. Bald hatten wir die Stadt hinter uns gelassen. Der Boden war leicht gewellt. Eine riesige, weiße Fläche breitete sich vor uns aus. Plötzlich dachte ich an meine Mutter. In unserem Sommerdormizil in Thyrow, dreißig Kilometer südlich von Berlin, hatten wir auf der Straße einen Herren getroffen. Meine Mutter unterhielt sich mit ihm. Indes betrachtete ich sein Gesicht: Ohrläppchen und die oberen Teile der Ohrmuscheln fehlten. Er bemerkte es, und sagte zu mir: »Von der Kälte abgeknabbert. Gottlob ist die Nasenspitze dran geblieben.« Meiner Mutter war meine Neugier etwas peinlich, und sie fügte rasch hinzu: »Der Herr war in russischer Kriegsgefangenschaft; mehrere Jahre, da ist das passiert. Man muß bei großer Kälte sehr aufpassen.« Aufpassen, an der Nase reiben, an den Ohrläppchen, und die Ohrmuscheln kneten. Was meine Mutter wohl sagen würde, wenn sie mich in dieser Schneewüste sähe. »Um Gottes willen; bei der Kälte in so dünnem Zeug. Dein Rücken ist ja halbnaackt. Wie willst Du so überleben?« Panische Angst packte mich plötz-

lich. Wir waren sicherlich schon anderthalb Stunden marschiert. Die Kälte war trotz der Sonne unbarmherzig in den Körper gekrochen. Ich hatte Hunger. Wie es ist, wenn man satt ist, wußte ich seit fünf Monaten nicht mehr. Wenn wir etwas zu essen bekamen, taten die Kaumuskeln weh. Ein Kamerad, der Arzt war, hatte uns geraten, so etwas wie Kaugymnastik zu machen, damit die Muskeln nicht ganz erschlaffen.

Nach dem Umzug in das winterfeste Lager, und durch die Befriedigung durch die Arbeit beim Meister Loschkin, war ich so voller Zuversicht gewesen, hatte sogar versucht, das menschliche Klima zu verbessern – und nun? Ich war verzweifelt. Wie sollte das weiter gehen? Ich versuchte, mich abzulenken, suchte nach tröstlichen Versen und Gebeten. An dem Psalm »Und er weidet Dich auf grünen Auen, es wird Dir an nichts mangeln« scheiterte ich. Ich lief weiter, wie in Trance, verlor nicht den Anschluß, war aber plötzlich nicht mehr da. Ich sah die Marschkolonne von oben, winzige Menschlein in der unendlichen, schneebedeckten Weite; sah die Spur im Schnee, die die Kolonne hinterließ. Ich sah mich von oben – merkwürdiger Weise war ich darüber nicht verblüfft – hatte ich mich von meinem Körper getrennt? Ich dachte darüber nicht nach, ich schwebte eben, es gab so eine Leichtigkeit, dieses Entrücktsein. Dann war es vorbei, ich marschierte wieder. Dachte an den »Engel des Herrn«, der versprochen hatte, einen Weg zu bereiten. Vielleicht hatte er mir ein Zeichen gegeben, mich aus seiner Perspektive schauen lassen? Ich grübelte darüber nicht nach, es war geschehen, und ich war innerlich merkwürdig ruhig geworden. Endlich kamen wir an der Kolchose an. Auf einem leichten Höhenrücken lag ein großes Blockhaus. Wir wurden eingeteilt, bekamen Werkzeug, ein paar Ermahnungen: »Die Wasserrüben etc. sind eiskalt, nicht so essen. Wenn, dann erst in der Hosentasche aufwärmen. Bitte keinen Tauschhandel. Jeder nur von »seinem« Feld. Keine rohen Kartoffeln essen! Ihr bekommt nachher eine Suppe und vor dem Abmarsch noch einmal was Warmes. Seid vernünftig, klaut nichts, nehmt nichts mit in's Lager! Das gibt Ärger. Ihr werdet vor dem Abmarsch gefilzt!« Nach diesen Tönen ging's los. »Die zu den kleinen Wasserrübchen, die zu den Kartoffeln.« Wasserrübchen

hätte ich essen können. Kartoffelhacken kannte man offenbar nicht. Wir bekamen »Lopatki«, Spaten oder Schaufeln. Es gab »Nassilkis«, Tragen aus zwei starken Holzstangen, quer darüber Bretter genagelt, ein Mann vorne, ein Mann hinten. Das »Rad« hatte man hier noch nicht erfunden. Schlitten? »Die Petersburger Schlittenfahrt« war für Salonlöwen erfunden worden, hier trug man Nassilkis. Steinzeit! Nein! Tartaren-Zeit! Ein Russe, Tartare?, jagte auf einem rassigen Pferd an uns vorbei, fluchend, Peitsche schwingend. Der Schnee staubte unter den Hufschlägen auf. Der Reiter jagte sein Pferd auf eine kleine Menschengruppe zu, die Kartoffeln von einem bereits »abgeernteten« Feldstück aufklaubten. Brutal auf die Frauen und die Mädchen schlagend, ließ der Reiter den »Feldräubern« keine Zeit, die Eimer mitzunehmen. Er trieb das Pferd über die Eimer, faßte selber zu, verstreute, die Eimer hochschleudernd, die aufgelesenen Kartoffeln wieder auf dem Acker. Dann kam er zurück. Wie, um sich vor uns zu entschuldigen, erklärte er dem Dolmetscher, der uns dann übersetzte: »Die Leute tun mir ja leid. Aber was meint Ihr, was los ist, wenn rauskommt, daß noch Kartoffeln in dem abgeernteten Acker sind! Das kostet dem Natschalnik und uns Kopf und Kragen! So, und nun tawai, tawai!« Etwa dreißig Mann nebeneinander aufgestellt, begannen wir, den Schnee beiseite zu schaufeln und die Kartoffeln auszubuddeln. Kameraden, die folgten, rapten die Kartoffeln auf, packten sie auf Nassilkis und trugen die Ernte zu Erdbunkern. So arbeiteten wir uns stetig vor. Mit einem Mal traute ich meinen Augen nicht: Einer der Kameraden legte ein schnelleres Tempo vor, als die in der Linie gleichmäßig arbeitenden Kameraden. Er legte noch mehr zu, war jetzt schon zehn Meter vor den anderen. »He! Was ist mit Dir los? Das ist unkameradschaftlich! Das Tempo können wir nicht durchstehen. Willst \langle nen Orden? arschloch!« Unbeeindruckt brüllte er zurück: »Die Ernte muß eingebracht werden, los, Tempo, Tempo! Ich bin Bauernsohn, klotzt ran Ihr Industrieschleißer!« Der Konflikt war nicht beizulegen; schließlich war er dreißig Meter vor uns. Natürlich gab es Ärger. Recht geschickt konterte der Dolmetscher die Vorwürfe des Russen: »Der ist Agrar-Spezialist, das sind Maschinenspezialisten. Das macht den Unterschied.« Wir wurden

zum Essen gerufen. Das Essen gab es in dem Blockhaus der Kolchose. In dem Raum, der eine gewisse Hüttenromantik ausstrahlte, und mit seinen kleinen, niedrig eingesetzten Fenstern fast gemütlich wirkte, gab es Tische, Bänke und Stühle. Natürlich auch ein wüstes Gedränge. Aber den Luxus, auf einer Bank, gar auf einem Stuhl sitzen zu können, war es offenbar wert, die Ellenbogen einzusetzen. Fasziniert blieb ich einen Augenblick am Eingang stehen. Daß es solchen Luxus, wie einen Eßraum mit Sitzplätzen gab, hatte ich fast vergessen. Die Suppe war nicht ganz so gut, und es gab auch nicht ganz so reichlich davon, wie wir erwartet hatten. Enttäuscht zeigte sich vor allem der übereifrige »Wühler«. Ich versuchte, mit ihm zu sprechen. Es war aber sinnlos, er blieb dabei: »Als Bauernsohn könne er nicht mit ansehen, usw...« Fast glaubte ich ihm. Aber seine Beweggründe waren andere. Drei Jahre später arbeitete er in einer Fabrik an einer großen, halbautomatischen Bohrmaschine. Von einer Rollbahn mußten etwa zehn Kilo schwere Eisenräder genommen werden, hinübergehoben zur Maschine, in eine Haltevorrichtung gelegt, und festgespannt werden. Der Bohrkopf wurde von Hand heruntergefahren. Der etwa zehn Millimeter starke Bohrer fuhr mit automatischem Vorschub durch das Material. Bohrmilch spritzte auf den Bohrer. Während dieser Minuten hatte der Arbeiter Zeit zum Verschnaufen. Anschließend war das Rad abzuheben, auf die Rollbahn zu stellen, weiter zu schicken zur nächsten Maschine, und dann erneut ein Rad von der Rollbahn zu heben, und in die Bohrmaschine einzulegen. Vorgesehen waren für diese Arbeit zwei Bediener. Als einer davon ausfiel, bediente unser »Wühler« die zweite Maschine mit. So gab es keinen Stillstand bei der Fertigungsstraße. Als wir dann einen Ersatzmann an die zweite Maschine stellen konnten, weigerte sich der »Wühler«, die Arbeit abzugeben. Über Monate bediente er zwei Maschinen, brachte damit auch die russischen Arbeitskollegen der anderen Schichten in Schwierigkeiten und stellte die Richtigkeit der Arbeitsbewertung völlig in Frage. Nach einigen Monaten wurde er arbeitsunfähig und mußte in's Lazarett. Seine Gelenke hatten die ständige Überbelastung nicht vertragen, die Bohrmaschine hatte seine Kleidung ständig durchnäßt. Zeit, um Acht zu geben, hatte er ja nicht mehr; die

Halle war im Winter eiskalt. So war die Knochengelenksentzündung vorprogrammiert. Es war nicht um die Kartoffeln im Schnee gegangen, nicht um bäuerliche Verantwortung gegenüber der Feldfrucht.

Die Mittagspause war vorüber. Wir wurden neu eingeteilt. Ich kam zunächst zu den gelben Wasserrübchen, die man zwischendurch mal naschen konnte, nachdem man sie im Hosensack gewärmt hatte. Zuviel durfte man nicht in die Tasche stecken, die Rübchen waren eiskalt. Die Sonne strahlte noch Mittagswärme, und ich war wieder ganz beruhigt. Einer der deutschen Kameraden, die bei der Aufsicht halfen, kam zu mir. »Jedesmal wenn Du Dich bückst, ist eine handbreit nackte Haut zu sehen. Schlimm?« »Ja, aber noch scheint die Sonne <drauf«, antwortete ich, »diese idiotisch kurze Jacke macht mich noch krank.« Der Kamerad sah das auch so: »Deine Nieren machen das nicht lange mit. Ich werde mal sehen, daß Du zu den Nassilki-Trägern wechselst.« Tatsächlich winkte er mir nach kurzer Zeit zu und brachte mich zu den Erdbunkern. Zunächst half ich beim Einschichten von großen Rüben, dann »durfte« ich Nassilki tragen. Die flotte Bewegung beim Laufen machte mich warm, und wir paßten auf, daß uns nicht zuviel aufgeladen wurde auf die Trage. »Eigentlich gar nicht so übel, solche Tragen. Geht über Stock und Stein. Auch ist man nicht so alleine, wie an so etwas Modernem, wie an einer Schubkarre!« Mein Kamerad an dem anderen Ende der beiden Tragestangen hatte aber keine Lust zum Philosophieren. Sein Kommentar: »Alles Scheiße.« So hielt ich den Mund, bei der Kälte wohl auch besser für die Atemwege. Der Himmel bezog sich gleichmäßig; die Sonne verlor ihre Kraft. Es wurde Abend, war aber noch hell. Man rief uns zum Blockhaus. Wir dachten: »Zum Abmarsch«, und freuten uns. Zu früh, wie sich rasch herausstellte. Am Boden im Schnee lag ein Kamerad, wandt sich vor Schmerzen und jammerte kläglich. Man befahl uns, einen großen Kreis zu bilden. In der Mitte lag der jammernde Kamerad. Daneben kniete jetzt ein Mitgefangener, der Arzt war, aber mit uns zur Arbeit ging. Das »Rote Kreuz« wurde von den Russen nicht so ernst genommen. Der Kommandant kam mit dem Dolmetscher, ging in den Kreis; sprach sehr erregt und eindringlich zu uns. Der Dolmetscher übersetzte: »Euer Kamerad

hat trotz der Warnung, gierig und unbeherrscht von den eiskalten Rüben gegessen. Er hat erst Bauchweh und dann Koliken bekommen. Jetzt hat er Darmverschlingungen. Das tut teuflisch weh. Niemand kann ihm helfen; er stirbt langsam und qualvoll. Ihr bleibt hier stehen und schaut zu, bis er tot ist! Verstanden?!« Wir standen wie versteinert und gaben kaum einen Laut von uns. Der Kommandant brüllte: »Ponnemais!!?« Unser Dolmetscher echote: »Ob Ihr verstanden habt! Sagt gefälligst ja!« Schwerfällig und schnaufend kam ein »Jawohl, Herr Kommandant.« Dadurch etwas beruhigt, fuhr er fort, mit uns zu sprechen, und der Dolmetscher übersetzte: »Ich will so etwas nicht noch einmal erleben. Schlimm genug, daß einer von Euch so elend krepirt. Ihr schaut zu, wie abscheulich man nach dem Fressen von so kaltem Zeug stirbt. So, und nun schmeißt Ihr alles Grünzeug, was Ihr in den Taschen habt, sofort weg! Ich will nicht, daß Ihr davon krank werdet, Durchfall bekommt, oder gar krepirt!« Er verließ den Kreis mit dem Dolmetscher. Inzwischen standen bewaffnete, russische Wachposten da, und bildeten um uns einen zweiten Kreis. Schaudernd begriffen wir, daß sie für den Fall unserer Weigerung zur Waffe greifen mußten. Zu unserem Schutz? Zum Schutz unserer eigenen Unvernunft, ausgelöst durch ständigen Hunger. Das gleiche Muster wie beim Marsch durch das Sumpfgebiet. Der Kamerad in Uwa starb, weil er seinen Durst nicht beherrschte. Dieser Kamerad hier mußte für uns leiden, vor unseren Augen qualvoll sterben, damit wir keine ähnlichen Fehler machen. Kein Schuß erlöste ihn von seinem Elend. Wahnsinn, oder? Schweigend standen wir nun bereits mehr als zwei Stunden; gezwungen, dem Sterbenden zuzusehen. Seine Bewegungen wurden langsamer, hörten auf. Nach einiger Zeit faßte unser Arztkamerad vorsichtig nach den Augenlidern, kniete sich hin, lauschte, nickte ergeben, und stand gequält auf. Wir falteten die Hände, niemand sprach. Auch niemand das »Vater unser«. Unsere Erstarrung löste sich, man bewegte sich vorsichtig. Schließlich kam das Signal zum Abmarsch. Wir nahmen Aufstellung. Plötzlich waren ein dutzend Russen von der Kolchose da und fingen an, uns zu »filzen«. Die Soldaten bewachten den Vorgang. Jede Tasche wurde umgedreht, und die begehrten Rübchen flogen in den Schnee. Plötzlich entdeckten die filzenden

Russen auch die Kapuzen, die einige besonders glückliche Kameraden mit Wintermänteln besaßen. Die Kapuzen waren ein gutes Versteck. Jetzt ging das Theater von vorne los, nun aber mit ärgerlichen Puffen. Nun, ich hatte keinen Wintermantel mit Kapuze, ich gehörte zu den ganz armen Schweinen. Man ließ mir eine kleine, gelbe Waserrübe. Mir war mehr nach Heulen, als ich mit einem Augenaufschlag dem Russen vorsichtig dankte. Ich wußte nicht mehr, ob man uns filzte damit die Frucht auf der Kolchose blieb, oder, damit wir nicht das Schicksal des verendeten Kameraden teilen würden. Die Zähne zusammenbeißen und beten, Nerven behalten. Endlich setzte sich unsere Kolonne in Bewegung; es war nun schon dunkel. Hochnebel verstärkte den unwirklichen Eindruck des Marsches im Schnee. Der ganze Tag war apokalyptisch gewesen. Automatisch, fast empfindungslos, marschierte ich zwischen meinen Kameraden. Im Lager angekommen, fielen wir stumm und todmüde auf die Bretter, die uns Pritsche und Strohsack eines Gefängnisses als unglaublichen Komfort erscheinen ließen. Die Kälte ließ uns noch dichter aneinander kriechen, um uns gegenseitig zu wärmen. Kein Wort wurde über den Tag gesprochen. Ich schlief ein. Nach einiger Zeit rumorte es in meinem Bauch. Es half nichts, ich mußte raus in die Kälte zur Latrine. Durchfall! »Ach du Scheiße!«, sagte Helmut Rindemann, als ich nach erledigtem »Geschäft« versuchte, auf meinen Platz zu klettern. Die Schlafenden waren instinktiv nachgerückt; mein Platz war belegt! »Ja, Scheiße«, antwortete ich leise, »ich habe Durchfall.« »Das kann lustig werden, wenn Du alle Stunde raus mußt. Ich versuch mal, für Dich wieder Platz zu schaffen.« Aus Leibeskräften schob er an seinem Nachbarn, aber es mußten ja mindestens zehn Mann bewegt werden. Schließlich hatte ich wieder meinen Schlafplatz. Nach einer Stunde »mußte« ich wieder. Dasselbe Theater bei der Rückkehr. Dann: nochmal, und nochmal. Nun stieg Helmut aus: »Das stehen wir nicht durch, wie wollen wir den morgigen Tag überleben. So müde wie wir sind.« Ich flüsterte beschwichtigend: »Soll ich besser zum Lazarett gehen? Jetzt kommt blankes Wasser.« »Nein, um Gottes willen, nein! Was meinst Du, was die Dir erzählen? Denk an die »verblitzten« Augen von damals. Das ist wieder »Selbstverstümmelung« sagen die und dann? Du hast kalte

»Rübchen« gefressen. Obwohl Du dem Sterbenden zusehen mußtest. Ne, bleib hier. Hast Du noch Putzlumpen vom Loschkin? Leg Dir die vor Deinen Arsch als Windel und »hau's« rein. Is) Deine einzige Chance.« Seinem Rat folgend, stopfte ich meine Hose mit Lumpen aus und blieb liegen. Trotz des Durchfalls. Schlafen konnte ich nicht mehr. Hatte ich etwa Thyphus? Parathyphus? Die Schwester von Tante Tümmel war im ersten Weltkrieg daran gestorben. Ich wollte nicht sterben! Ein gutes Zeichen, dachte ich. Ein gutes Zeichen, daß ich nicht sterben will. Ich werde es durchstehen! Was habe ich alles für Spritzen beim RAD und Kommiß bekommen. Impfung und »Vierfach-Spritze« in die Brust. Anschließend Spatengriffe kloppen, bei dem Sadisten von Oberfeld, den Kameraden schließlich umgenagelt haben. »Damit sich der Impfstoff besser verteilt«, hatte das Miststück zynisch zu uns gesagt. Eigentlich sollten wir uns schonen, damit es keine Komplikationen gibt. Deshalb mußten wir auch nicht zu unserer Arbeitsstelle, mußten nicht die Landepiste für unseren geliebten Führer an der Wolfschanze betonieren. Statt dessen Spatengriffe! In mir kochte es beim Darandenken.

Der Morgen kam, ich torkelte mit. Nach drei Tagen »durften« wir wieder zum Loschkin. Wir und er waren irgendwie glücklich, uns wiederzusehen. Dabei war er Russe und Kommunist. Er war aber zu allererst ein anständiger Mensch. Damit wir die »russische Welt« besser verstanden, erklärte er uns: »Wenn Ihr das Kraftwerk morgens genau ansieht, wißt Ihr eigentlich schon, ob Ihr zur BMK marschieren werdet, oder zum Beispiel zur Kolchose?« »Warum?«, wollten wir wissen. »Das ist doch ganz einfach«, erläuterte er und genoß die Spannung. »Das weiß auch Euer Kommandant und der Arbeitskommissar. Rauchen alle Schornsteine, werden alle an die gewohnten Arbeitsplätze geschickt; dann gibt's Strom für alle. Raucht nur ein Schornstein, bekommen nur die großen Rüstungsfabriken Strom. Raucht keiner? Nix Strom – Tok njet – nix Arbeit in Fabrik! Ponnemais?« Jetzt wollten wir es aber genau wissen: »Und wann bekommt die BMK Strom?« Er kratzte sich ein wenig: »Nun, wenn drei Schornsteine von den vier Schornsteinen rauchen, bekommen alle bei uns Strom, bei zweien vielleicht nur die Kesselschmiede. Das wird erst hier am Tor entschieden.« Von nun an achteten wir

auf die Rauchzeichen wie Indianer, und konnten ein wenig ahnen, was uns bevorstand. Zunächst war ich froh, in der relativ warmen Werkstatt arbeiten zu können und, daß langsam mein Gedärm wieder gesund wurde.

Wir mußten nach der Arbeit in eine Baracke. Ärztliche Untersuchung. Einteilung in Kategorien. Je nach Gesundheitszustand eins bis vier. Kategorie eins waren die ganz gesunden, kräftigen Kriegsgefangenen; vier waren die kaputten Dystrophiker. Die wollte man abschieben nach Deutschland; sie kosteten nur Geld und waren für Arbeitseinsätze nicht mehr zu gebrauchen. Eine Chance nach Hause zu kommen? Eine Dezimalwaage (von der Kolchose?) war aufgestellt. Jeder wurde gewogen; ich brachte nur ganze fünfundvierzig Kilo auf die Waage. Bei meiner Einberufung wog ich zweiundsechzig Kilo. Ein Kamerad sagte zu mir: »Fünfundvierzig Kilo, und das brutto.« »Ha, ha«, lachte er. »Alter russischer Witz. Mit Sack – brutto, ohne Sack – netto. Du hast noch Sack, oder? Aber keinen Hintern mehr. Kommst in Kategorie vier und nach Hause.« Die russische Ärztin dachte darüber ganz anders: Kategorie zwei. Den vorsichtigen Einspruch von ihrem Assistenten wischte sie weg. »Sehen wir beim nächsten Mal. Machen wir jetzt öfter. Vielleicht in einem Monat.«

Durch den Umzug in das winterfeste Barackenlager waren Helmut Rindemann und ich näher zusammengekommen. Unsere Schlafplätze waren nun nebeneinander. Man konnte sich vorsichtig unterhalten. Kopf an Kopf neben- und gegeneinander liegend, konnte jedes Gespräch von zwanzig und mehr Ohren aufgenommen werden. So wurde wieder kaum gesprochen. Helmut hatte eine Idee und packte langsam aus. Er hatte mir eine Zahnbürste aus Holz geschnitzt. Einem Pferd, das vor unserer Werkstatt vor einen Wagen gespannt warten mußte, kurz entschlossen vom Schweif ein Stückchen abgeschnitten. Eine Bohrmaschine stand in der Werkstatt zur Verfügung – so bekam ich eine Zahnbürste. An Zahncreme war nicht zu denken. Aber immerhin. Helmut war der Meinung, wir sollten nun wieder anfangen, uns zu waschen. In diesem Lager gab es einen primitiven Waschraum. Die Zapfstellen waren nun allerdings meist vereist. Kleine Ventile mit haselnußgroßem Messingknopf,

die man mit dem Handrücken anheben mußte, um Wasser zu zapfen. Der Boden war stellenweise eine glatte Eisbahn. Wie dem auch sei, es gab einen Waschraum. Helmut schlug vor, zum Waschraum zu gehen. Ich vermutete, daß er etwas sehr heikles loswerden wollte, und stimmte zu. Beim Gang über den Hof erklärte er mir, was ihm vorschwebte: »Die Ärztin hat doch gesagt, in vier Wochen gibt es eine neue Untersuchung. Du bist nun schon so dünn, daß es möglich sein müßte, zu den Dystrophikern zu kommen, und auf diesem Weg nach Hause.« Etwas verblüfft fragte ich: »Und wie stellst Du Dir das vor?« »Ganz einfach. Wir essen kein Brot mehr; wir verkaufen es an andere Kameraden. Ganz vorsichtig, natürlich. Wenn wir uns gegenseitig Mut machen, halten wir das durch und werden in vier Wochen Kategorie vier.« Ich stimmte seinem Vorschlag zu. Die Ausgangssituation war durch meine Durchfallerkrankung sicherlich für so ein Vorhaben geeignet. So hungerten wir noch mehr, verkauften heimlich unsere Brotration, wobei wir einiges riskierten. »Selbstverstümmelung«. Vier Wochen waren um. Nun war ich wirklich nur noch Haut und Knochen. Die Untersuchung kam. Die Untersuchung kam. Die Ärztin befand: »Kategorie zwei; den Menschentyp kenne ich; zäh, und wird niemals dick. Ist voll arbeitsfähig!« Allerdings hatte sie offenbar eine Liste mit Vermerken darüber, ob man den Betreffenden in der Fabrik als Spezialist brauchte. Helmut und ich schauten uns an. Unsere Taktik hatte nicht funktioniert. Wir mußten ausharren und durchhalten. Von nun an »kauften« wir Brotrationen. Es war ein schlechtes Geschäft, aber lehrreich. So kamen wir bei der Gelegenheit in die Baracke mit den Dystrophikern. Ein Alptraum: Völlig teilnahmslos, noch enger als wir in drei Etagen übereinander und zu fünfzig Mann nebeneinander liegend, dämmerten die hungerkranken Kameraden vor sich hin. Der Raum war fast dunkel. Endstation. Helmut kannte einen der Kameraden, suchte, und fand ihn. Mühsam kam er zu uns von der Massenliege heruntergekrabbelt. Er wollte mit uns ins Freie. In einem Beutel versteckt war Brot, das er für uns aufgekauft hatte. Teuer. Zwischen Kaufen und Verkaufen war offenbar ein großer Unterschied. So etwa der Faktor zwei. Nun, darum ging es ja nicht. Der Kamerad erklärte uns: »Versucht nicht, auf die Tour nach Hause zu kommen. Seid froh

wenn Ihr trotz der Hungermahlzeiten noch Laufen könnt und alle Tassen im Schrank habt. Intelligente Arbeit verrichten könnt. Wißt Ihr was »Polyneuritis« ist? Ausfall vieler Nerven. Manche können Arme und Beine nicht mehr richtig kontrollieren. Klappen beim Laufen zusammen. Andere verlieren ihren Grips, reden wirres Zeug. Geschwollene Beine. Wasser. Hier schaut mal, wenn ich da in meine Waden drücke. Bleibt eine Kuhle. Scheiße. Versucht gesund nach Hause zu kommen, nicht als Krüppel.« Helmut und ich bedankten uns; ich ging nie wieder in die Baracke.

Bei der BMK war der neue Konstrukteur mit einem Wachsoldaten als Begleiter in ein Sägewerk geschickt worden. Er hatte den Auftrag, ein Sägegatter auszumessen und zu skizzieren. Das Gatter sollte für Baumstämme mit einem Durchmesser von vierzig bis fünfzig Zentimeter sein. Keiner von uns hatte jemals etwas mit einem Sägegatter zu tun gehabt. Die Skizze war sehr akkurat auf großen, weißen Karton mit spitzem Stift gezeichnet, ließ aber alle Einzelheiten offen. Loschkin druckte ein wenig herum, als er meine leichte Kritik spürte. »Nun, das ist eigentlich mehr eine Offert,- eine Angebotsskizze. Soviel Aufwand, komplette Zeichnungssätze zu erstellen, können wir uns gar nicht leisten.« Ich war erstaunt, vermutete aber, wohl zu Recht, daß man das auch nicht konnte. Dazu braucht man handfeste Konstrukteure. Loschkin nahm mich beiseite. »Man wird die Einzelteilzeichnungen machen und noch ein paar Zusammenstellungen. Wenn der Rahmen zusammengebaut ist, bekommst Du das Ganze in die Hand und machst es fertig. Änderst, was Du für richtig hältst. Wichtig ist mir, daß das Gatter funktioniert; und zwar am 1. Mai. Das ist eine Prestigesache für uns!« Mit Hilfe des Dolmetschers bedankte ich mich für das Vertrauen, hatte aber schon Sorge. Mir erschien das Ganze ein wenig abenteuerlich. Loschkin hatte aber noch etwas auf dem Herzen: »Die Nagelmaschine läuft gut, aber Kleinkram, wie Kreidemühle, Kartoffelschälmaschine, Profilfräse für lange Verkleidungsbretter wird von Dir nebenbei gut erledigt. Mach Dich doch bitte mal an die Dampfheizungsrohre und die Heizkörper ran. Die frieren dauernd ein. Der Spengler hat schon alles mögliche versucht, der kann das nicht.« Jetzt schnaufte ich, davon verstand ich so wenig, wie wir alle von Sägegattern. Der

Spengler, der nebenbei auf »Brigadier« oder Zugführer miente, erklärte mir gewissenhaft, wie man Rohrverbindungen herstellt. Gewindeschneiden mit der »Kluppe«, dichten mit Hanf und Leinöl (firmis?). »Nie mehr zurückdrehen, sonst tropft es.« Mit wenig Begeisterung schaute ich mir den riesigen Kessel an, dann das Leitungssystem. »Welche Stellen frieren denn immer ein?«, wollte ich wissen. »Nun, das Rückleitungssystem funktioniert nicht!« In einem uralten Physikbuch von 1877 hatte ich als Zwölfjähriger Skizzen über Dampfrückführungen gesehen. Ohne lange zu fragen, bohrte ich mit einer großen Pressluftbohrmaschine Löcher durch die Außenwand, schob jeweils ein kurzes Rohr hindurch, und verschraubte es mit dem Rückführungsrohrstutzen des Heizkörpers. Die Rückführung konnte nun Einfrieren, so viel sie wollte. Der Dampf strömte durch die Heizkörper. Mit der Arbeit war ich flott fertig und marschierte erleichtert am Abend zum Lager. Am nächsten Morgen marschierten wir zur Fabrik; wie immer sahen wir vom Berg kommend von weitem bereits die Holzhallen. Heute bot sich aber ein neues, ein ungewohntes Bild: Rechter Hand von jedem Fenster der Dreherei und Loschkin-Werkstand stieg vom Boden ein munteres Dampfwölkchen auf. Mich traf fast der Schlag: Meine Dampfauslaßbrohre, oh mein Gott, das gibt Theater. In der Fabrik angekommen, schnappte ich mir den Dolmetscher und ging mit ihm zu Herrn Loschkin. Am besten, dachte ich, entschuldigst du dich gleich, bevor er dir an die Gurgel geht. Wir kamen in sein Büro. Das war kuschelig warm. Er strahlte mich an: »Was gibt es? Danke! War gute Arbeit. Endlich Heizung warm. Spassivo!« Verdattert blieb ich noch auf der Rille mit der Entschuldigung: »Der ganze Dampf geht nun in's Freie. Man sieht von weitem die Wölkchen!« »Nitschewo – macht nix, endlich warm.« Loschkin strahlte. Der Dolmetscher feixte mich an: »Der dachte, Du wolltest Dir das Dankeschön gleich in der Früh abholen. Noch einen guten Tag.« Ich war mehr als erleichtert.

Endlich bekamen wir Wintersachen. Den Russen war vor allem wichtig, daß wir die wattierten Mützen mit Ohrenklappen und Stirnschutz nun wirklich trugen. Ein wenig mußten wir uns daran gewöhnen, nun fast wie Russen auszusehen. Eines Tages gab es dann auch im »Austausch« wattierte Jacken und Hosen. Mäntel und Filzstie-

fel nur für »Außenarbeiter«. Aber ich war heilfroh. Der persiflierte Spruch »Niemand soll hungern, ohne zu frieren«, den wir bei den Sammlungen für das Winterhilfswerk stets auf den Lippen hatten, war mehr als Wirklichkeit geworden. Die graduellen Unterschiede des Frierens hatte ich nun erst kennengelernt. Mit den Watteklammotten kam das Thema »Entlausung« auf uns zu. Das winterfeste Lager hatte eine sogenannte Trockenentlausung. Inzwischen war eine Bania, ein Bad, betriebsklar gemacht worden. Eines Abends war unser Zug an der Reihe. Einen Kameraden und mich traf das Los, die Sachen in die Entlausung zu bringen. Das war eine ziemliche Belastung und Verkürzung der Nachtruhe. Die fast zwei Meter langen Holzstangen, auf denen die Jacken, Hosen und Unterwäsche auf Eisendrahtringe gezogen waren, mußten aus der Bania zur Entlausung getragen, und dann, so nach anderthalb Stunden wieder abgeholt werden. In der Zwischenzeit hatten die Kameraden mit Waschen fertig zu sein. Die Holzstangen wurden in den Ankleideraum gebracht. Die Träger konnten nun erst beim nächsten Durchgang, dem nachfolgenden Zug, sich waschen und die Sachen entlausen lassen. Wir wären also frühestens nachts um ein Uhr zum Schlafen gekommen. Ich war sauer. In der Schule hat man uns über das »Leidenfrostsche Wasserdampfphänomen« unterrichtet. In dem Zusammenhang hatte der Physiklehrer erwähnt: »Das gilt sinngemäß auch in umgekehrter Richtung. Wenn der Körper noch heiß und voller Wasserdampf ist, verträgt man einen kurzen Augenblick auch Kälte ganz gut.« Daran mich erinnernd, sprach ich meinen Kameraden an: »Machst Du mit: Wir tragen die Klamotten jetzt <rüber in die Entlausung, nehmen unsere Ringe mit, ziehen uns in der Entlausung um, sausen nackig zurück. Waschen uns, trocknen uns ein bißchen; dann nackig zur Entlausung, Klamotten holen, anziehen, fertig!« Der Kamerad war einverstanden. »Und Du meinst, wir erkälten uns dabei nicht?« »Nein, mein Physiklehrer war sehr gut. Was der gesagt hat, kann man glauben. Wir müssen nur irrsinnig schnell sein. Keine Sekunde stehen bleiben. Zur Entlausung sind es doch keine zwanzig Meter. Da drinnen ist es heiß. Augenblick aufwärmen, wieder zurück.« Gesagt, getan. Wir hatten Glück. Niemand hielt uns an oder auf. Die Trockenentlausung war halb unter der Erde. Wir konn-

ten Glut unter einem riesigen Rost sehen. Das ganze war unwirklich und unheimlich. Ein Orkus. Aber die »Hilfsteufel« waren nett und neugierig, ob unser Experiment klappen würde. Es klappte!

Die Überraschung war die Aktion in der Bania. Mit der hatte ich nicht gerechnet. Als wir prustend und pustend nackig in die Bania aus der Kälte zurückgerannt kamen, uns den Rücken gegenseitig mit der flachen Hand klopfen und mit ein paar Armschwüngen zur Sicherheit gegen Erkältung die Blutzirkulation anregen, wurden wir angerotzt: »Los, los, kommt her zum Rasieren. Die anderen sind längst fertig.« »Rasieren?« »Nicht im Gesicht! Gegen Filzläuse! Unter den Armen und am Sack. Los, stell Deinen Fuß auf den Schemel, so ist richtig. Zieh Deinen Schniepel nach rechts, anderen Fuß hoch, Schniepel nach links. Bücken. Keine Angst. Ich schneide Dir nichts ab. Bin Frisörmeister. Habe Schamhaarrasur im Krankenhaus gelernt – auch an Leichen. Beruhigt? Das nächste Mal seifst Du Dich vorher selber ein. So. Erledigt.« Zwei Schritte weiter, auf niedrigen Holztischen, standen Waschschüsseln. Es gab Wasser, warmes. Seife kaum. Zu kostbar. »Schütte mir bitte das Wasser über den Rücken, danke.« Irgendwie konnten wir uns abtrocknen, Handtücher gab es nicht. »Wollen wir?« »Ja, sausen wir zur Entlausung.« Raus in die Eiseskälte. Rein in den Orkus. So ein klein wenig Höllenfeuer wärmt und tut gut. Die Klamotten auf den Tragestangen. »Danke!« Zurück in die Bania. Wir hatten es geschafft! Die Kameraden, die sich ausgiebig Zeit für das erste »Bad« nach Wochen und Monaten gelassen hatten, kamen gerade in die Umkleide. Suchten von den Stangen nach dem Ring mit ihren jeweiligen Klamotten. »Nicht fallen lasse, der Boden ist naß!« Nun konnten wir uns auch anziehen. Der Kamerad »Frisörmeister« kam zum Nachschauen: »Alles in Ordnung. Habt Ihr Verrückten das Kunststück geschafft? Schaut mal hier durch. Zwischen den Stämmen von der Umkleidekabine ist ein prima Blick in die Bania möglich. Sollte ich als Logenplätze vermieten. Die Frauen von der Garnison kommen nachher. Soll ich auch rasieren.« Wir bedankten uns, Geld für die »Logenplätze« hatten wir auch nicht, aber einen interessanten Vorschlag. »Von nun an alle vierzehn Tage Bania. Toller Luxus. Vor allem für mich. Ich bin nun fest im Lager angestellt. Hat manche Vorteile. Tschüss. Auch

wenn Ihr rauskommt. Die Tür links benützt der »Polit« als Karzer. Der Raum sollte wohl mal Toilette werden. So klein. Kann man gerade <drin stehen. Na ja. Als er gestern morgen die Tür aufmachte, fiel ihm der Kamerad entgegen, den er gestern Abend eingesperrt hatte, Tot! Scheiße! Die Kälte? Die Angst? Wer weiß, was ihm erspart geblieben ist. Reißt die Schnauzen nicht zu weit auf. Kann daneben gehen. Gute Nacht.« Verwirrt und betroffen stapften wir durch den Schnee zu unserer Baracke zurück. Uns war nicht nach Unterhalten. Mit einem Blick nach oben sah ich, daß der Himmel frei war. Sterne waren zu sehen; sie wirkten fremd und unbeteiligt. Die Kälte der Nacht war erschreckend. Froh, daß wir auf »Tuchföhlung« lagen, uns dadurch gegenseitig wärmen konnten, sahen wir in der Früh weißen Nebel in unsere Baracke hineinfließen. Jemand hatte die Tür geöffnet und die eiskalte Außenluft strömte herein, sich in bis knietiefen, weißen Dunst verwandelnd. Ein unheimlicher Anblick. Die Tür wurde geschlossen und der Spuk fiel langsam in sich zusammen. Bis der nächste Kamerad in's Freie ging.

In Loschkin's Werkstatt war es auch eiskalt. Meister Loschkin riet und erlaubte uns, ein eisernes Kanonenöfchen zu bauen. Inzwischen geübt im blitzschnellen Improvisieren, wurde in kaum einer Stunde aus einem Kesselteil und anderen Verwurftteilen ein Öfchen gebastelt. Gut, daß es Autogenschneidbrenner und Elektroschweißgerät gab. Noch einige, etwas sehr massive Rohre quer durch die Werkstatt in den Schornstein geführt, Glut aus der Schmiede, heimlich auch etwas Holzkohle von dort, Kistenbretter, der Ofen glühte. »Es qualmt! Der Kamin muß vorgewärmt werden. Da, in Augenhöhe, ziehe mal den Stein raus, das ist die Öffnung für das Lockfeuer.« Das es so etwas noch gab. Bei den uralten Lokomobilen hatte ich als Kind auf dem Land mal gesehen, wie angeheizt wurde. Klar, das galt nicht nur für Eisenschornsteine. Holzspäne? Mit dem Hammer, kein Beil, Bretter spalten, zerkleinern, etwas Glut, rein in die kleine Kaminöffnung. Tatsächlich, die Flamme flackerte hoch, der Kamin begann zu ziehen. »Noch nachlegen, los, los!« Endlich zog der Schornstein den Rauch aus dem quer durch die halbe Werkstatt führenden Rohr ab. Der Ofen wurde nun in der Mitte rotglühend – achthundert Grad! – wenn das mal gutgeht – jetzt fast weiß – tausend bis

tausendeinhundert Grad °C – oh Gott – jetzt sackte der Ofen in der Mitte leicht zusammen, schrumpelte, und bildete in der Mitte Falten, wie eine alte Ziehharmonika. »Also, das mit der Holzkohle aus der Schmiede war wohl zuviel des Guten. Oder?« Nicken und Achselzucken, der Ofen war prima und nun unverwechselbar unser Ofen. Den würde wohl keiner »Klauen«. Vor der Werkstatt liefen ebenfalls ungewohnte, durch die furchtbare Kälte bedingte Aktivitäten: Der Autokran, von den Russen »Awtokran« genannt, fahrbare Motor-kran, mußte zum Laufen gebracht werden. Vergeblich hatte unser Spezialist, Kamerad Albrecht, alle Tricks versucht. Der Motor ließ sich nicht überreden. Ein russischer Rotarmist kam nun zur Hilfe. Sprachliche Verständigung war kaum möglich. Stauend sahen wir zu. Die Luft blieb uns weg. »Maslo! Maslo!« Wir brachten ihm Öl. Er wollte auch Lumpen. Die Lumpen, mit Öl getränkt, warf er unter den Motor des Autokrans auf den Boden, in den Schnee. »Streichhölzer!« Streichhölzer, so etwas Zivilisiertes hatten wir nicht. Wir waren stolz, daß wir gelernt hatten, mit Stein und Eisen Feuer zu schlagen. Einer von uns besaß ein »Docht-Feuerzeug«. Natürlich wurde der Docht, dessen veraschtes Ende sorgfältig in der Messinghülle geschützt werden konnte, auch durch Funken schlagen zum Glimmen und durch Wedeln zum Glühen gebracht. »Nein, kein Feuer, richtige Streichhölzer!« Loschkin, Babuschkin? Der Magaziner? Jemand brachte Streichhölzer. Der Rotarmist löste an einer Zündkerze das Kabel, brach ein Stück Streichholz ab, vielleicht ein Drittel, stellte das Hölzchen geschickt auf den Kerzenanschluß, legte dann das Zündkabelende vorsichtig auf das Hölzchen. Der Funke mußte nun erst die Luft durchschlagen, bevor er in die Kerze übersprang. »Dadurch wird der Funke kräftiger!« Inzwischen war unser Dolmetscher da, Neugierige umringten den Autokran. Die Streichholzprozedur dauerte einige Zeit. Die Hölzchen wurden nun länger und länger gebrochen. »Die Funken kommen ja nacheinander!«, wurde uns erklärt. Es gab ein Dekompressionsventil, eine Kurbel. »Den Daumen weg. Beim »Rückschlag« reißt es sonst den Daumen ab!« »So, alle auf den Plätzen? Rast, twa.« Er zündete ein Streichholz an und grinste: »Nein, nein. Noch nicht. Erst mal ein bißchen aufwärmen.« Er zündete die ölgetränkten Lappen an. Ent-

geistert traten alle einige Schritte zurück, als nun Flammen unter Motor und Getriebe aufloderten. »Kann nix passieren, keine Angst, viel zu kalt. Öl in Motor, Öl in Getriebe muß auftauen. Vorher dreht sich nix. Keine Kurbelwelle, kein Zahnrad.« Ein Kamerad nickte kräftig mit dem Kopf: »Stimmt, habe ich in der Berufsschule mal gehört. Bei großer Kälte wird das Parafin so fest wie Kokosfett, es »stockt«, heißt es wohl. Muß erst viel höher erwärmt werden. Die Russen, da schau an. Schlau wie die Affen.« Die Öllumpen waren abgebrannt. »Jetzt!« Bedeutsam wies der Rotarmist an, die Kurbel nun zu drehen, »haute« die Kompression rein, die Zündung. Der Motor sprang an! »Morgen könnt Ihr das schon alleine!« Stolz und lässig wünschte er uns einen schönen Tag. Kamerad Albrecht, vor Ehrfurcht faßt erstarrt, stammelte »Spassivo, bolschoi Spassivo«, und nahm Platz auf »seinem« Autokran.

Seit vier Wochen lag nun bereits Schnee; und nach und nach hatten wir uns an die Kälte gewöhnt; gelernt, auch damit zu leben, genauer: trotzdem zu überleben. Abends, bevor wir nach der Arbeit in's Lager gingen, wuschen wir uns mit warmem Wasser die Hände. Statt Seife nahmen wir den Brei, mit dem die Mantelelektroden beschichtet wurden. Wir hofften, daß es nicht giftig war. Jemand kam auf die Idee, aus der Schmiede einen faustgroßen, glühenden Eisenklumpen zu holen. Damit wurde das Waschwasser in dem Feuerlöscher erhitzt. Es zischte und spritzte beim Eintauchen des glühenden Eisens. Der Eimer mußte festgehalten werden; er lief nach unten spitz zu. »Damit das Regenwasser abläuft, wenn der Löscher draußen hängt.« »Nein, damit er nicht zweckentfremdet werden kann und geklaut wird.« Jedenfalls gab es Ärger mit dieser Art der Warmwasserbereitung. Jetzt hatte ich eine Idee: Elektrisch! »Wie denn?« »Wie beim Wasserzersetzungsgenerator: Zwei Elektroden ran an den Wechselstrom.« Drei massive, halbmeterlange, handbreite Flachisen – anderes Material fand ich im Augenblick nicht, schließlich lag Schnee auf den »Schätzen« des Schrottplatzes – gegeneinander isoliert, miteinander verschraubt, daran zwei elektrische, isolierte Leitungen. Die beiden äußeren Platten auf Erde, die innere an »Spannung« gelegt. Die Wirkung war phantastisch: Das Wasser brodelte sanft, Knallgas bildete sich auch, in null Komma nix war das Wasser

warm. Ich ließ mich gebührend bewundern, ließ keinen anderen an diesen lebensgefährlichen Tauchsieder. Irgendwie wunderten sich die Russen über unseren Warmwasser-Waschkult. »Wo haben die verdammten »Nemezki« warmes Wasser her?« Auf den Ofen konnten sie den Eimer nicht stellen, und die Zapfstellen an der regenrinnenähnlichen Vorrichtung für das Händewaschen war im Flur, vor dem Meisterbüro. Eines Tages passierte es: Ich kniete auf dem Bretterboden der Werkstatt, spähte in meinen großen, verschließbaren Eisenkasten, der mir als Werkzeugkiste diente, fand meinen »genialen« Tauchsieder nicht. Ein Geräusch ließ mich nach oben blicken: Drohend wie ein Schwert schwebte das schwere Flacheisen des Tauchsieders über mir. Blitzschnell brachte ich mich in Sicherheit, schnellte hoch, und stand nun Auge in Auge mit Meister Babuschkin. Babuschkin, kräftig und muskulös, riß das Schwert, nein, den Tauchsieder mit beiden Händen zupackend hoch, als wolle er mir den Kopf zerschmettern. Ein Hagel von Flüchen und Beschimpfungen prasselte auf mich nieder. Er ließ das gefährliche, in jeder Hinsicht gefährliche Instrument sinken, hielt es nun in einer Hand, klemmte es schließlich unter den Arm, schnaubte noch wütend, ging zunächst rückwärts, dann entschlossen in sein Büro. Was er gesagt hatte? Leicht zu denken: »Du verdammter deutscher Idiot; ich schlag Dich tot. Meinst Du, ich will Deinetwegen hinter Gitter? Wenn da einer ungeschickt anfaßt! Du Idiot! Jup twoiu Mat! Den Tauchsieder konfisziere ich! Laß Dich nicht nochmal erwischen! Wenn Loschkin nicht wäre, würde ich dem »Polit« was sagen. Der ganze verdammte Schuppen könnte hier abbrennen. Warmes Wasser! Woina Pleni, Scheiße!« In der Werkstatt lief die Arbeit nun trotz der Kälte in ruhigem, inzwischen durch gegenseitiges Kennenlernen, gefestigtem Rahmen. Eine dritte Nagelmaschine war, fast unbemerkt von uns, skizziert und in einer Art Platinenbauweise entstanden. Ein riesig großgewachsener Kamerad aus Potsdam, Breitner, arbeitete an ihr und stellte aus dünnem Draht »Blaupinnen« und Schusternägeln her. Irgendwie mußten wir ein wenig darüber lachen und witzeln. Solch ein Riese – solch kleine Nägel. Eigentlich auch ungerecht: Er brauchte kaum Draht zu schleppen! Eine Drahtrolle war Vorrat für einen ganzen Tag. Dafür hatte er auch keinen »Pomoschnik«, der

ihm half. So wie dem Donhauser der Bogner und mir der Mittermaier. Breitner verstand sein Handwerk. Fast ohne Unterbrechung tuckerte sein kleiner Nagelautomat von morgens bis abends. Nebenher reparierte er zur Zeit einen Stahlschrank. Er war spezialisiert für Tresorschlösser und was dazu gehört. Erzählte uns über die Sicherungstechniken, über Erschütterungsmelder. Außerdem verfügte er über Kontakte zu den Lagerwerkstätten; den Schustern, den Schneidern. Durch seine kostbaren Nägelchen? Dadurch hatte er anständige Schuhe, bekam gute, neue Sachen. Ich verdanke ihm eine tiefe Erkenntnis: Als er mit einer neuen Jacke ankam, beglückwünschte ich ihn dazu. Breitner zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht so recht. Neue Sachen können auch Scheiße sein. Mußt'e ständig darauf aufpassen. Hast'e \langle nen Ölfleck \langle drauf, siehst'e gleich. Ärgerst Dich. Kameraden in Schneiderei meckern mit Dir. Weiß nicht, was besser ist.« Leuchtete mir ein, aber: »Zumindest kriegst Du keine Ölphlegmone und stinkst nicht so wie wir.« »Das stimmt schon; aber weißt Du, in der Bania, der Ungar, der hat zu mir Lofoss gesagt. Alle haben gelacht. Das heißt, glaube ich, Stinktief; am liebsten hätte ich ihm eine geschmiert, dem Winzling von Frisör.« »Nein, nein! Gut, daß Du ihm keine runtergehauen hast. Der hat Dich bewundert und Dir den etwas ordinären Beinamen »Der Pferdeschwanz« verliehen. Den Ehrentitel wirst Du so oder so nicht mehr los.« Wir mußten beide lachen, aber ein bißchen säuerlich klang es bei ihm doch. Paule, ein erfahrener Nähmaschinenmechaniker, eher ein Feinmechaniker als Maschinenbauer, kam zu uns. »Na, die Nagelautomaten laufen gut. Hast Du schon allen Draht für heute mit dem Mittermaier reingeschleppt?« »Ja, Gott sei Dank, das haben wir hinter uns. Die Rollen sind jetzt nicht nur sauschwer, sondern so eisig, daß man ohne Handschuhe \langle dran kleben bleibt.« »Dann brauchst Du heute also nicht mehr raus?« »Nein, wenn alles gut geht, nicht.« »«Dann brauchst Du Deine Handschuhe heute eigentlich nicht mehr, dann kannst Du sie mir borgen!« Jetzt machte ich ein saures Gesicht, ich war entgeistert: »Nein, Paul! Die Handschuhe leihe ich Dir nicht!« »Warum? Du brauchst sie ja heute nicht mehr; das hast Du selber gerade zugegeben!« »Nein, Paul. So mit mir nicht. Wenn Du mich gebeten hättest, Dir meine Handschuhe für ein paar Stunden zu lei-

hen, hätte ich sie Dir vermutlich gegeben. So aber, nachdem Du so von hinten herum versucht hast, mich in einen moralischen Zugzwang zu bringen, nein. Wenn Du künftig von mir etwas brauchst, bitte mich direkt darum.« Jetzt war er sauer: »Willst Du mich belehren, wie ich mich zu verhalten habe? Das steht Dir nicht zu, Du junger Spund! Gib mir Deine Handschuhe!« Nun schnaubte ich: »Alter allein ist kein Verdienst; anständiges Verhalten unter Kameraden ist gerade unter Ausnahmbedingungen wie hier in der Kriegsgefangenschaft eine Voraussetzung für gemeinsames Überleben!« Paul schob beleidigt ab. Breitner, der mich nur als entgegenkommend und ausgleichend kannte, war verblüfft: »Das hätte ich nicht gedacht, daß Du so klare Ansichten hast und vertrittst; aber die Art, wie er Dich angegangen ist, war schon wirklich falsch und hinterlistig. Schließlich hatte er auch Handschuhe bekommen, wie wir. Nicht gegen die Kälte, sondern zum Schutz der Hände. Wenn er nicht begriffen hat, daß man die Finger besonders bei Kälte braucht. Hast schon recht gehabt, Helmuth!« Mir hatte die ganze Geschichte aus einem anderen Grund nicht gefallen: Der Versuch, den jüngeren oder unerfahrenen Kameraden für dumm zu verkaufen, und ihm dann seine Jugend oder seinen Stand vorzuwerfen.

Ein Erlebnis, kurz nach unserer Arbeitsaufnahme in Ischewsk, hatte mich nachdenklich gemacht: Baumstämme, die in der Nähe der Loschkin-Werkstatt lagen und den Zugang zu Schmiede und Heizhaus versperrten, mußten weggeschafft werden. Die Stämme waren lang, dick und schwer. Dicht an dicht, an beiden Seiten des Stammes stehend, wurde mit Hau-Ruck ein Stamm mit Müh und Not auf die Schultern gehievt und dann fortgetragen. Ständig in Sorge, daß jemand die Kräfte verlassen würde und wir dann alle zu Fall und Schaden kämen, schufteten wir gemeinsam, wie Sklaven, wurden aber von den Russen völlig uns selbst bei der Arbeit überlassen. Plötzlich, wir hatten bereits fast alle Stämme weggeschleppt, »rastete« der Kamerad vor mir aus. Er brüllte den vor ihm laufenden Kameraden an: »Du Arschloch, pack anständig mit an. Läßt uns alleine schleppen. Ziehst Deine Schulter ein, legst Deine Hand nur an den Stamm zum Schein, als ob Du trägst!« Nachdem wir den Baumstamm abgelegt hatten, gingen sich die beiden Kameraden an

die Kehle. Der Beschimpfte bestritt gar nicht, daß er unkameradschaftlich gehandelt hatte. Nein, er gab auch noch damit an, daß es erst so spät bemerkt worden war, und daß er »simulierte«. »Ich kann eben nicht heben und tragen wie Du. Dafür kann ich etwas, was Du nie können wirst: Ich bin Mathematik-Professor!« Der Kamerad war damit nicht zufrieden: »Das ist mir scheißegal; meinst Du, wir sind im Zivilberuf Waldarbeiter? Du Arsch hast zu kapiieren, wir sind Kriegsgefangene und müssen uns gegenseitig stützen – nicht beschleißen, wie Du es gerade gemacht hast!« Die Kampfahne wurden getrennt, bevor es zur Schlägerei kam. Wer hätte wohl den Kürzeren gezogen? Niemand hatte von dem Herrn Professor erwartet, daß er für zwei anpackt, aber gar nicht? Jedenfalls hatte ich, nach allem, was ich bereits in den letzten Monaten durchgemacht hatte, mir fest vorgenommen, mich nicht auch noch von Kameraden »ausbeuten« zu lassen. Auch nicht bei Arbeitshandschuhen, ob Professor oder Arbeiter, älter oder jünger. Jünger? Inzwischen wußte ich: Der jüngste von allen hier bin ich. Erst einige Jahre später lernte ich einen Kameraden kennen, der noch jünger war als ich. Die Russen hatten ihn »versehentlich« mitgenommen. Er hatte, wie viele Zivilisten, bei Arbeiten geholfen, zu denen die jeweilige Kommandantur aufrief. Beim Entladen von einem Versorgungsschiff wurde er zusammen mit Kriegsgefangenen eingesetzt. Anschließend ließ man ihn nicht mehr frei, nahm ihn schließlich mit nach Rußland. Er war erst fünfzehn Jahre alt, noch recht kindlich ungeschickt und etwas naseweiß. Den Politkommissaren in den Lagern war die Angelegenheit ziemlich peinlich; als ich mich Anfang 1949 – er war nun in meiner Brigade – für ihn verwendete, wurde mir vorsichtig erklärt, was für Scherereien das mit sich brächte. Ob er jemals aus der Gefangenschaft entlassen wurde? Ich weiß es nicht; er war Opfer eines bedauerlichen Irrtums. Auf keinen Fall ein kriegsgefangener Soldat, wie konnte man ihn als Kriegsgefangenen entlassen?

Damals war das nicht meine Sorge; ich mußte aufpassen, daß ich gut durch die »Universität des Lebens« kam; das erste Semester hatte ich inzwischen erfolgreich überstanden. Vor uns lag ein großes Ereignis: Drei freie Tage! Feiertage, keine Arbeit! Es hatte keinen Sonntag, keinen arbeitsfreien Tag gegeben, seit wir in Gefan-

genschaft waren. Viele Kameraden waren voller Vorfreude. Gefei-ert wurde die siegreiche Oktoberrevolution (warum im November? Ach ja – der Gregorianische Kalender, der Julianische-), gefei-ert wurde der Anschluß der Utmurskaja an die UDSSR.

»Während der Zarenzeit waren wir Verbannungsgebiet; jetzt verbo-tenes Gebiet, aber trotzdem, wir feiern«, erklärte uns der Magazi-ner. Und dann hat Klara Zetkin auch noch Geburtstag an dem Tag. »Nein«, das wußte ich nicht. »Karl Liebknecht, Spartakisten und so?« »So in etwa, weiß auch nicht genau. Hauptsache frei.«

Die drei Feiertage »brachen« über uns herein. Meine Besorgnis gab mir recht. Nicht umsonst ließ man uns im RAD-Lager in Ostpreu-ßen in einem ähnlichen Fall Kieselsteine vom Rasen absammeln. So gab die »freie Zeit« keinen Raum für persönliche Streitereien. Ja, in Feuerwehrwachen ließ man die Messinggehäuse der Instrumente und sämtliche Messingteile unaufhörlich blank putzen. Anlauf-schutz durch (Zapon)-Lack wäre eine Katastrophe gewesen? Oder? Die ersten Stunden der freien Tage verliefen angenehm und ruhig. Man »besuchte« sich gegenseitig innerhalb der Baracke. Kamera-den, die man flüchtig tagsüber in der Fabrik bei der Arbeit sah und vielleicht bereits beim Namen kannte, lagen auf derselben Pritsche. Einer von ihnen, Wilhelm – sieht aus wie Buster Keaton, der Mann, der nie lachte – lag etwa acht Meter entfernt zur Linken von Helmut Rindemann und mir. Wilhelm kümmerte sich in der Fabrik um unsere große Kompressorenanlage. Als wir jetzt zu ihm kamen, er lag links von einem Stützpfiler auf der Riesen-Pritsche, krabbelte er vorsichtig zu uns, ließ den Kopf in den Gang hängen und streckte die Beine nach hinten aus. Er hatte Glück dabei: Keiner der unmit-telbar rechts und links neben ihm Liegenden wurde dabei von ihm angestoßen, keiner protestierte dagegen, daß seine Füße – höchstens alle vierzehn Tage in jüngerer Zeit, davor aber gar nicht gewasche-nen »Käsebeine« – nun direkt vor ihren Gesichtern lagen. Erleichtert, daß es keinen Ärger gegeben hatte, stützte er nun seinen Kopf auf beide Hände und die Ellenbogen auf die Pritsche. »Gesehen haben wir uns nun schon so oft, aber niemals Zeit gehabt, uns zu unterhalten. Wo kommt Ihr her?« Helmut erläuterte, daß er aus Plauen käme, Plauen im Vogtland. Er erzählte von der Ausbildung

bei der Luftwaffe. Von der Schulung zum Ingenieur für die »Zelle« der Flugzeuge, nicht für Triebwerke. Eine Ausbildung zum »Schmalspuroffizier«. »Ausgesprochen interessant. Was wird nun, nachdem der Krieg verloren ist? Flugzeugbauer wird man kaum noch brauchen?« Wilhelm war optimistisch: »Spezialisten wie uns brauchen die immer; ich interessiere mich für alles, was Kolben und Zylinder hat. Darüber kann ich Euch viel erzählen; ich hatte auch einen prima Lehrer in der Schule. Vom ersten bis zum letzten Schuljahr. Der hat uns auch beigebracht, korrekt zu schreiben und zu sprechen. Zum Beispiel: Ein Flugzeug fliegt, was macht ein Ballon?« Die Frage fand ich lustig. »Na, der fliegt auch.« Wilhelm strahlte und sagte dann etwas streng: »Reingefallen. Ein Ballon schwebt! Du warst, glaube ich, auf einem Gymnasium. Unserer Lehrer hat uns gesagt: »Die müssen so viel lernen, daß sie zum Schluß alles durcheinander bringen. Ihr lernt das Wichtigste, und das wißt Ihr dann auch später noch genau.« Na ja, ein bißchen mehr Physik, Mathematik und so weiter hätte ich auch schon gerne gehabt. Du hattest mir neulich erklärt, warum das Auslaßventil immer vereist: »Wärme bildet sich beim Komprimieren von Gasen, bei der Entspannung demzufolge Kälte.« Habe ich verstanden. Hätte ich ja wissen können, durch die »Selbstzündung« beim Dieselmotor.« Nun kam er in Fahrt, erzählte lebhaft und gut erklärend vom Dieselmotor, den Problemen mit Einspritzpumpen. Von Vier- und Zweitaktern. Wilhelm hatte eine kleine, schwarze Blechtafel und einen Kreidebrocken, wie er uns sagte. Darauf wollte er etwas zeichnen, damit wir ihn noch besser verstünden. Beim Versuch, seinen langen Körper wieder umzudrehen, nach der Tafel zu angeln, dann erneut mit dem Kopf Richtung Gang zu uns zu krabbeln, gab es Ärger mit den Kameraden zur rechten und zur linken Seite. Man fühlte sich durch unser Gespräch gestört, durch Wilhelms qualmenden, stinkenden Fußlappen mehr als belästigt. Wir sollten abhauen. Jetzt blieb nur noch Rückzug zu unseren Schlafplätzen. Da »wir«, das heißt, Helmut und ich, zwei »besaßen«, hatten wir einen gewissen Vorteil und größeren Anspruch. Unser Versuch, zu dritt im Schneidersitz bei eingezogenem Kopf unser Gespräch fortzusetzen, glückte. Wilhelm wünschte, daß ich ihm vom Goldenen Schnitt erzählte: Der größere Teil verhält sich

zum kleineren so, wie die Summe beider Teile zum größeren. Tafel und Kreide waren nützlich dabei. Wir beschlossen, uns künftig häufiger zu unterhalten, Wissen auszutauschen, aufzufrischen und die Hirnwindungen anzuregen. Was Wilhelm besonders interessierte, war der »Goldene Schnitt«, der Pythagoras, Kreis des Thales, und der »Übergang« zur quadratischen Gleichung. Unser leise geführter Gedankenaustausch wurde jäh unterbochen. In dem Nachbarfeld unserer Pritsche, mehr zum Ende unserer Baracke hin, gab es massiven Streit. Man politisierte heftig. Einer der beiden Kontrahenten war Mitglied der SPD gewesen, der andere in der Kommunistischen Partei. Die SPD hatte nach Ansicht der Kommunisten versagt, war schuld daran, daß es zum ersten Weltkrieg gekommen war. »Die SPD hat 1914 für die Kriegsanleihe gestimmt, hat die Proletarier verraten, deshalb hab ich die Scheiße im ersten Weltkrieg mitmachen müssen und nun wieder.« Schwerfällig war er von der Pritsche heruntergekommen. Jetzt wollte er seinem politischen Widersacher an die Gurgel. Helmut war blitzschnell unten, winkte uns, rief: »Los, schnell dazwischen bevor es Ärger gibt, und jemand nach der Wache ruft.« Wilhelm und ich sausten ihm nach. Helmut teilte bereits mit großen Armbewegungen die Streitenden. Wilhelm versuchte, den SPD-Mann, ich, den Altkommunisten abzulenken. Helmut blieb zwischen uns vorsorglich sichernd stehen. Den Altkommunisten kannte ich; er war gut im Schleifen von Drehstählen und kam gelegentlich dafür zu uns in die Loschkin-Werkstatt. »Du kommst aus Berlin-Wittenau, habe ich gehört. Ist das richtig?«, sprach ich ihn an. »Wo hast Du gearbeitet? Ich war am Eichborndamm; habe die Dürener-Metall-Werke, deutsche Waffen und Munition sowie Mauer kennengelernt.« Darauf sprang er an: »Warst Du auch mal bei Borsig?« »Ja, dort habe ich die Herstellung der 8,8-Flak besichtigen können. Bei »Alkett« – dem Altmärkischen Kettenwerk die Produktion von Panzerwagenfahrgestellen, den sogenannten Karetten.« »Warst Du auch bei der »Aufzug«-Firma Flor?« »Ja, ganz kurz bin ich auch da einmal durchgeführt worden.« »Na, dann kennst Du tatsächlich die Ecke.« Er schaute auf seinen politischen Gegner. »Will sich wichtig tun. Was hat er denn getan und riskiert, damit die Nazis nicht an die Macht kommen? Ich war der »Werfer« bei der Witte-

nauer KPD.« »Der Werfer? Was ist das?«, fragte ich. Spitzbübisch antwortete er: »Der »Werfer« bekommt beim Einsatz Steine von seinen Genossen zugereicht; auf das verabredete Zeichen hin, schmeißt der Werfer dann schnell einen Stein nach dem anderen. Das Schönste war mal im Rathaussaal Wittenau. Da habe ich den Auftrag gehabt, den Kronleuchter auszuschalten. Ha, ha. Während einer Versammlung. Krach, krach; eine Birne nach der anderen. Das hat gescheppert! Ging so schnell; hat keiner begriffen was passiert. Die waren im Dunklen und wir weg. »Werfer« bei den Kommunisten; das war schon was!« Ich war leicht entsetzt: »Da hättest Du ja Menschen verletzen können; die Kronleuchterschalen, die Steine, Menschen im Saal.« Der »Werfer« machte eine »wegwerfende« Handbewegung: »Waren hauptsächlich nur Nazis.« »Trotzdem; Du hättest jemand verletzen können.« Diese Bemerkung war unklug gewesen: Der »Werfer« bekam einen puterroten Kopf, reckte seine imponierend breiten Schultern und ging auf mich los: »Halt bloß Deine Schnauze. Was weißt Du von Politik. Du hast ja Nazi-Pocken auf den Armen. Hast für den Endsieg gekämpft, statt zu sabotieren oder überzulaufen. Du junges Arschloch.« »Und Ihr alten Arschlöcher habt Hitler gewählt. Mit Steinen Kronleuchter auszuschmeißen, war wohl auch nicht die Methode. Oder die Schalmeienpfeiferei. Ihr habt Euch untereinander nicht leiden können, gegen die SPD gekämpft, wie eben.« Der Werfer holte tief Luft: »War sicherlich ein Fehler. Kommunisten gegen Sozis. Is» schon gut.« Wir trennten uns. Er war von nun an mir gegenüber relativ nett und vermied es, sein Ältersein herauszukehren. Helmut, Wilhelm und ich zogen uns zurück. Zur Feier des Tages wurden die Kübel mit der Suppe in die Baracke gebracht und dort ausgeteilt. Das Brot wurde ohnehin in der Baracke morgens verteilt, während wir auf den Pritschen lagen. Insgesamt standen uns angeblich pro Tag vierhundert Gramm Brot zu; das Brot hatte aber fast keinen Nährwert im Vergleich zu deutschem Kommißbrot. Es war großporig wie ein Schwamm und wässrig. »Gekochtes Brot« sagten die Kameraden, die vom Fach waren. »In Formen hergestellt.« Jedenfalls berichteten die Kameraden, die mitfuhren zur Brotfabrik, daß ein erheblicher Gewichtsverlust zwischen Be- und Entladen eintrat, weil soviel Wasser

abdampfte. Das Mißtrauen war groß; der geschlossene LKW wurde scharf bewacht. Der Kastenaufbau hatte auf der Rückseite eine Tür, die mit einem starken Schloß gesichert war. In der Küche wurde das Brot neben der »Brotschneiderei« in einem verschließbaren Raum gelagert. Jeder Brotschneider hatte eine kleine Tafelwaage an seinem Arbeitsplatz und eine Schachtel mit kleinen, kräftigen, Zahnstochern vergleichbaren, Hölzchen. Mit den Hölzchen wurde die »Zuwaage«, das Supplement genannte Brotstückchen, auf das grob vorgeschnittene Brotstück gepiekt. Manchmal waren drei solcher kleinen Supplemente auf dem Brotkanten. Einige nur so groß wie ein Stück Würfelzucker. Solche Stücke waren unbeliebt. Begehrt waren die Endstücke der Brotlaibe: »Die sind besser durchbacken.« Mit nur einem Supplement: »Die Hölzchen wiegen auch.« Die Angst, zu kurz zu kommen, trieb merkwürdige Blüten; zerstörte aufkeimende Freundschaften. Damit das Austeilen schneller ging, wurden häufig zwei Brotportionen zeitgleich einem von zwei Kameraden übergeben. Der Name wurde jedenfalls dabei ausgerufen. Ich hatte mir angewöhnt: Die Portion, die weiterzugeben war in die rechte Hand, die unter Aufruf meines Namens übergebene in die Linke. Bloß nicht vertauschen! Die Portionen unterschieden sich im Gewicht maximal um wenige Gramm; aber vielleicht hätte der Kamerad das Endstück haben sollen, vielleicht war ein Supplement unerlaubt entfernt worden. Erbitterte Auseinandersetzungen waren die Folge. Nur peinliche Genauigkeit, Verzicht auf jede, auch die kleinste »Selbstbegünstigung« waren die Voraussetzung für ein friedliches Nebeneinanderleben. Die ungewohnte Ruhe, die Untätigkeit, monatelange »Sprachlosigkeit«, der unaufhörliche Hunger, die Beengtheit zwischen den Kameraden auf der Pritsche, die Ungewißheit über die Zukunft, die Familie in der Heimat, und, und – all das suchte nach einem Ventil. Zank und Streit brachen aus, konnten kaum in Grenzen gehalten werden. Als am Abend Suppe gebracht wurde, stellte jemand den Kübelträgern in der Dunkelheit des Barakeneingangs – dort waren zwei Stufen und ein kleiner Vorraum als Windfang (Kälteschleuse?) – geschickt ein Bein. Großes Geschrei und Durcheinander. Die »Trägerkolonne« mit den anderen Kübeln hatte stoppen müssen. Der »Beinsteller« nutzte diesen Moment: Er

tauchte sein Kochgeschirr in einen der Kübel und rannte hinaus in die Dunkelheit: »Die Sau massakrieren wir. Los, hinterher.« Einige Kameraden rannten hinter ihm her. Vergebens. Die Stimmung in der Baracke wurde noch miserabler. Endlich kehrte wieder Ruhe ein. Leise unterhielten wir uns: »Für morgen werden Freiwillige gesucht, unbezahlte Sonderschicht zu Ehren »Klara Zetkins«. Was denkst Du darüber?« »Falls Du mich damit fragst, ob ich zu Ehren von Klara Zetkin arbeiten würde, habe ich noch keine rechte Meinung; aber um hier rauszukommen, ja!« So gingen wir lieber arbeiten. »In Lagern mit Arbeitsverbot herrscht Mord und Totschlag. Gefangene, die sinnlose Arbeiten verrichten müssen, z.B. Kanonenkugeln zu Pyramiden aufschichten, die vom Gefangenenaufseher dann wieder mit einem Fußtritt zum Einsturz gebracht werden und dann erneut errichtet werden müssen, drehen durch vor Aggressivität. Seien wir dankbar, daß wir durch das heutige Intermezzo erneut schätzen lernen, eine fachlich anspruchsvolle Arbeit leisten zu dürfen.« »Ja, aber für Klara Zetkin dürfen wir nur Erdarbeiten ausführen.« »Egal. Wir gehen jetzt zu dem Barackenführer, und tragen uns ein.« Der Barackenführer, der vorgab in Jugoslawien im KZ gewesen zu sein – er wurde später als Krimineller entlarvt – saß mit anderen in seinem abgetrennten Bretterverschlag in der Mitte der Baracke. Eine Karbid-Lampe ließ den Raum hell erscheinen. Auf dem Tisch lag die Liste zum Eintragen der Freiwilligen. Der Barackenführer war nett zu uns. Es hatten sich schon so viele Freiwillige gemeldet, daß wir nur in die zweite oder dritte Schicht eingeteilt werden konnten. »Dann aber die zweite«, entschieden wir uns schnell; das hatte den Vorteil, ein wenig auch von dem Werk zu sehen, in dem wir den Einsatz machen sollten. Der Barackenführer, nachdem er uns wegen unseres Eifers, der großen Sache der Revolution zu dienen, wie einst Klara Zetkin gelobt hatte, erklärte uns, worum es ging: »Die Fabrik hat ein hochmodernes Warmwalzwerk mit Gleisanschluß. In Abständen von einer Stunde dürft Ihr Euch abwechseln, dann kann wieder einer von Euch zum Aufwärmen in die Walzwerkhalle gehen. Vermeidet Unterhaltungen mit den Russen. Die sind keine Kriegsgefangenen gewöhnt. Ihr bekommt dort aus der Kantine einen Schlag Suppe extra, der wird auf das Lageressen nicht angerechnet. Morgen

gegen vier Uhr am Nachmittag werdet Ihr aufgerufen.« Das war's. Helmut und ich bedankten uns und verzogen uns auf unsere Pritschen. Ein richtiges Warmwalzwerk hatte weder er noch ich von innen gesehen. Wir freuten uns auf die Abwechslung und den Anblick glühender Stahlstränge, die, scheinbar von Geisterhand getrieben, durch die Werkhalle sausen würden. Tagsüber würden wir uns aus allen Streitereien, so gut es ging, heraushalten. Wir schliefen durch bis zum Wecken. Der zweite freie Tag begann. Es gab Brot, Zank und Streit; wir hielten unseren Vorsatz durch. Helmut fragte: »Woher weißt Du das eigentlich alles so im vornherein. Mit dem Lagerkoller und so weiter?« »Mein Vater«, antwortete ich, »mein Vater hatte eine kleine Marotte. Wenn er einen von uns drei Brüdern lesen sah, nahm er das Buch ohne ein Wort zu sagen, legte den Finger in die gerade gelesene Seite, klappte es so zusammen, daß er den Buchdeckel sehen konnte, las den Titel und gab es zurück, indem er es wieder aufschlug. Er freute sich jedesmal, wenn es gute Literatur war, »etwas Vernünftiges«. Karl May, oder gar Micky Maus waren für ihn undenkbar. Er hat mir einmal gesagt: »Du weißt nicht, wieviel oder wiewenig Zeit Du noch zum Lesen hast. Du darfst Dir jedes Buch aus meiner Bibliothek holen, ohne zu fragen. So habe ich vieles gelesen, was nicht für meine Altersstufe gedacht war. Auch Wilhelm Raabe; von ihm unter anderem, was er über die Napoleonischen Kriege geschrieben hat. Wie die Söhne Berliner Bürger in Rußland damals verheizt wurden. Über die Bürgerkriege, und die in diesem Zusammenhang eingerichteten »Konzentrationslager«. Der Stacheldraht ist eine britische Erfindung. Gewisse Parallelen sind unvermeidlich. So ist das Verhalten von uns in der Kriegsgefangenschaft zum Teil ähnlich und vorhersehbar.« Nun, was auch vorhersehbar war – für Rußlandkenner – trat ein. Der Arbeitseinsatz für Klara Zetkin war vom Arbeitsergebnis her sinnlos. Wir schaufelten an einem Erdhaufen nahe der Gleisanlage; trugen das Erdreich etwa zwanzig Meter weiter über die Gleise, wie man uns aufgetragen hatte. Die Nachtschicht, die uns ablöste, berichtete am nächsten Tag: »Also, wir haben dieselbe Erde zurückgetragen an die Stelle, von der Ihr aus das Zeug weggeschafft hattet!« Vermutlich hatte niemand angenommen, daß wir untereinander über die geleistete Arbeit

sprachen. Aber das war eigentlich das Erstaunliche: Durch die drei »freien Tage« wurde miteinander gesprochen. Wir waren nun bereits ein halbes Jahr in russischer Kriegsgefangenschaft! Solange hat es gedauert, bis man die Sprache wiedergefunden hatte! Mit dem Arbeitseinsatz für Klara waren Helmut und ich ansonsten zufrieden. Das Walzwerk war modern und lief auf vollen Touren; weitgehend – für damalige Verhältnisse – automatisiert. Am Ende einer der Walzstraßen wurden circa zwei Meter lange Brammen von dem Walzstrang abgetrennt und mannshoch im Viererverband gestapelt. Ein rotglühender Scheiterhaufen, zum Wärmen aus einigen Metern Entfernung gerade das richtige für Kriegsgefangene. Aber die Neugierde trieb mich durch die nichtendenwollenden Hallen. Eine riesige Kopierfräse – drei, vier Meter hoch – Cincinatti stand an dem Maschinenrahmen. Der Finger der Fräse tastete ein fertiges, modernes Gußgehäuse ab; der kugelförmige Fräser arbeitete offenbar eine entsprechende Herstellform aus. Nicht weit entfernt wurden Maschinengewehrläufe hergestellt. Ich versuchte zu schätzen: Fünfhundert Stück pro Stunde! Niemand hinderte mich beim Gang durch die Hallen oder sprach mich an. Die äußere Verpackung in Wattejacke usw. war zwar schon recht russisch, aber ich trug ja eine Armbinde WP. Zum Abschluß noch einen Blick in die Halle, in der Runddraht und andere derartige Fertigprodukte hergestellt wurden. So beeindruckt ich von dem Zuvorgesehenen war, nun war ich entsetzt: Ein uraltes Walzgestell. Drei Walzen, im Durchmesser gestufte, halbrunde Ausformungen in den Walzen. Zwei Männer mit großen Zangen griffen nach dem rasend schnell aus den Walzen schießenden Rundmaterial, führten mit artistischer Geschicklichkeit das Material in den nächsten Walzenausschnitt. Die Walzen wurden gekühlt. Die Männer nicht. Schwerstarbeit bei unmenschlicher Hitze. Zurück zu dem rotglühenden Scheiterhaufen. Raus in die Dunkelheit. Dort ist unser Gleis, dort der Erdhaufen. Da steht Helmut; wartet schon auf mich: »Alles gut gegangen? Du warst verdammt lange weg; ist aber nicht weiter aufgefallen. Wir sollen jetzt in Kürze alle in die Kantine, unseren Extraschlag Suppe holen.« Tatsächlich gingen wir zwanglos zur Kantine. Ziemliches Gedrängel. Auch hier nahm niemand Notiz von uns. Es gab Kohlsuppe. Die Suppe war ziemlich

wässrig, schmeckte aber gut. Das Geheimnis: Die Suppe war richtig gesalzen! Salz war eine Kostbarkeit; für Kriegsgefangene gab es kaum Salz. Auf dem Basar wurde Salz gehandelt, wir kamen nicht zum Basar und hatten kaum Geld. Ein paar Rubel blieben aber bereits als Überschuß aus Verdientem und für die Versorgung im Lager Abgezogenem übrig. So etwas teures wie Salz hatten wir uns aber im November 1945 noch nicht leisten können. Einige Kameraden hatten aus einer Härtereierie in der Fabrik Härtesalz mitgebracht. Sehr grobkörniges Material. Sie zerstampften es, und streuten das Salz auf ihr Brot. Ich war entgeistert: »Das ist Nitriersalz, das ist giftig!« »Ach Quatsch, Salz ist Salz. Das Zeug schmeckt wie normales Kochsalz.« Mir war das unheimlich. Ist das eine Natriumkarbonat, das andere Natriumnitrit? Ich rührte das Zeug nicht an. Das waren dieselben Kameraden, die vergällt Melasse als Brotaufstrich aßen. Die Melasse war zum Ausstreichen von Gußformen verwendet worden. Die sirupartige Masse wurde von ihnen über dem Schmiedefeuer erhitzt, von der blauen, blasentreibenden Oberfläche schöpften sie den giftigen, öligen Schaum ab. Die Schmiede roch dann wie eine Zuckerbäckerei. »Nein, da mache ich nicht mit!« Tatsächlich bekamen die Kameraden Probleme mit Darm und Magen. Morgens beim Antreten, wurde darauf hingewiesen, daß dies ein gesundheitsschädliches, unerlaubtes Verhalten sei. Um »Ihre« Spezialisten waren die Russen sehr besorgt. Wir mußten nun im schweren Winter jeden Morgen antreten, und bekamen ein Schnapsglas mit Extrakt aus gekochten Fichtennadeln. Das mußte unter Aufsicht geschluckt werden. Wegen der Vitamine. Meine Angst wegen den Spritzen, die wir immer wieder bekamen, ließ dadurch nach. Meine Hoffnung, hier werden wir dringend gebraucht, verstärkte sich, gab meinem Überlebenswillen einen Schwung. Meister Loschkin tat ein übriges. Kurz nach unserem Klara Zetkin-Intermezzo, das mich in meiner positiven Einschätzung der Arbeit beim Loschkin bestärkt hatte – ich machte keine Idiotenarbeit nach dem Motto: Erste Schicht Dreck dorthin schaffen, zweite Schicht Dreck zurückbringen, andererseits baute ich keine Maschinengewehre, mit denen auf Gott weiß wen geschossen werden konnte – holte mich Loschkin in sein Büro. Der Dolmetscher war bereits da. Loschkin begann: »Von heute an

möchte ich, daß Sie kein Brennholz mehr für den Ofen in der Werkstatt sammeln. Die Teile für das Sägegatter sind weitgehend fertig. Ich will, daß Sie mit dem Zusammenbau beginnen. Fehlende Details ergänzen. Zum Beispiel gibt es keine Skizzen für den Baumstammvorschub. Die Konstrukteure dachten wohl, den machen die kleinen Wägelchen mit ihrem Transportsystem mit. Der Fertigstellungstermin ist der 1. Mai. Eine Prestigesache also. Um die Wägelchen, Feldgleise, etc. brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Das vormontierte Sägegatter wird vor die Werkstatt gestellt. Der Transport ist auch nicht Ihre Sache.« Loschkin klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und entließ mich aus seinem Büro. Daß ich ihm so wichtig bin, ist schön; kein Holz sammeln ist unkameradschaftlich. Der Dolmetscher gab mir einen Tip: »Loschkin darf Dich nur nicht sehen beim Holzsammeln. An Deiner Stelle würde ich auch nicht darüber mit den Kameraden reden. Schafft nur Eifersucht.« Und so machte ich es dann auch und sammelte das Holz vor oder nach der eigentlichen Arbeitszeit.

Die drei freien Tage, aber auch der Kolchoseneinsatz, hatten etwas Positives bewirkt: Man sprach endlich miteinander. Das Mißtrauen gegenüber Spitzeln war zwar tief – was machte es für einen Unterschied? Gestapo, GPU oder wie es nun hieß NKWD, später dann KGB, profilierungssüchtige Blockwarte, – Feind hört mit –. Jeder war vorsichtig. Doch es bildeten sich Zweiergemeinschaften. Scherzhaft sagte ich: »Ehepaare«. Kumpelhaftes Einverständnis wie zwischen alten Eheleuten. Häufig beschränkten sich die Unterhaltungen auf kurze Gespräche der Art: »Wat, Ede, wenn wir wieder zuhause sind, hauen wir aber auf den Käse, da machen wir ein Faß auf!« »Ja! Kalle, dat ick Dir hier jetroffen habe, ist ein Jluck. Wo wir aus demselben Kietz sind. Ne, weeße. Een Sejen.« Die Kameradenpaare »luden« andere Kriegsgefangene ein, wenn man gemeinsam Vertrauen zu den Dritten gefaßt hatte. So Helmut Rindermann und ich zu Oskar. So erfuhr man vieles, was einem sonst verborgen geblieben wäre. Privates, Technisches, aber auch Kriegserlebnisse. Vorsichtig wurde von dem Elend berichtet, daß man mit ansehen – mit anrichten? – mußte. Politik war völlig tabu. Die Enttäuschung saß bei allen tief. Unserem Vorschlag blieben Helmut und ich treu:

Technikwissen vertiefen statt über »ungelegte Eier« streiten. Für Politik war der Kommissar zuständig. Gelegentlich mußten wir jetzt antreten zur Politikschulung. Wir sagten »Märchenstunde« dazu, den Politoffizier nannten wir schlicht: Märchenonkel. Viel interessanter als der Unterschied zwischen dem dialektischen und dem historischen Kommunismus, fanden wir den Unterschied zwischen Evolvente und Zyklode. Oskar erzählte uns, was eine Lemniskate ist, wie man sie (geometrisch) konstruiert. Angeregt waren wir durch eine Dreschmaschine, die wir reparieren mußten, eine von denen in Deutschland wenig üblichen Lang-(Stroh)-Dreschmaschinen. Der Vorschub wurde durch eine Kurbelschwinge, zum Teil aus Holz, zum Teil aus Metall, bewirkt, die diese Lemniskatenfigur beschrieb. – Der Polit gab nun auch Anregungen für abendliche Bildungsveranstaltungen. In einem Lager mit zweitausend Menschen gab es für viele Themen »Abendschullehrer«. Als Mathematik angekündigt wurde, ging ich hin. Etwa dreißig Kameraden dicht an dicht. Der behandelte Stoff war aber sehr elementar. Unwillkürlich mußte ich an die Kinderlandverschickung Dezember 1940 denken. Nach der Zusage der Schulleitung sollte es einen geregelten Unterricht geben. Die erste Mathematikstunde war aber eine Katastrophe: Eine Englischlehrerin, die unsere Klasse nicht kannte, versuchte sich in Mathematik. Ihre Kenntnisse waren im Vergleich zum Wissensstand in unserer Klasse so dürftig, daß sie nach der ersten Stunde aufgab und sich entschuldigte. Sie war im übrigen eine sehr nette junge Frau. Unser H.J.-Lagerführer, ein ebenfalls liebenswerter junger Mensch, fühlte sich sehr zu ihr hingezogen, stand kurz vor dem Abitur, wollte ihr wohl helfen. Das Ende: Wir verloren ihn und hatten ein halbes Jahr keinen Mathematikunterricht. – Nein, Mathematik für Anfänger brauchte ich nicht. Der Englischkurs war ebenfalls für Kameraden ohne jede Anfangskenntnisse. Eines Tages kam ein Lichtblick: Russisch für Anfänger und Fortgeschrittene. Fragen und Antworten. Der Kursleiter wußte, was wir wollten; aber er entgleiste. Russisch-Lektionen über Schlittschuhlaufen! »Ich laufe Schlittschuhe, Du läufst Schlittschuhe,...« Oh Gott, oh Gott. Meine Frage: »Ich bohre, Du bohrst,... , oder ich montiere, ich schweiße usw.. .« »Nein, davon verstehe ich nichts, tut mir leid.« Wir bekamen eine

junge, russische Ärztin. Das erste nette weibliche Wesen, das in unser Lager kam! Sie stellte sich für die Fragestunde im Russischkurs zur Verfügung. Mir schwante Schlimmes; ich dachte an Millstatt. Die Russischstunden wurde eingestellt. Die Begründungen kannten wir ja schon. Flucht wird durch Russischkenntnisse erleichtert. Über die Probleme zwischen einem deutschen Russischlehrer und einer russischen Ärztin mit Deutschneigungen, oder besser über die Verständigung zwischen beiden, wurde nicht gesprochen. Hatte man in Millstatt auch nicht. Man wußte sich einen Reim darauf zu machen. Das Bedauern blieb. Der Russischunterricht war eine große Hilfe für meine Arbeit in der Fabrik gewesen. Immerhin kannte ich dadurch die nette Ärztin, sie hätte bestimmt nicht gefragt: »Skolko umer?«, – und schon gar nicht geantwortet: »Warum so wenig?« Das Kulturleben im Lager begann langsam Formen anzunehmen. In einem so großen Lager fanden sich Theaterfachleute, ein Orchesterleiter, Musiker und genügend interessierte Laien. Mit der Freigabe der Kulturarbeit entwickelte sich rasch eine positivere Einstellung untereinander. Ein erster netter Sketch wurde angekündigt. Ein Sketch? Was ist das? Dies Wort war mir fremd. Rosita Serano wurde mit angekündigt. Den Namen kannte ich nicht. Wir hatten neben der Philharmonie gewohnt, nicht neben dem Friedrichstadtpalast. Voller Erwartung gingen wir hin. Die russische Lagerleitung war erschienen. Offiziere durften ihre Frauen mitbringen. Sie saßen in der ersten Reihe. Mit großem Geschick hatte man in dem »Saal« des Küchentraktes eine Bühne improvisiert; mit Vorhang! Ein Nummerngirl – das erste, das ich in meinem Leben sah – huschte mit neckischem Getue, von links nach rechts trippelnd, über die Bühne und kündigte Rosita Serano an. Der Vorhang öffnete sich. Eine rassige, dunkelhaarige Schönheit, einen roten Fächer in der Hand wedelnd, erschien. Nach kurzem, einleitenden Spiel von der Ziehharmonika, Geigen und Gitarre, legte sie mit Charme und viel Schmalz uns den »Roten Mohn« vor die Füße. Einige Kameraden bekamen feuchte Augen, wohl durch Erinnerungen an andere Zeiten: »Warum welkst Du denn schon?« Die »Capri-Fischer« folgten. Für mich alles unbekannt. Die Offiziersfrauen waren völlig hingerissen, wurden aber unruhig, als sie begriffen, daß wohl Scherz mit dem Publikum getrie-

ben wurde. Die Unruhe stieg, als ein Sketch »Nach dem Tod« (o.ä.) aufgeführt wurde. An einer Bar saßen leicht geschürzte, süß anzuschauende Mädchen. Der Barkeeper begrüßte hereintretende Gäste. Man trank, scherzte, drückte die hübschen Bardamen vertraulich. Als die Gesellschaft ausgelassen wurde, Anzughelmen fielen, die Mädchen heimlich »angefast« wurden, verwandelte sich der Barkeeper plötzlich. Wurde Hauptfeldwebel und Teufel in einem und schrie: »Schluß jetzt! Ihr seid nicht im Himmel! Ihr seid in der Hölle! Das sind keine Engel, keine Mädchen! Das sind Kriegsgefangene, junge Männer!« Empört verließen einige der Offiziersfrauen die Veranstaltung. Der Dolmetscher war sicherlich überfordert gewesen. Dann kam der Heimkehrer, der sein Hemd ausziehen mußte. Ihm wurde schließlich dabei geholfen. Endlich, nachdem mehrere Meter des Hemdschlauches über seinen Kopf gezogen waren, erschien er atemlos; von seinem Hemd befreit, bedankte er sich bei seinen Helfern. Auf die Frage: »Was ist denn das für ein Hemd?«, antwortete er: »Ein russisches!« Erstaunen: »Wir hatten so kurze in Rußland!« Mit einer Handbewegung wurde etwa in die Nähe des Bauchnabels gedeutet. »Ja, 1945! Aber jetzt! Wenn der Russe hat, dann gibt er!« Nun waren einige der Herren Offiziere leicht gekränkt. Dabei war der Scherz nett zutreffend und gut gemeint. Die Russen hatten ja selber nichts. Das Echo auf die Veranstaltung war groß und positiv. So sahen wir »großzügig« darüber hinweg, daß uns untersagt wurde, Weihnachtsfeiern zu veranstalten. Zum einen wohl aus ideologischen Gründen: »Religion ist Opium für das Volk.« Zum anderen wegen des Datums. Der Julianische, der Gregorianische Kalender. Das Gewicht der Russischorthodoxen lag wohl obendrein auf Epiphania, »Heilig Dreikönig«. Zum dritten, und vielleicht war das wirklich das Wichtigste: Wegen der wohl unvermeidlichen »Heulerei«. Gesprochen oder gemutmaßt wurde von uns darüber nicht. Wir gingen gleichmütig unserer Arbeit in der Fabrik nach. Tag ein, Tag aus. Was freie Tage bedeuten konnten, hatten wir nun selber – und nicht nur durch Bücherwissen – erfahren. Als wir am 24.12.1945 von der Arbeit zurückkamen, war es in der Baracke wohl schon ein wenig stiller als an anderen Tagen. Helmut und ich machten unseren Klimmzug an der Riesenpritsche, und

robbten dann wie gewöhnlich an unsere Plätze. Nachdem wir unsere normale Liegeposition eingenommen hatten und unseren Gedanken über die »Ungerechtigkeit der Welt« ein wenig nachhingen: »Wem hatte ich etwas getan, um in eine solche verdammte, russische Baracke als Kriegsgefangener eingesperrt zu werden? Am Heiligen Abend!«, zupfte mich ein Nachbar: »Da, in der Ecke, links vom Windfang, ist eine Krippe aufgebaut worden. Ich kletterte von meiner Pritsche und machte mich auf den Weg. Der Weg zur Krippe führte von meinem nur ca. 2 1/2 Quadratmeter »großen« Liegeplatz, der für einen Kriegsgefangenen alles in einem sein mußte: Aufenthalts«raum« und Schlafplatz ... durch den Mittelgang der Baracke. Wie Skelette in einer Katakombe waren die Kriegsgefangenen auf den Brettern der riesigen Regale dicht an dicht und übereinander eingeschichtet. Ich kam in die Mitte der Baracke. Dort war ein Bretterschlag für den »Kompanie-Chef«; sein Büro und Schlafplatz. Man bedeutete mir, ich solle mich links an dem Büro vorbeidrücken. Dort war eine Nische. Eine Ecke, die ich nicht kannte. Niemand von uns ging in der Baracke ja spazieren! Vom Liegeplatz zum Ausgang ... zum Essensempfang in den Mittelgang ... us –! Mehr Herumlaufen machte verdächtig.

So stand ich überrascht in der Nische und tatsächlich vor einer Krippe. Jesus Kind, Maria, Joseph, Ochs und Esel... Hirten. Ein kleines Bäumchen. Die Figuren waren klein; die größte vielleicht acht Zentimeter hoch. Sie wirkten ein wenig unscheinbar und wenig modelliert. Wie von Kinderhand gebastelt. Eine merkwürdige bräunliche Färbung und die zum Teil porige Oberfläche verrietten, daß die Figuren nicht aus Holz geschnitzt sein konnten. Zwei Kame-raden, die mich aus der Fabrik kannten, standen neben der kleinen Krippe. »Schön? Ein wenig Weihnachten«, sprach mich einer der beiden an. »Haben wir aus unserem Brotstück geknetet.« Tränen schossen mir in die Augen. Bei dem Hunger! Brot für das Jesus-kind geopfert! Damit es Weihnachten wird. Auch in Rußland bei den Kriegsgefangenen. Die Kehle war mir zugeschnürt. So nickte ich nur zustimmend. Meine feuchten Augen deuteten die beiden dankbar als Beifall für die künstlerische Leistung. Ich ging langsam zu meinem Schlafplatz; machte meinen Klimmzug; ging in die »Hori-

zontale« und sprach an diesem »Heiligen Abend« kein Wort mehr. Meine Gedanken wanderten zurück. Kriegsweihnacht 1943. Mein Vater hatte mich mitgenommen in das Lazarus-Krankenhaus. Im Rahmen der kleinen Andacht sang der Schwestern-Chor ein mir nicht bekanntes Lied mit einer sehr schönen Melodie. Der Refrain hatte mich damals sehr angerührt: ».. weißt nicht, was Dein wartet, weißt nichts von der Not, dem Bösen der Welt, das Dir bringe den Tod.« Was wartete auf uns?

Weihnachten ging ohne Zwischenfall vorüber; auch Sylvester. Ein Jahr zuvor hatte mein Vater, als er in der Sakristei war, um sich für die Sylvesterandacht umzukleiden, die Nachricht erhalten, daß sein ältester Sohn, mein Bruder Peter, gefallen war. Entlastungsoffensive in der Eifel. Mein Vater hielt die Andacht. Woher nahm er die Kraft? Nach der Andacht küßte ich meinen Vater, der noch im schwarzen Talar war, umarmte meine Mutter und fuhr mit Umsteigen von Bus zu Bahn, schließlich unter Lebensgefahr außen an einer Straßenbahn hängend, mit dem was eben gerade noch oder im Augenblick zufällig wieder nach Spandau führte, zur Baseler Kaserne am Askanier-Ring zurück; ich hatte ein paar Stunden Urlaub bekommen. Gerade im rechten Augenblick, um etwas Trost für meine Eltern zu sein. Sigmund, mein anderthalb Jahre älterer Bruder, war in Ostpreußen; eingeschlossen! Lebte er noch? So war ich als der Jüngste der drei Brüder lebend bei den Eltern, als die Todesnachricht vom Ältesten überbracht wurde. Unser entgegenkommender Postbote, der mir auch beim Gestellungsbefehl geholfen hatte, war zur Abendandacht gekommen und hatte die Post für meinen Vater mitgebracht. Stehend öffnete mein Vater den bräunlichen Umschlag mit dem schwarzen Aufdruck. Gemeinsam lasen wir: »Weil Ihr Sohn noch so ein liebes, kindliches Gesicht hatte, habe ich Ihnen geschrieben. Er hat in der Todesstunde nicht gelitten. Eine Granate in der Nähe. Wegen der vielen Gefallenen habe ich als Gräberoffizier in diesem Abschnitt kaum noch Zeit, die Eltern anzuschreiben. Mein tiefes Beileid.«

Die Weihnachtstage und Sylvester waren ohne Besonderheiten verlaufen.; die tägliche Arbeit wurde – Gott sei Dank – nicht unterbrochen. Der Schock der freien Tage zu Ehren der Oktoberrevolution saß mir noch in den Knochen, und doch, es hatte sich noch etwas

verändert. Erst vereinzelt, dann in Gruppen, tauchten Kameraden auf mit »Stop-Schildern«, wie ich die benähten Knöpfe auf der Brusttasche boshaft nannte. Parteiabzeichen? Nein: Rot/weiß/rot. Was soll das? Die Landes(?)-Farben Österreichs? Ja! »Unsere Ostmärker« hatten entdeckt, daß es vorteilhaft war, nicht mehr zum »Groß-Deutschen-Reich« zu gehören. Als ich darüber witzelte, war man leicht beleidigt, argumentierte lebhaft. Ich berichtete von meinem Erlebnis am 30. Januar 1941 in Millstatt am See in Kärnten. Mehr aus Ulk hatten wir einen Fackelzug (!) (und das mitten im Krieg, trotz Verdunkelung) veranstaltet. Mitten durch den Ort marschierten wir Kinderlandverschickten, vom Friedrich Wilhelms- und Prinz Heinrich Gymnasium-Verschleppten, wie wir uns scherzhaft nannten, das Kürzel KLV verspottend, und sangen die wohlbekanntenen »Kampflieder«. »Wir werden weitermarschieren, bis alles in Scherben fällt.« »Eine Fahne flattert uns voran... .« Zu unserer Überraschung gab es keinen Ärger, wir wurden nicht zurückgepiffen, nein, wir bekamen lebhaften Beifall. Man drängte an Fenster und Balkone, bildete auf der Straße förmlich ein Spalier für uns. Das Schönste war der nächste Morgen: Eine Ortsvertretung bedankte sich bei unserer Lagerleitung, und gab eine Liste mit Namen ab von Gasteltern. Die Gasteltern luden uns ein, einzeln oder in kleinen Gruppen, zu einem Nachmittagskaffee. Die Gasteltern, zu denen ich kam, kannte ich schon. Sie hatten mir alte Ski geliehen, reizende Leute, die mir später tatsächlich halfen, etwas Geborgenheit zu finden, als ich Ärger im Lager hatte. Bei dem Nachmittagskaffee erzählten sie: »Und wir waren ja so gerührt von Eurem Fackelzug; es war fast so schön wie bei unserem Anschluß an's Altreich 1938.« Der dressierte Hund wurde uns vorgeführt: Ein Leckerbissen auf die Nase gelegt und dazu gesagt: »Das ist von Schuschnigg.« Der Hund blieb unbeweglich. Dann, nach einer halben Minute wurde ihm mitgeteilt: »Das ist von Hitler!« Sofort warf der Hund die Nase hoch, der Leckerbissen flog in die Luft, wurde aufgefangen und aufgefressen. Die Schau, heute Show, war beeindruckend; für mich vor allem, weil ich ja bereits seit Jahren – seit 1934 – Vorbehalte hatte. Meine Kriegsgefangenenkameraden waren leicht betreten. Vorsichtig wurde »Na ja« gesagt und: »Wir müssen schließlich sehen, wo

wir bleiben, oder wie wir besser wegkommen.« Österreich wird einen Separatfrieden bekommen: »Schließlich seid's Ihr bei uns 1938 einmarschiert.« Nun, es hatte keinen Wert, darüber zu polemisieren, man gab ohne weiteres zu, daß die Gebirgsjäger die Eliteeinheiten waren – auch in Norwegen –. Aber die Separierung war eingeleitet. Nach den »Stop-Schildern« kamen aufgestickte Ortsnamen: Recklinghausen, Solingen, Köln,... . Man war nicht mehr einfach Deutscher, man fühlte sich als zum Ruhr-Pott gehörig, oder war Westfale und, und, und. Ich konnte nur staunen. Gottlob schadete es bei der Zusammenarbeit nicht; noch hielt man zusammen. Die Russen fingen aber an, deutlich die Österreicher zu pussieren. Die Ungarn hielten ohnehin zusammen; sie gingen gemeinsam ausschließlich in die Ziegelei. Der Winter ging langsam vorüber. Wir staunten über die riesigen Straßenpflüge, die Ordnung in der Schneewüste schafften. Ohne größere Schwierigkeiten marschiereten wir mit unserer Kolonne auf den glattgehobelten Schneestraßen zur Fabrik. Meine Arbeit verlief ruhig, aber interessant, zwischen Nagelmaschine, Schraubstock, kleineren Reparaturen – Kreidemühlen, auch eine Kartoffelschälmaschine, wo es kaum Kartoffeln gab!, mit rotierendem Boden – und den Vorbereitungen für das Sägegatter. Morgens achteten wir auf die Schornsteine des Kraftwerkes, und waren beruhigt, wenn mehr als ein Schlot rauchte; wir würden elektrischen Strom haben, würden arbeiten können, würden keine »Schwarzarbeit«, wie man die von Ungelernten, Nicht-Spezialisten erledigbaren Arbeiten nannte, machen müssen. Aber eines Morgens, als wir beim Loschkin ankamen – alle Schornsteine hatten geraucht! – wurde angeordnet: »Werkzeug nicht auspacken, alle Arbeit liegen lassen, Elektromotoren vom Boden abschrauben, auf die Werk-tische stellen, alles vom Boden nehmen, in etwa einem halben Meter Höhe Bohlen auf Sockel legen. Vom Flur durch die Werkstatt, vor den Werk-tischen, die Bohlen untereinander verbinden!« Was sollte das? Nun, wir waren durch Kommiß und Russen bereits soweit zur Geduld mit Vorgesetzten erzogen, daß wir, ohne zu diskutieren, die gewünschte »Arbeit« erledigten. Am Abend begutachteten Loschkin und Babuschkin die ganze Verrücktheit und wir marschierten in's Lager zurück.

Als wir am nächsten Tag morgens zur BMK marschierten, die Sonne glänzte auf der weißen Schneedecke, hörten wir ein merkwürdiges, plätscherndes Geräusch. Am Fuß der Anhöhe, von der wir heruntermarschierten, rief einer der Kameraden aufgeregt: »Schaut mal rüber zu den Bahngleisen! Da, ja, da rechts. Da läuft unter dem Schnee Wasser aus dem Berg! Auch Du Scheiße! Ein ganzer Wasserfall! Direkt in »unsere« Fabrik!« Das Schauspiel war perfekt: Ein Kaskaden-Wasserfall. Im nächsten Augenblick war uns klar, was mit der merkwürdigen Anordnung erreicht werden sollte: Minimierung von Wasserschäden. Gespannt marschierten wir weiter. Man ließ uns durch das weiter vorn gelegene Fabriktor ein. Die Kolonne löste sich auf. Wir liefen zu Loschkin. Die Werkstatt lag etwas tiefer, als das Kesselbaugelände. Vor dem Eingang stand Wasser. Bretter und Bohlen waren nun auch dort gelegt. Trockenen Fußes kamen wir in den Flur, Meister Loschkin stand in der offenen Tür seines Büros. Er strahlte und kam mit uns mit zur Werkstatt, blieb dann stehen und zeigte: Wasser. Mindestens dreißig Zentimeter hoch: Wasser. Mittels des Dolmetschers erklärte er uns: »Das Wasser wird noch steigen. Vielleicht doppelt so hoch. Nach vierzehn Tagen ist es wieder fort. Was runtergefallen ist, könnt Ihr dann wieder ohne Schwierigkeiten aufheben. Und nun viel Spaß bei der Arbeit!« Loschkin konnte sich in dem Gefühl uns überrascht und so tolle Vorsorgemaßnahmen getroffen zu haben. Tatsächlich waren wir, wenn auch mit sehr mäßigem Wirkungsgrad, imstande, verschiedene Arbeiten durchzuführen. Ein circa zwanzig Zentimeter langes Metallmaß, das ich mir für das Ausmessen von Sacklöchern etc. aus Messing angefertigt hatte, fiel mir aus der Hand. Glänzte goldgelb auf dem Werkstattboden durch das Wasser. Geduldig wartete ich vierzehn Tage. Tatsächlich verschwand das Wasser nach etwa zwei Wochen; nur durch die Ritzen des Werkstattbodens sah man noch gelegentlich das Glitzern der Wasseroberfläche. Wir ahnten, daß sich dieses Naturereignis Jahr für Jahr wiederholen würde. Nachdem das Wasser aus der Werkstatt fort war, stand das Wasser auf der Straße. Es war eine Katastrophe. Bei unserer Schuhbekleidung. Kameraden, die zu einer weiter entfernten Arbeitsstelle, genannt »Dom«-Hausbau, mußten, wurden jetzt mit einem amerikanischen LKW, einem

Studebaker gefahren. Ein wenig beneideten wir sie darum; aber, wie sah wohl deren Arbeitsstelle aus? Bei der Torausfahrt – im Lager war die Straße mit Baumstammabschnitten gepflastert – brach ein LKW aus der Schlammspur. Erwischte dabei ein russisches Kind mit den Vorderrädern. LKW-Fahrer und Wachoffizier stürzten herbei. Zerrten das Kind aus dem Schlamm. Dem Offizier blieb dabei der Stiefel im Schlamm stecken. »Verdammt Scheißdreck!« Er fädelt seinen Fuß in den Stiefel und brachte den Stiefel wieder aus dem Schlamm. Das Kind, Dreck verschmiert, war völlig still. Entsetzt starrten wir den Offizier an. »Tot, Umer!«, schrie er. Wütend drückte er der Mutter, die sich vorsichtig näherte, das tote Kind in den Arm. Die Frau schrie auf, stieß Verwünschungen aus, versuchte den Uniformrock, den sie mit dem Kind zu fassen gekriegt hatte, festzuhalten. Der Offizier riß sich los und brüllte: »Verdammt noch mal. Paß auf Dein Kind besser auf. Was hat das hier vor dem Lager-tor zu suchen!« Die Frau war wie von Sinnen. Sie stürzte, das tote Kind ihm anklagend entgegenstreckend, auf ihn zu und schrie wie wahnsinnig. Der Offizier streckte sich. Nahm Haltung an. Machte eine Handbewegung zu dem Haus, aus dem die Frau gekommen war: »Schluß jetzt! Is> passiert. Nicht gut, aber ist vorbei. Tut uns allen leid!« Dann holte er tief Luf und sagte laut, breit und sehr deutlich: »Hör auf zu jammern, in der Zeit, die Du hier zeterst, hättest Du Dir längst ein neues machen lassen können! Hau jetzt ab!« Die Mutter drückte ihr totes Kind an die Brust und ging zum Haus. Der LKW wurde angelassen, ein wenig angeschoben, fuhr weg. Unsere Kolonne konnte weiter marschieren. Nitschewo – war nichts. Über den Vorfall wurde nicht weiter gesprochen. Sorgen hatten schließlich alle. Man sprach ja auch nicht über die Kameraden, die starben. Wir überstanden die Schneeschmelze und den Schlamm auf den Straßen. Wieder bewunderten wir die Wirkung des Straßenpflugs, der mit seinem schmalen, mehrere Meter langem Schieber, die Straßenoberfläche glatthobelt. Aber der Schlamm ging mir auf die Nerven. Bei der Fußbekleidung! Von Schuhen konnte bei mir schon lange nicht mehr die Rede sein. Als wir abends in unsere Baracke kamen, drehte ich kurzzeitig durch. Ich riß mir die verdreckten Klammotten vom Leib, schmiß sie von meinem Liegeplatz in den Gang

und schrie: »Schluß mit dem Scheiß! Mit mir nicht mehr. Das mache ich nicht mehr mit!« Helmut Rindelman blieb ganz ruhig; hievte sich von unserer »Menschen-Palette« in den Mittelgang, sammelte meine Klamotten auf, machte den berühmten Klimmzug und krabbelte auf seinen Liegeplatz, meine Jacke und die Hose zusammengeknüllt vor sich herschiebend. Dann drehte er sich in die Liegeposition und drückte das Bündel, das er mit beiden Armen hielt, auf seinen Brustkorb. Ich hatte nur ein irrsinnig kurzes Hemd an und die Leinenunterhosen mit den Schnürbändern. Nach kurzer Zeit begann ich vor Kälte zu bibbern. Tränen liefen aus den Augen. Helmut schob mir meine Sachen rüber; ich zog mich wortlos an. Es war mir nicht peinlich, daß ich durchgedreht hatte. Murmelte einen Dank zu Helmut, als ich mit der Prozedur des Anziehens in der Enge fertig war und fügte – bereits wieder mit meinem Galgenhumor gestärkt – hinzu: »Is« schon besser, in denselben Klamotten zu arbeiten und zu schlafen. Diese gymnastischen Übungen des Aus- und Anziehens sind schon ganz schön anstrengend.« Helmut ging nicht ganz darauf ein, erwähnte auch meinen Nervenzusammenbruch nicht, sondern machte mir klar: »Ganz schön leichtsinnig! Was hättest Du gemacht, wenn einer Deine Klamotten geklaut hätte? So was läßt sich auf dem Basar gut verkaufen!« Er hatte recht; ich war so froh, wenigstens eine warme Wattejacke- und Hose bekommen zu haben. Nur nicht durchdrehen!

Bald wurde es ein wenig Frühjahr und die Straßen wieder gut begehbar. Von unserer Loschkinmannschaft waren alle »gut« über den Winter gekommen; es hatte keine Ausfälle gegeben. Nasen und Ohren waren trotz der irren Kälte – bis minus vierzig Grad – dran geblieben. Keiner von uns hatte erfrorene Füße oder Zehen verloren. Durch das Arbeiten und Schlafen in denselben Sachen hatte es Ölflegmonen gegeben. Helmut und ich paßten immer sehr auf, daß unsere Sachen nicht mit Fett oder Öl verschmiert wurden. So atmeten wir auf. Ich freute mich, daß meine Nagelmaschine gut klappte. Die Tagesausbeute lag jetzt teilweise bei über zweihundert Kilo Nägeln. Manchmal kamen Interessenten. Meister Loschkin ließ dann aus der Blechkiste, die unter der Maschine stand, zur Ansicht Nägel reichen, die er dann dem Besucher übergab. Die Kiste, in die

die Nägel fielen, war schlecht zugänglich. Das große Schwungrad, der breite Flachriemen der Transmission, machten es gefährlich, sich zu bücken und in die Kiste zu greifen. Die Maschine abstellen, kam nicht in Frage. Mein treuer Helfer bückte sich stets eifertig und präsentierte die Musternägel für den Gast. Beifällig wurden die Nägel gemustert, und ich bekam ein freundliches Kopfnicken, ein kleines Lob: Das Rautenmuster am Nagelkopf sei gut geprägt, der Kopf rund ausgefüllt, die Spitze scharf, die »Bärte« sauber abgetrennt. Mir kam das ein wenig merkwürdig vor. Schließlich kämpfte ich immer mit der Maschine und den Maschinenwerkzeugen, Meißel und Hammer, um diese Qualitätsmerkmale. Nur selten waren die Nägel so perfekt. Walter lächelte schlaue, als ich ihn fragte: »Nun, immer wenn Du die Maschine neu einstellst, die Werkzeuge wechselst, neue Messer und Meißel einsetzt, drehe ich ja auch an dem großen Schwungrad für Dich die Maschine von Hand durch. Die Nägel gebe ich Dir dann und Du korrigierst die Einstellung.« »Ja sicher! Und dabei hast Du mir einmal fast meinen Finger zerquetscht (man sieht noch heute an der Hand die Folgen des Unfalles), aber was hast Du damit zu tun?« Walter drückte sich ein bißchen, dann sagte er: »Ich weiß, Du magst das nicht. Also, ich hebe diese Musternägel immer auf. Kommt Herr Loschkin mit einem Besucher, nehme ich diese Nägel in die Hand. Bücke mich, fasse in die Kiste. Na ja, und dann gebe ich dem Loschkin die Musternägel – nicht die aus der Kiste.« Ich schnaufte und staunte: »Oh Gott, und ich dachte, Potemkin war ein Russe.« Walter sagte mir: »Na und; was die können, das können wir schon lange.«

Eines schönen Tages, draußen war jetzt bereits wunderschöne Frühlingssonne, kam Meister Loschkin zu mir an die Nagelmaschine, strahlte, faßte mich wie ein Kind an den Ärmeln, und zog mich, ohne ein Wort zu reden, vor die Werkstatt: »Da!«, sagte er. »Muß fertig sein bis 1. Mai! Alles andere nitschewo!« Da stand vormontiert das große Sägegatter! Die kräftige Kurbelwelle, dick wie der Arm eines Rummelboxers, war bereits in den Weißmetallagern. Das Gatter – ohne Sägeblätter – war eingesetzt. Die Pleuelstangen fehlten noch. Irgendwie war ich von seiner Hochstimmung angesteckt. Der Dolmetscher, der häufig durch's Werk schlenderte, meist

da war, wenn er gebraucht wurde, tauchte auf. Loschkin winkte ihn heran. Erzählte ihm etwas; die Worte sprudelten nur so heraus. Jetzt war Loschkin fertig, der Dolmetscher fing an, zusammenfassend zu übersetzen. Loschkin schaute unverwandt in mein Gesicht, meine Reaktion beobachtend: »Das Sägegatter ist, wie Du weißt, ein absolutes Prestige-Projekt, für Baumstämme mit einem Durchmesser von vierzig Zentimeter bis zu einem halben Meter, gibt es in der ganzen Gegend kein Gatter. Das Gatter muß am 1. Mai vorführbereit sein. Du bist dafür verantwortlich; alles andere ist gegenüber dem Gatter unwichtig. Du mußt alles, aber auch alles, daran setzen, daß das Ding läuft. Die Details fehlen. Zum Beispiel der Vorschub! Du kannst improvisieren. Mach, was Du willst. Werde aber fertig! Loschkin wird dafür sorgen, daß ein kleines Gleis gelegt wird, Wägelchen herkommen, einige dicke Baumstämme. In seinem Büro liegt die »Hütte«, Taschenbuch für Ingenieure, Du kannst es benutzen und nachschlagen. Aber werde fertig zum 1. Mai!«

Über das Sägegatter vergaß ich für Stunden und Tage während der Arbeit, die Gefangenschaft, die bedrückende Enge im Lager, den Hunger und die Ungewißheit, wie es meinen Eltern, meinem Bruder geht, und mein Schreibverbot. Aber nicht nur ich, auch Oskar und Kamerad Fußangel, waren nach wie vor voller Begeisterung für dieses interessante Projekt. Loschkin saß nun noch häufiger auf dem Treppchen vor der Werkstatt, und beobachtete den Fortgang der Arbeit. Mit Schrecken stellte ich fest, daß die Pleuelstangen viel zu lang waren. Das Gatter stand im oberen Totpunkt, die massive Kurbelwelle im unteren, nichts bewegte sich. Ich baute die Pleuelstangen wieder aus. Gerade war ich dabei, ein entsprechendes Stück aus der Mitte einer der beiden Stangen herauszuschneiden. Winkeleisen lagen bereit, um die Teile wieder anzuschäften. Ein Schweißer stand schon neben mir. Da kam Loschkin angestürzt: »Njet; Njet!« Er hatte begriffen, daß die Stangen zu lang waren, und wie ich das korrigieren wollte. Er lächelte freundlich, nahm mich mit den fast zwei Meter langen Pleuelstangen in's Schlepptau und ging zur Schmiede. Unterwegs trafen wir wieder auf unseren unermüdlich herumtrabenden Pirewotschek, den Dolmetscher. So erfuhr ich, worum es Meister Loschkin ging: »Also, Loschkin meint: Du improvisierst bereits

so geschickt wie ein Russe – das ist meiner Ansicht nach, ein hohes Lob für Dich – aber hier, in diesem Fall, kann man das so elegant machen, daß später niemand mehr etwas von dem Fehler des Konstrukteurs merkt.« Meine Frage: »Und wie?«, beantwortete Loschkin mit einem hintergründigen Lächeln. Er machte eine Handbewegung und sagte: »Poschli.« Wir gingen gespannt mit ihm mit. In der Schmiede winkte er zwei Männer herbei. Ließ je ein Ende der beiden Stangen in das Feuer legen. Fragte mich: »Wie lang müssen die Stangen werden?« Ließ dann mit Schrotmeißel und Vorschlaghammer die Enden aufspalten, umlegen, breitschlagen in Form, und auf Maß bringen. Einzige Orientierung: Die beiden »guten« Enden und das lange Stahlbandmaß. Loschkin war zufrieden, ließ das Material im Wasser abschrecken und trabte mit uns in die Maschinenhalle. Sorgte dafür, daß eine Fräsbank frei gemacht wurde, ließ die Enden sauber überfräsen. Voller Stolz ließ er mir die Pleuelstangen in die Hand drücken. »Die Löcher für die Lage bohrst Du aber lieber selber, sonst geht doch noch was schief.« Beeindruckt begleitete ich ihn zurück zu seinem Treppchen. Er drehte sich seine Mahorka-Zigarette, ich bohrte die Löcher in die Pleuelstangen. Die Lager waren rasch montiert, die Pleuelstangen ließen sich gut einsetzen. Nun ließ sich über das Antriebsrad das Gatter bereits auf- und abbewegen. In Null-Komma-Nichts ließ Loschkin mitten auf dem Hof vor seiner Werkstatt einen kräftigen Elektromotor aufstellen und anschließen. Ein circa vierzehn Meter langer Treibriemen wurde gebraucht. Der »Riemenflicker« fügte ihn zusammen. Vorsichtig ließen wir das Gatter anlaufen. Jetzt auf vollen Touren. Das linke Kurbelwellenlager wurde kochend heiß. Das Lager, ein Weißmetalllager, war verpfuscht worden; bei der Vormontage hatte jemand ein dünnes Blech zwischen die Lagerschalhälften geschoben. Das Blech war mir entgegengefallen, als ich die Pleuel montierte. Verärgert hatte ich es entfernt, das obere Lager nachgeschabt und genauer ausgerichtet. Nun wurde es heiß. Blitzschnell entschloß ich mich: Neues Blech dazwischen, auch pfuschen, aber perfekt. Das Blech darf nicht herausfallen. Nach einiger Zeit würde man es ohnehin entfernen können. Das untere Lager verschleißt schneller als das obere, dann ist die Passung in Ordnung. Nur keine Zeit durch dogmatische Pedanterie

verlieren. Loschkin, auf dem Treppchen sitzend, sah zu, sagte kein Wort. Konnte er Gedanken lesen? Auf jeden Fall machte er offenbar beim Improvisieren noch mehr Unterschiede, als ich bereits bei den Pleuelstangen erlebt hatte. Wieder hatte ich dazugelernt: Kümmere Dich um den Pfusch anderer nur, wenn unbedingt nötig. Ich hätte das Blech gleich zwischen den Lagerhälften lassen können.

Jetzt kam der eigentliche, schwierige, kreative Teil: Der Vorschub für den riesigen Baumstamm. Oskar hatte bei seinem Besuch das Sägegatter skizziert, grob die Maße ermittelt, aber offenbar diese wichtigen Teile des Antriebes für die gezahnten Vorschubwalzen übersehen. Ohne lange zu zögern, ließ ich ein exzentergetriebenes Stößelsystem mit Sperrzahnrad anfertigen. Dazu eine Reibkupplung mit zwei Stahlscheiben, groß wie Schallplatten. Zwischen diesen beiden Scheiben eine dritte aus dem Kupplungsbelagmaterial Bremsit (wo stammte das nur her?). Auf eine der Stahlscheiben wurden kurze Rohrstücke als Gehäuse für Ventildfedern aufgeschweißt. Um Zeit zu sparen: Standardmuttern aufgesetzt, angeschweißt. Sechskantschrauben zum Zusammenpressen der Ventildfedern – zwischen Stößelantrieb und Vorschubwalzen war nun eine einstellbare Kupplung. Loschkin strahlte; ich war selber ganz hin- und hergerissen von meiner eigenen Improvisationskunst. Jetzt konnte der erste Baumstamm kommen. Er kam! Wurde auf die bereitgestellten Wägelchen gehievt. Sechs, sieben Meter lang, fast einen halben Meter dick! Nagelneue Sägeblätter für das Gatter waren bereitgehalten. Aus Angst vor Diebstahl – was für tolle Messer hätte man aus dem edlen Stahl für den Basar heimlich herstellen können – waren die Sägen sicher im Magazin verwahrt worden. Nachdem das Gatter mit den Sägen bestückt war, konnte es losgehen: Erster Probe- lauf! Der Elektromotor jaulte leicht auf, der lange, breite Riemen klatschte, das Antriebsrad begann sich zu drehen, das Gatter mit den beiden blitzenden Sägen bewegte sich auf und nieder, der Baumstamm, durch die Walzen getrieben, schob sich langsam an die Gattersäge heran. Jetzt berührte die Stirnseite des Stammes die Zähne der Sägeblätter und ...der Baumstamm pendelte im Rhythmus des Auf und Nieder des Gatters hin und her, in der Horizontalen. Meine Aufregung, mein Hochgefühl wichen tiefer Enttäuschung. »Was ist

los?« »Stot a koi?«, rief mich Loschkin in die Gegenwart zurück. Wahrscheinlich war ich leichenblass geworden, und starrte, bewegungslos stehend, auf das Gatter, das nicht sägen wollte. Der allgegenwärtige Dolmetscher, von der Neugierde getrieben, stand bereits neben mir: »Nun, was soll ich ihm sagen?« Schlagartig kam es mir: »Die Sägeblätter sind nicht geschränkt worden! Das ist es! Als ich in Uwa im Wald war, gab es dasselbe Theater. Sag ihm: Die Zähne müssen abwechselnd nach rechts und links gestellt werden. »Geschränkt« auf Deutsch. Ich kann das nicht. Schon gar nicht bei so starken Blättern. Frag ihn, ob Du nach jemandem suchen sollst, der das kann. Einem Waldmenschen, sozusagen. Ich fange schon an, die Sägen aus dem Gatter auszubauen!« Der Pirewotschik erklärte Loschkin meinen »Verdacht«, während ich aufgeregt die Blätter aus dem Gatter ausbaute. Bemüht, mir an den scharfen Zähnen, die den Baumstamm nicht »fressen« wollten, nicht meine Handschuhe oder Hände zu zerfetzen. Die Sägeblätter hatten ja fast meine Größe. Loschkin spuckte, wie es sich in solchem Falle gehörte, im hohen Bogen, schickte ein »Jup twoiumat« nach, einen Fluch, der im zivilisierten Moskau bei Strafe verboten war, und nickte zustimmend. Der Dolmetscher sauste los. Als ich die Blätter ausgebaut hatte, waren Spezialisten zum Schränken der Zähne bereits da. Am nächsten Tag, die geschränkten Blätter hatte ich wieder eingebaut, ein neuer Versuch. Ich war nicht mehr ganz so aufgeregt, als das Gatter zu laufen anfang, aber doch bestürzt, daß die Sägen immer noch keine Anstalten machten, sich in den Baumstamm hineinzufressen. Der Stamm pendelte wieder im Takt des Gatters hin und her. Ein paar Holzspäne – mehr nicht. Loschkin winkte enttäuscht ab. Der Motor wurde abgeschaltet. Als ich Loschkin fragend anschaute, gab er mir zu verstehen, daß ich mit in sein Büro kommen sollte. Dort reichte er mir wortlos die »Hütte«, des Ingenieurs Taschenbuch. Das gewichtige, ledergebundene Buch stammte aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Gewiß, er hatte mir die Benutzung der »Hütte« bereits vor Beginn meiner Arbeit am Gatter angeboten; aber was sollte das. Nun nahm ich reumütig die alte Schwarte. Klappte sie auf und zu. Loschkin bot mir einen Stuhl an, – wann hatte er wohl zuletzt jemandem einen Stuhl angeboten? –, und verließ sein Büro.

Überrascht fand ich Hinweise zum Thema »Sägen von Holz« und eine kleine Tabelle mit Angaben zum sogenannten Anstellwinkel in Abhängigkeit von den Holzarten! Das war's! Da hätte ich auch von allein <drauf kommen können: Man setzt ja die Säge nie flach auf das zu schneidende Werkstück! Na gut, jetzt wußte ich sogar, welcher Winkel für welche Holzart! Die »Hütte« ließ ich aufgeschlagen auf dem Tisch liegen, und ging zum Gatter. Nach einiger Zeit hatte ich die Blätter in den beabsichtigten Winkel stellen können; ich ließ den Motor laufen. Der Baumstamm schob gegen die Säge, nun hielt ich die Luft an. Tatsächlich: Mit größter Selbstverständlichkeit fraßen sich nun die Sägen, fleißig spanend, in den Baumstamm hinein, und ließen dabei kräftige Bretter entstehen. Erleichtert schaltete ich den Motor aus und holte Meister Loschkin; ich brauchte nichts zu sagen. Er sah mir an, daß ich jetzt Erfolg gehabt hatte. Jetzt standen wir beide ohne Publikum vor der Gattersäge, zwei vergebliche Stapelläufe waren wohl zuviel für die Schaulustigen gewesen, und genossen das »Wunder«. Loschkin klopfte mir kräftig die Schultern: »Karascho! Am 1. Mai Du vorführen!«

Tatsächlich, der 1. Mai kam, und zusammen mit einigen wenigen Kameraden, die auch einen Spezialauftrag zu erfüllen hatten, gingen wir mit einem Posten zur Fabrik. Die anderen hatten frei und »Märchenstunde« beim Politkommissar. Auf dem Hof vor Loschkin's Werkstatt war alles für den großen Augenblick sauber und ordentlich hergerichtet; ich wartete. Die Witterung war nicht so besonders – vor einem Jahr – ja, ist das erst ein Jahr her? Am 1. Mai, Tag nach der Gefangennahme in Berlin – war strahlend schönes Wetter – mir wurde leicht schwindelig bei den aufkommenden Gedanken – Nein! Nicht <dran denken! Du lebst, hast überlebt, hast einen prima Chef in Meister Loschkin und interessante Arbeit. Loschkin mag Dich sogar. Vergiß alles andere!

Ich nahm mich zusammen. Versuchte nur an heute zu denken, und daß es eine Auszeichnung war, der Kommission das Gatter vorzuführen. Die Herren kamen. Unser »Natschalnik«, Meister Loschkin und Babuschkin führten die etwa zehnköpfige Gruppe. Auf den entsprechenden Wink hin, ließ ich das Gatter anlaufen. Die Gattersäge zeigte sich von der besten Seite; alles klappte tadellos. Loschkin

nickte mir zu; ich schaltete den Motor aus, ging wieder zum Gatter. In der Aufregung hatte ich mich an der rechten Hand verletzt, ich trug an diesem Tag entgegen der Sicherheitsvorschrift keine Handschuhe. Die Hand blutete heftig, schmerzte aber nicht. So hatte ich den kleinen Unfall gar nicht bemerkt. Loschkin wollte, daß ich noch »meinen« Rutschkupplungs- und Vorschubmechanismus genauer zeigte. Der Dolmetscher war diskret im Hintergrund geblieben und kam nun näher. Als ich meine Hand hob, um den Mechanismus zu erläutern, blutete meine Hand so stark, daß Blut auf die Maschine floß. Ich sah das Blut, fuhr aber unbeirrt mit meinen Erläuterungen fort. Babuschkin deutete auf die Blutspur, spuckte aus, und fluchte: »Pfui Teufel, deutsches Blut auf einer russischen Maschine!« Der Ärger schoß in mir hoch, und ohne eine Sekunde zu zögern, fügte ich hinzu: »Ja, richtig. Auf einer russischen Maschine, von deutschen Kriegsgefangenen konstruiert und gebaut!« Blitzschnell ergänzte der clevere Dolmetscher: »Als Zeichen der Wiedergutmachung.« »Amen«, dachte ich, »Du schlauer Fuchs. »Amen«, hast Du noch vergessen.« Aber ich mußte bei allem Ärger über seine Geistesgegenwart grinsen. Mein Grinsen wurde wohl als Zustimmung zu seiner Erklärung gewertet, so nickten die Herren der Kommission beifällig. Es gab keine Peinlichkeit. Man lobte die Arbeit. Loschkin strahlte, klopfte mir auf die Schulter. »Danke!«. Etwas verloren stand ich auf dem Fabrikhof, nachdem die Kommission diesen Teil des Werkes verlassen hatte, über die Straße gegangen und in dem Holzhaus des Natschalnik verschwunden war. Ich stand ganz alleine vor Loschkin's Werkstatt. Niemand war in meiner Nähe. Wann hatte ich zum letztenmal ganz alleine sein können? Müssen? Dürfen? August 1944 – in Jeserig und Derwitz bei Potsdam. Zwischen Entlassung vom RAD und Eintritt in die Wehrmacht. Zwei, drei geschenkte Sonnentage. Fast wäre ich beim Schwimmen im See ertrunken. Über meinen Leichtsinn hatte ich nichts erzählt. Es war nicht nötig, die Eltern zu beunruhigen, ich neigte nicht zum Leichtsinn. Aber jetzt eben? Meine spontane Antwort auf Babuschkin's Reaktion, als mein Blut auf das Sägegatter tropfte? Überflüssig? Nein, ich hatte auch auf der Gebietsführerschule in Glöwen Ostern 1944 meine Meinung gesagt; als Frage verpackt: »Was ist das für

eine Idee Adolf Hitlers, die marschiert?« Der Schulungsleiter hatte mich angeschaut, vielleicht hatte sein Mund sich ein wenig zum Grinsen verzogen, und etwa: »Das würde hier wohl zu weit führen«, geantwortet. Ich hatte Glück gehabt. Was hatte mir der Politikkommissar geraten, damit ich meine Eltern wiedersehe. Nein, nicht leichtsinnig, nicht zu impulsiv sein.

Das lag nicht lange zurück. Wir hatten einen Jugendvertreter wählen sollen. Man hatte mich zum Delegierten der BMK bestimmt. Das überraschte mich ziemlich; ich war ja nun wirklich der Jüngste. Aber ich nahm an. Der Kommissar stellte die Bewerber vor. Schärfte uns ein, daß wir uns in Demokratie üben sollten. Mit unserem Urteil nicht hinter den Berg halten müßten. Schließlich blieben noch zwei Bewerber in der engeren Wahl. Beide schilderten kurz, was sie als Jugendvertreter im Lager für uns tun wollten, sprachen von ihrer Vergangenheit und über ihre Zukunftsvorstellungen. Der eine der beiden Kameraden erläuterte kurz seinen bisherigen Lebensweg: Schule, H.J., Wehrmacht, ROB, Fahnenjunkeruffz., Gefangennahme... Berufsziel: Architekt. Nun kam der andere Kamerad an die Reihe: Mein Ziel ist der Arztberuf; ich möchte in Bergarbeiterdörfern tätig sein. Unterdrückten helfen... In der HJ war ich nie. Zum Wehrdienst habe ich mich zwar freiwillig gemeldet, aber ...

Die Vorträge der beiden Kandidaten waren beendet. Das Für und Wider unter den Delegierten abgewogen. Man neigte zu dem »Bergarbeiterarzt«. Mir war das alles ein wenig zu opportunistisch erschienen, so meldete ich mich, sagte laut und deutlich meine Meinung: »Aus meiner Sicht verdient der »Fahnenjunker« unser Vertrauen. Er hat ehrlich gesagt, was er alles »mitgemacht« hat. Was wissen wir von dem Kameraden mit der »weißen Weste«? Wird er sich für uns einsetzen? Warum war er nicht in der HJ? Die war Pflicht! Mir wurde die Lebensmittelkarte entzogen, weil ich ein halbes Jahr dem Dienst ferngeblieben war. Hatte er etwas getan, daß man ihn nicht wollte? Die Antwort ist er uns wohl schuldig.

Eine kurze Anmerkung zum Opportunismus: Ein gefangener König mußte sich den römischen Triumphzug anschauen, zusehen, wie seine Männer an Wagen gefesselt vorbeigeführt wurden. Der römische Imperator fragte ihn: »Warum schaust Du immer auf die

Wagenräder« – »Oh«, meinte der gefangene König, ich präge mir nur ein, daß die Räder rollen, daß das Radteil, was gerade noch im Staub war, kurz darauf wieder oben im freien ist usw., usw.

Wir sollten auch daran denken, wie Opportunismus von gestern, uns heute und Opportunismus von heute, uns morgen zu Gesicht steht. Dank für's Zuhören...« Ich nahm wieder Platz. Mucksmäuschenstill hatten die Kameraden zugehört. Als kurz darauf abgestimmt wurde, fiel die Wahl auf den »Fahnenjunker«.

Der Kommissar beendete die Wahlveranstaltung mit einem makabren Scherz: »Ihr bleibt bis ans Ende der Gefangenschaft die »Jugend«. Wir bekommen ja keinen Nachwuchs, denn der Krieg ist vorbei. So hoffe ich, daß Sie und ich mit dem gewählten Jugendvertreter zufrieden sein werden.«

Die Baracke leerte sich; als ich ins Freie trat – die Sonne schien noch hell – kam der Kommissar auf mich zu. Faßte mich am Handgelenk, zog mich ein Stück von der Baracke fort. Blieb stehen. Schaute mich fest an, sah mir direkt in die Augen. Dann sagte er leise: »Ich möchte, daß Deine Eltern Dich wiedersehen! Das eben war gut, aber gewagt. Vor allem, weil es richtig war.«

Er ließ mein Handgelenk frei. Streckte mir seine rechte Hand entgegen; ich griff zu und wir drückten uns gegenseitig die Hände. Jetzt fuhr er fort: »Ich bin Kommissar Grenz. Habe in Aachen studiert. Bin in die Sowjetunion emigriert. Du kannst Dir denken, warum. Wir alle stehen ständig irgendwie zwischen den Fronten. Wir haben diese Welt nicht gemacht. Meine Bitte an Dich: Mach es mir nicht zu schwer. Sei nicht leichtsinnig. Sei nicht zu impulsiv. Du bist von Deiner Gesinnung her Antifaschist, auch wenn Du Dich in die Liste nicht eingetragen hast! Vergiß nie: Ich werde nicht immer Dein Kommissar sein!« Ich war vollkommen perplex. Dankte ihm. Ließ mich, freundlich von ihm angeschoben, Richtung Schlafbaracke geleiten. Bis ich, durch sein Klopfen auf den Rücken verabschiedet, wortlos, allein zur Baracke trollte.

Das war vor wenigen Wochen. Jetzt stand ich allein auf dem Fabrikhof. Hatte die Gattersäge vorführen dürfen, mich hinreißen lassen... Der Dolmetscher war ein »Engel« ..., so geschickt meinen Satz zu ergänzen!

Nach einiger Zeit, war es eine halbe Stunde gewesen?, wer hatte schon eine Uhr, kamen meine Kameraden mit unserem Wachposten. Der russische Soldat war völlig vereinnahmt von den Kameraden, die in Hochstimmung waren. Man steckte mich an; meine trüben Gedanken verflogen. Jemand hatte gehört, wir dürften für vier Wochen zur Erholung in ein Bestarbeiter-Lager. So recht konnte ich das nicht glauben. Aber kamen diese Kameraden kurze Zeit danach in dieses tatsächlich dafür eingerichtete Lager. Ich nicht. Oskar kam allein dorthin. Manche meiner Loschkin-Kameraden empfanden das als nicht korrekt mir gegenüber. Ich hielt den Mund, und hatte keine Meinung dazu. In Glöwen hatte ich einen Schutzengel gehabt – hier auch; es war nicht selbstverständlich, daß über solche Äußerungen hinweggesehen wurde. Immerhin wurde ich mit eingeladen zu einem erst- und fast einmaligen »Belobigungsschmaus«: Eine Schale Buchweizenkascha, ein Stückchen Lachs, und einen Löffel Zucker! Der Zucker wurde, ähnlich wie der Lachs, sorgfältig auf einer kleinen Tafelwaage gewogen. Anstelle von Gewichten wurden Münzen verwendet, und ich lernte, daß die Kopeken-Silberstücke soviel in Gramm wogen, wie als Zahlenwert in Kopeken angegeben. Praktisch, dachte ich; im nächsten Augenblick wurde mir der Zucker über den schönen Lachs geschüttet – er hätte so gut zu dem Buchweizenkascha gepaßt – aber ich hielt meinen Mund, nicht schon wieder spontan sein. So schlecht schmeckte dann auch der gezuckerte Lachs gar nicht. Es war ein großes Ereignis. Auch wenn wir nicht satt wurden. Dann kam aber nach einiger Zeit noch ein Dankeschön für das Sägegatter. Ich bekam endlich Schreiberlaubnis! Kommissar Grenz sprach mich unter vier Augen im Freien an: »Zeigen Sie mehr Entgegenkommen bei der Politarbeit; ich habe Sie aufgrund Ihrer Arbeit in die Antifa-Liste eingetragen, da Sie sich geweigert hatten, es selber zu tun. Halten Sie einen Vortrag oder machen Sie eine Lesung. Material stelle ich zur Verfügung.« Einen Augenblick nachdenkend – ich wollte keine Politschriften vorlesen – antwortete ich entgegenkommend: »Einen technischen Vortrag würde ich gerne halten, um unser Kulturleben im Lager zu bereichern. Das Thema würde lauten: »Von der Bildtelegraphie zum Fernsehen.«« Kommissar Grenz war sofort einverstanden. »Irgendwelche Literatur

nötig?« »Nein, ich habe die wesentlichen Dinge gut in Erinnerung. Grundlage ist das Standardbuch von Prof. F. Schröter, Springer-Verlag, von 1932, und die Veröffentlichung von Manfred von Ardenne 1937.« Durch meinen Kopf schoß der Gedanke: »Bei dem Buch von Ardenne hat Propagandaminister Göbbels das Vorwort geschrieben: Das Fernsehen als wichtiger, zeitabsorbierender Faktor bei zunehmender Arbeitszeitverkürzung.« Darüber muß ich ja nicht unbedingt etwas sagen. Ich ahnte nicht, daß Ardenne mit Familie und Mitarbeiterstab inzwischen Luxusgefangener am Schwarzen Meer war, und später Chef der Kammer der Technik, in dem von den Russen besetzten Ostdeutschland, werden würde. Bei dem Buch von Professor Schröter hatte mich fast der Schlag getroffen, als ich den Preis erfuhr; ich hatte es mir zu Weihnachten 1942 gewünscht. Mein Vater hatte hundertzwanzig Reichsmark dafür bezahlen müssen, und kein Wort darüber verloren. Hundertzwanzig Reichsmark – das war das halbe Monateinkommen eines Facharbeiters oder eines jungen Lehrers. Kommissar Grenz tolerierte meine gedankenverlorene, plötzlich unbeteiligte Haltung und holte mich in die Wirklichkeit zurück. »In vier Wochen also. Tafel und Kreide werden bereit liegen. Falls Sie Papier für ein Manuskript brauchen?« »Nein, danke. Papier ist so kostbar. Ich werde mir ein paar Notizen auf unsere Werkstatt-Isolierpappe machen. Wir spalten uns die Pappe, das geht ganz gut.« Kommissar Grenz war befriedigt und ging zu seiner Baracke. Bei mir drehten sich die Gedanken nur so im Kopf: »Halte dich aus dem ganzen Politkram heraus«, hämmerte es in mir. Es gelang! Der Vortrag wurde angekündigt, ich hielt den Vortrag. Der Saal war bis zum letzten Platz gefüllt. Man war begeistert. Kommissar Grenz auch: »Und das ohne Manuskript, ohne Literatur, nur aus dem Gedächtnis. Wir haben Polit-Literatur; für Sie wäre das ein Leichtes.« »Nein danke. Gerne leiste ich einen Beitrag für das Kulturleben im Lager, aber bitte haben Sie Verständnis, mein Vater ist evangelischer Pfarrer!« Kommissar Grenz gab nicht auf, blieb freundlich: »Jeder Christ muß vom Herzen her Kommunist sein! Denken Sie noch einmal darüber nach.« Er ließ mich laufen; ich ging zu meiner Baracke. War aber so aufgewühlt, daß ich lieber noch durch's Lager zwischen den anderen Baracken hin und her ging, um meine Gedanken zu

ordnen. Nein, ich würde mich nicht hineinziehen lassen in das Politgeschäft. Was hatte mir mein Vater 1941 im Zugabteil bei meiner Rückreise in's Kinderland-Verschickungslager vorsichtig gesagt: »Denke daran, es geht unmerklich, wenn man sich auf etwas einläßt; plötzlich bist Du auf der falschen Seite. Man merkt es meist zu spät, und dann wird der Rückzug schwierig.« Er hatte völlig offengelassen, was er damit meinte. Auf den roten Plakaten am Bahnhof, den Klebezetteln im Zugabteil stand: »Vorsicht, Feind hört mit.« Wir waren gewohnt, durch die Blume zu reden, und auf Untertöne zu achten. Wer war Freund, wer war Feind? Nein, bei allen Vorteilen, die versteckt hinter dem Angebot und der Forderung, in der Polit-Szene mitzuarbeiten, lagen. Nein! Loschkin's Werkstatt ist eine saubere Sache; auch kein Rüstungsbetrieb.

Am nächsten Tag ging es dort in der Fabrik weiter; natürlich hatte man gesehen, daß der Kommissar mit mir gesprochen, etwas mit mir vor hatte. Darüber mußte ich hinweg kommen. Das Sägegatter war ausgeliefert worden. Ich fand mich mit einem riesigen Förderband alleine, das neben der Werkstatt parallel zu den Eisenbahngleisen stand. Das Stahlskelett war circa fünfzehn Meter lang, die beiden großen Räder, auf denen das Skelett bewegt werden konnte, hatten einen Durchmesser von etwa anderthalb Metern. Alle Stützrollen für das Band mußten demontiert werden. Es waren etwa im Abstand von einem dreiviertel Meter je drei Stützrollen. Jede einzelne Rolleneinheit mit zwei kräftigen Schraubenbolzen und Muttern befestigt. Ich überschlug kurz: Zwanzig mal drei Rolleneinheiten á zwei Schrauben, mein Gott: Hundertzwanzig verrostete und verdreckte Schraubenmuttern lösen. »Eine Arbeit für jemanden, der Vater und Mutter erschlagen hatte«, dachte ich deprimiert, »für Gefangene.« Sollte ich vergessen haben, daß ich Gefangener war? Wenn auch Kriegsgefangener: Mit Seufzen machte ich mich an die Arbeit. Träufelte Petroleum, Keresin genannt, auf die verrosteten Schrauben und Muttern. Dachte daran, daß es für so etwas in Deutschland ein Mittel »Caramba« gab. Fing nun an, die Muttern mit den Schraubenschlüsseln zu bearbeiten. In kurzer Zeit waren die Sechskantmuttern beschädigt, die Kanten abgenagt. Zum Verzweifeln. Loschkin kam, schaute vorsichtig um die Ecke zu mir, verschwand

wieder. Nach kurzer Zeit erschien er wieder, zusammen mit Kamerad Kobus. Letzterer trug in der einen Hand einen Schrotmeißel – mit Stiel – und in der anderen einen schweren Hammer. Die beiden machten Bewegungen, daß ich zur Seite gehen sollte. Ich machte Platz. Loschkin nickte mit dem Kopf, Kobus setzte den Meißel dicht unter der Mutter an den Schraubenbolzen. Dann schlug er mit dem Hammer kräftig zu. Die Mutter sprang ab, er schlug noch einmal zu, und der Bolzen flog raus. Kobus strahlte, Loschkin nickte zufrieden. Ich war völlig verblüfft. Beide freuten sich darüber, und Loschkin sagte zu Kobus: »Karascho, Spassivo.« Winkte, er könne nun gehen. Nun wandte er sich mit zu: »Ponnemais? So machen! Alle Schrauben und Muttern neu!« Er zog aus seiner Tasche ein Schrauben/Muttern-Pärchen, steckte den Bolzen wie zur Probe in das befreite Loch, zog ihn wieder heraus, gab ihn mir samt Mutter, strahlte mich an, klopfte mir auf die Schulter und ließ mich mit dem Ungetüm von Förderband alleine. Ich atmete tief durch und war erleichtert. Auf die Weise... . Schnell organisierte ich Hammer und Meißel, und schlug Schraube um Schraube ab, und demontierte die Rollensätze. Nach einigen Tagen war es soweit: Das neue Band konnte aufgelegt werden! Nach kurzer Zeit kam die Enttäuschung: Das neue Band lief aus der Rollenbahn. Nichts half. Schließlich mußte ich begreifen, die »Webekante« auf der einen Bandseite dehnte sich weniger, als die Schnittkante auf der anderen Seite. Die »Webekante« mußte abgetrennt werden, genügend breit. Nun war das Band schmaler als gefordert. Loschkin ließ es durchgehen, ich war erleichtert. Inzwischen wurde es Pfingsten. Vor einem Jahr fuhren wir in's Unge- wisse in dem Sechzig-Tonnen-Waggon, hatten über Auferstehung, Himmelfahrt, Heiligen Geist und Glauben diskutiert. Ein Jahr hatte ich nun schon überlebt. Es geschah etwas Unglaubliches, als wir in's Lager von der Arbeit zurückkehrten. Vor einer Baracke wurde ein ökumenischer Gottesdienst improvisiert, mit Abendmahl. Brotkrumen aus der Brotschneiderei ersetzten die Oblaten. Ich war erschüttert und tief bewegt, bedankte mich nach dem Gottesdienst bei dem Geistlichen. Er stellte sich vor. Sein Name klang mir bekannt, so fragte ich ihn, ob er meinen Vater kennt. »Ja, gewiß. Wenn ich das Glück habe, schon entlassen zu werden, werde ich ihn aufsuchen,

und ihm berichten.« Ein älterer Kamerad hatte das Gespräch mitgehört, lief mir nach, und sprach mich an: »Ich bin Dystrophiker und werde in den nächsten Wochen entlassen; ich stehe auf der Liste! Sage mir Namen und Adresse Deiner Eltern. Erzähl mir von Dir, damit ich ihnen berichten kann.« Erfreut über seinen Vorschlag, erzählte ich ihm, und er prägte sich alles, vor allem die Adresse, ein. Wir veranschiedeten uns mit festem Händedruck. Der strahlende Sonnenschein tat ein übriges. So war ich aufgerichtet durch den Gottesdienst und nach beiden Gesprächen plötzlich fröhlich und voller Zuversicht. Meine Eltern würden erfahren, daß ich lebte und den Hunger und das Gefangeneneleid tagsüber bei interessanter Arbeit verdrängen konnte. Wahrscheinlich arbeitete ich teilweise wie ein Besessener, um alles andere zu vergessen und mich zu betäuben. Die Enttäuschung war groß, als ich nach einigen Monaten – endlich hatte ich schreiben dürfen und auch schon Post erhalten – einen Gruß von meinen Eltern erhielt mit dem Satz: »... war bei uns. Hat uns erzählt. So einen väterlichen Freund, der so treu für Dich sorgt, wünschen wir Dir wieder.« Ich war schockiert. Als ich die nächste Karte schreiben durfte – fünfundzwanzig Worte, keines mehr – fügte ich schweren Herzens ein: »Kenne den Kameraden kaum. Vorsicht!« Mein Glaube und Vertrauen waren schwer erschüttert. Nun verließ uns, mich, auch Oskar; Helmut Rindelmann ergatterte einen Arbeitsplatz als Einfahrer in einer neuen Motorradfabrik. Ich war ziemlich alleine; Helmut blieb aber mein Schlafnachbar. Das war schon sehr wichtig für mich. Die Motorrad-Fabrik kannte ich; wenn auch ziemlich »von oben«. Loschkin hatte mir kurz zuvor aufgetragen, einen kleinen Lastenaufzug zu bauen. Das war wieder eine interessante Abwechslung; Arbeit, die half, tagsüber die Gefangenschaft zu vergessen und abends die Gedanken abzulenken. Das Spiel kannte ich nun schon: »Spaziergang« mit Loschkin auf dem Schrottgelände, entlang der Bahngleise. »Da, ein altes Militärfahrzeug – wohl mehr Teile davon – siehst Du unter der Stoßstange die Abschleppwinde? Das wäre vielleicht das Richtige für den Aufzug!« Die Winde demontieren, aus Doppel-T-Profil einen Grundrahmen, als Schlitten ausgebildet. Einen starken Elektromotor. Winde und Motor mit einem improvisierten Kardangelenk kuppeln. Für den

Kardan braucht man nur zwei Flansche, eine mit vier großen Bohrungen, eine mit vier Gewindelöchern, dazu Schraubbolzen, kräftige Schlauchstücke, viel Fantasie und etwas Glück und Geschick. Eine Schalttafel und – sehr wichtig – eine Bremse. Mit Feuereifer baute und improvisierte ich; schließlich war der Lastenaufzug fertig. Loschkin ließ sich das Kunstwerk vorführen; eine Tonne sollte das Ding heben können. Er ließ den Aufzug verankern, Eisenträger als Last anhängen. Ja, der Aufzug machte das mit. Jetzt, abbremsen! Der Bremshebel verbog sich unter seinem Griff. Loschkin schaute mich an: »Schlapsche.« Also ran, einen kräftigeren Bremshebel bauen, montieren, und nochmal Loschkin holen und zeigen. »Nein, keine weitere Vorführung, der neue Hebel ist wirklich kräftig. Das sind schließlich Bauleute, die daran anfassen; gut so!« Die nette Überraschung, die er für mich bereit hatte, verschwieg er noch. Der Aufzug wurde am nächsten Tag abgeholt. Loschkin grinste: »Morgen darfst du hin und sehen, wie damit gearbeitet wird.« »Toll!« Tatsächlich durfte ich zu der Motorradfabrik. Ein LKW brachte mich hin. Man nahm mich mit in die riesige Halle. »Der Deckenfirst hat dreißig Meter Höhe!«, wurde mir erklärt. Gerade wurde ein riesiger Dachbinder hochgehievt. Mehrere Männer standen auf dem Träger des Dachbinders, bewegten sich vorsichtig seitwärts, um das ungetümte Stahlskelett einzutarieren. So, jetzt war der Binder im Lot. Unter dem Träger waren Männer dabei, den Träger so zu drehen, daß er parallel zu den bereits montierten Bindern stand. Nun wurden Stricke angebunden, um ihn in der Lage zu halten, während der Dachbinder mit den austarierenden Männern in die Höhe schwebte. Ich war entsetzt. Gab es hier keine Sicherheitsbestimmungen? Mein Begleiter hatte mein Entsetzen gesehen, zeigte auf eine riesige Tafel am Hallenende, die offenbar eine Uhr trug. Ungeachtet der Gefahr – nie unter schwebende Lasten treten! – ging er mit mir durch die Halle zu der Tafel. Jetzt konnte ich sehen: Der Zeiger der Uhr zeigte den Baufortschritt an! Der rote Zeiger war auf etwa zehn vor Zwölf. Über der Uhr konnte ich nun auch das Spruchband lesen: »Nascha Borba nascha Robota« – »Unser Kampf ist die Arbeit«. Ich begriff: Auf einen Toten mehr oder weniger kam es nicht an. Die Arbeit ist Kampf; wie im Krieg zählten auch hier die Menschen nicht. Die

Schlacht um den Termin mußte gewonnen werden, koste es, was es wolle. Wir kletterten in die Höhe. Liefen vorsichtig auf Holzplanken in der Ebene, in der die Dachbinderauflage war, und kamen zu »meinem« Aufzug. Wie Spielzeug kam mir nun mein schönes Kunstwerk vor, und ich wußte spontan: Ich hatte etwas falsch gemacht, hatte den Einsatzort von der Winde nicht richtig gewußt. In jedem Fall hätte ich ein Gesperre vorsehen müssen, damit die Last nie bei Abschalten des Motors – bei Stromausfall! – hinunter stürzen könnte. »Nitschewo«, winkte mein Begleiter ab. »Aber die Bremse wird eigentlich andersherum konstruiert.« Oh Gott! Natürlich. Die Bremse mußte ständig angezogen sein, hätte nur über den Hebel gelüftet werden dürfen. Prinzip: Tot-Manns-Knopf! »Das werde ich sofort ändern!« »Nein, dafür haben wir keine Zeit. Die sollen aufpassen! Wenn erst einmal ein Stapel Wellblech hinuntergesaut ist, wissen die, wie man Deinen Aufzug bedienen muß.« Mir war das schrecklich peinlich. Gerade hatte ich mich noch über Sicherheitsbewußtsein mockiert: – Nascha Borba, nascha Robata – wie man's nimmt. Als einige Tage danach Freiwillige gesucht wurden für eine Sonderschicht: Dachdecken in der Motorradfabrik, meldete ich mich. Helmut Rindelmann ging mit. Als wir hinkamen, war es bereits schon stockfinster. Aber es gab Scheinwerfer. Wie erwartet, mußte wir hinauf zu den Dachbindern. Wellblechtafeln waren so aneinander geschweißt, daß sie rechts und links auf dem Dachskelett auflagen. Wir legen uns vorsichtig auf den Bauch. Schoben die Wellbleche vor uns her. Hangelten dann, immer auf dem Bauch liegend, ohne uns umzudrehen, wieder zurück zur Auflageebene. Schoben die nächste Tafel nach oben, und so weiter, bis das Dachfeld eingedeckt war, das man uns zugewiesen hatte. Fertig! Erleichtert schauten wir uns um, den Rückweg suchend. Gespenstisch blitzten die Elektroden der Schweißer, die, ebenfalls auf dem Bauch liegend, die Bleche festhefteten. Wir waren nun auf einem Laufsteg unterhalb des bereits eingedeckten Dachteiles. Es war ziemlich finster. »Eigentlich gut, daß es so dunkel ist. Beim Hinunterschauen wären wir wahrscheinlich vor Angst schwindelig geworden.« Ich stimmte Helmut zu, und sagte: »Dreh Dich mal vorsichtig um; hinter uns ist einer mit einer Schubkarre.« Das Besondere war die »Schubkarre«, keine Nassilki,

keine Trage. Helmut war weniger begeistert: »Auf den drei Bohlen! Schau Dir mal die Spalten dazwischen an. Die Bohlen sind nicht miteinander verklammert!« Ich begriff seine Sorge: Wenn das Rad dazwischen kommt... .

Im nächsten Augenblick passierte es: Gepolter, ein entsetzter, nicht endenwollender Schrei, ein scheußlicher Aufprall – von ganz unten, zwanzig Meter tiefer. Als wir die enge Stahlskeletttreppe hinuntergeklettert waren, gingen wir beklemmt zu der Unfallstelle. Dort war man ganz ruhig, räumte, was übrig geblieben war, weg. Am meisten ärgerte man sich offenbar, daß die Schubkarre zerschmettert war. »Der Arbeiter? Nun, wenn er auch nicht aufpaßt.« »Nascha Borba – nascha Robot«, dachte ich. Besonders gut haben wir beide in der Nacht nicht geschlafen.

Nun, das war schon ein paar Wochen her. Helmut arbeitete als Einfahrer in der Motorradfabrik, und ich war beim Loschkin. Irgendwie schaffte ich es, noch einmal in diese Fabrikhalle zu kommen. Kurz nach der offiziellen Einweihung. Alle die mitgeholfen hatten, den Termin zu halten, ich auch! Wir kamen in die schmucke, riesige Halle. Rechts war die Motorradfabrikation; als ich nach links schaute, sah ich Flakgeschütze: 8,8 aus Berlin Borsigwalde? Ich war ernüchert und enttäuscht. Darum also diese Hast, dieser Kampf um den Termin. Die Motorräder waren nur der Vorwand. Es ging um die Geschützfabrikation! In dem Artikel der Iswestia, den man uns stolz zeigte, war ein Foto von der Halle: Man sah nur die Motorradfabrikation! Nascha Borba – Nascha Robot – schade – plötzlich fühlte ich mich ausgenutzt. Wiedergutmachungsarbeit? Nicht in einer Rüstungsfabrik für den nächsten Krieg. Ich war froh, als ich wieder beim Loschkin war.

Der Sommer 1946 wurde sonnig und warm. Regen fiel so gut wie gar nicht. Wir waren damit zufrieden. Mit nassen Sachen in der Baracke zu schlafen, war keine gute Sache. So dachten wir auch nicht weiter nach, als plötzlich gesammelt wurde für den Kauf von Weidevieh. So eine Art Anteilschein für ein Stück an der Kuh. Die Lagerleitung organisierte das zusammen mit unserer Küche. Eines Tages duftete es nach Bouletten! Wir waren ganz aus dem Häuschen. Jeder eine Boulette, wir hatten noch nie Fleisch bekom-

men! Nun, bezahlen mußten wir die Boulette auch, sinngemäß für die nächste Kuh. Ein wenig Geld verdienten wir ja inzwischen. So wanderten in den Sommermonaten nach und nach circa zehn Kühe in unser Lager und dann in unsere hungrigen Mägen. Alles, aber alles, wurde verwertet. Eine Knochenmühle wurde improvisiert und mit dem Knochenmehl unsere Suppe angedickt. Inzwischen konnten wir nur noch wässrige Suppen als warmes Gericht. In dieser Zeit gab es vorwiegend Gemüsesuppe aus grünen Tomaten. Viel war ja eine halbverhungerte Kuh nicht für zweitausend Mann und für eine Woche; aber wir waren begeistert, und das war dann auch das Ende dieser Zusatzpeisung. Die russische Zivilbevölkerung beschwerte sich bei der Lagerleitung. Die Bevölkerung hungerte wie wir, konnte aber keine derartigen Gemeinschaftsleistungen organisieren, wie den Kauf und die Verteilung einer Kuh. So gab es böses Blut. Milch hatten die Kühe aber auch nicht mehr gegeben, keine fünf Liter am Tag. »Was, in Deutschland geben die Kühe fünfzehn Liter und mehr? Na ja, die Deutschen.« Aber der Lagerleiter war stolz auf seine Deutschen, und wir fanden uns damit ab, daß es nun keine Kühe mehr gab, keine angereicherten Suppen. Na ja, und der Talg, das Fett von den Kühen, das ging durch unsere Bäuche ohnehin unverdaut durch. Viele der Kameraden hatten inzwischen Schwierigkeiten, das Wasser zu halten. Unsere medizinisch gebildeten Mitgefangenen klärten uns auf: »Über so lange Zeit kein tierisches Eiweiß, kein Fleisch, führt zwangsläufig zu Muskelschwäche. Die Ringmuskeln schließen nicht mehr richtig. Und die Kaumuskelatur. Trainiert immer wieder durch Bewegungen des Unterkiefers Eure Kaumuskelatur!« Ja, tatsächlich, teilweise schmerzten die Kaumuskeln, wenn es mal was zum Beißen gab. Mein Gewicht blieb bei circa fünfundvierzig Kilo, aber ich fühlte mich fit, und eines Tages bekamen wir Geld, eine Nachzahlung! Helmut Rindelmann beschloß mit mir gemeinsam, wie wir das Geld in Nahrung umsetzen könnten. Der Magaziner half uns, holte vom Basar für jeden ein Kilo Kartoffeln, Knoblauch, ein wenig Honig (!) und zu unserer riesengroßen Überraschung: Erdbeeren. Duftend und schön rot. Für jeden waren auch zwei Eier dabei. Helmut übernahm das Kochen der Kartoffeln: »Am besten immer noch in der Schmiede!« Es wurden Stampfkar-

toffeln mit Knoblauchzehen. Ein köstliches Mahl. »Die Erdbeeren gibt es zum Nachtsch!« »Na klar.« Auf einen Sitz mampften wir die Kartoffeln in uns hinein. Mein Bauch war so viel Essen nicht mehr gewöhnt, und mein Tempo ließ nach; schließlich konnte ich kaum die schönen Erdbeeren richtig genießen. So »voll« war ich schon seit Jahr und Tag nicht mehr gewesen. Die Eier wurden demzufolge aufgehoben. Der Honig sowieso, der kam mit in's Lager, die Eier in meine Werkzeugkiste. Am Abend genoß ich dann den Honig zu dem trockenen Kanten Brot. Ein wenig Honig – es waren ohnehin nur ein paar Eßlöffel – hob ich auf für den morgigen Abend. Den Honig hatte ich in einer Dose bekommen, die kaum größer war als eine ausgewachsene Schuhcremedose, aber eine Kostbarkeit für einen Kriegsgefangenen. Die Dose war außen goldfarben, innen silberweiß. Eingeweihte wußten: Amerikanisches Carepaket. So etwas sollte es wirklich geben! Schweineschmalzkonserven. Die Konservendose war kunstvoll umgearbeitet worden in eine Tabakdose. Mir war sie mit dem Honig gekauft worden. Vielleicht war die Dose das Teuerste an der Honigportion gewesen? Wir wußten es nicht. Helmut war Spezialist für das »Treiben« von Pfannen aus Blech. Zu unserer Verwunderung wollten die Russen Pfanne ohne Stiel. Wir lernten von unserem Magaziner, wie diese Pfannen mit einer Art Gabel gehandhabt wurden. Der Magaziner war ja unser Kontakt zum Basar, er behandelte nicht nur meine schaurigen Furunkel mit dem Gemisch aus Maschinenfett und dem gestoßenen Höllensteinpulver – die Narben sind geblieben – sondern er interessierte sich auch für meine Gitarren- und Cellosaiten. In der Mittagszeit besponn ich einmal gerade in der mannshohen Vertikal-Bohrmaschine Stahldraht mit entsprechend ausgewähltem Kupferdraht für unser Lagerorchester, als er dazukam. Er war begeistert. Ein besonderer Tauschoder Kaufartikel für den schwarzen Markt. Er erzählte offenbar Meister Loschkin von meiner Saitenproduktion, und plötzlich stand Loschkin neben mir. Ich erschrak; mit Schwarzarbeit wollte ich ihn nicht ärgern. Es war mir scheußlich peinlich. Loschkin beruhigte mich freundlich, ließ sich erklären, wie ich das Spinnen improvisierte: Spannen des Drahtes mit entsprechendem Gewicht, Entkoppeln des Gewichtes vom Draht über ein kleines Lager, um eine

gefährliche Torsion am Ende des Vertikalspinnens beim Abschalten der Maschine zu vermeiden. Woher ich die Angaben für den Drahtdurchmesser hätte. »Nun«, erklärte ich ihm, »aus der Erinnerung«. Mein Bruder Peter hatte Cello gespielt; ich hatte eine Kindergeige, war häufig bei dem Instrumentenbauer, der die Berliner Philharmoniker betreute. Jetzt rückte Loschkin mit seinem Anliegen heraus: Für seine Kinder wollte er gerne Saiten haben. Eines der Kinder spielte bereits Violine. Gerne ging ich auf seinen Wunsch ein. Immer wieder innerlich darüber verblüfft, daß meine e-Saite für Violinen so begehrt und gut bezahlt war. Die e-Saite machte fast keine Arbeit, offenbar hatte ich genau den richtigen Silberstahldraht im Magazin entdeckt, den die Violinspieler schätzten. Ich hatte in meiner Werkzeugkiste noch die beiden Eier vom Basar. Es war früh am Nachmittag; ich wollte die Eier kochen, aber nicht in der Schmiede. Der riesige Badeofen war geheizt worden, so fiel meine Wahl auf ihn. Mit meinem Kochgeschirr unter dem Arm, die rohen Eier vorsichtig in der Tasche, und – zur Legitimation – eine riesige Schwedenzange, ging ich in den Kesselraum. Tatsächlich wurde mein Gang dorthin wohl nicht bemerkt, jedenfalls wurde ich nicht aufgehalten oder angesprochen. Ein Zapfhahn für Wasser war vorhanden. Wasser in das runde, russische Kochgeschirr, die Eier hinein, die Feuerluke vom Badeofen auf, und den Kessel halb hinein. Rasch begann in der Feuerglut das Wasser zu sieden. Jetzt war ich froh um die Schwedenzange, die ich eigentlich nur zur Tarnung mitgenommen hatte. Wie sollte ich sonst mein Geschirr wieder herausbekommen? In diesen Dingen hatte ich ja keine Erfahrung, im Gegensatz zu Helmut Rindemann. Oh Gott, ich hab ja keine (Eier)-Uhr. Zählen! Finger mitbenutzen. Drei Minuten? Bis zweihundert vielleicht. Bei hundertzwanzig, eins, zwei, drei..., war ich bereits angekommen, da öffnete sich die Tür vom Kesselraum: Ein russisches Gewehr, ein junger, russischer Soldat: »Stot a koi?« Die Frage, die Standardfrage: »Was ist das? Was ist los? Was machst Du da?« Er hatte sie eher zurückhaltend und freundlich neugierig gestellt. So sprang ich nicht auf, wie das in solchen Situationen von den Soldaten erwartet wurde. Nein, ich blieb vor der Feuerluke sitzen, schaute zu ihm auf, und antwortete: »Jaizi swari.« Er kam nun nahe an mich heran, startete in

die Feuerluke, sah die Eier in dem brodelnden Wasser, und übersetzte meine Antwort offenbar richtig: »Ich koche Eier.« Er wollte wissen, woher ich diese Kostbarkeit hatte. Mit einem verzweifelten Gesicht und meinen Fingern versuchte ich ihm zu zeigen, daß ich dabei war, Koch und Eieruhr in einer Person zu spielen. So, jetzt war ich bei zweihundert; ich zog mit der Riesenzange den Topf heraus, faßte das Geschirr nun mit dem Zangenmaul, wie die Russen ihre Bratpfanne, und ließ einen mächtigen Wasserstrahl aus der Zapfstelle auf das Kochgeschirr schießen. Eier müssen doch abgeschreckt werden. So, ich atmete auf. Der russische Soldat war offenbar befriedigt, nein, er wollte mir die Eier nicht wegnehmen. »Ist schon alles in Ordnung«, winkte er ab. Ein besorgter Kamerad kam in den Kesselraum. Er hatte beobachtet, daß mir ein russischer Soldat gefolgt war; wollte sehen, was vorgeht. Der Wachsoldat verließ uns, blieb freundlich, und ich atmete auf. Der Kamerad war beruhigt. Nein, auch er wollte kein Ei abhaben. Um etwas Nettes zu sagen, spielte er auf das Gespräch zwischen Loschkin und mir an, und meinte: »Na, dann wirst Du Deinen Bruder auch mit maßgeschneiderten Cellosaiten versorgen, wenn Du wieder zuhause bist.« Tränen schossen in meine Augen, und ich brachte mühsam hervor: »Mein Bruder ist bei der Entlastungsoffensive in der Eifel gefallen; ich konnte es ihm nicht ausreden, dort mitzukämpfen. Die Todeserwartung stand schon in seinem Gesicht, als ich ihn im Oktober 1944 traf.« Ich mußte heftig weinen. Das Thema hatte ich stets sorgfältig gemieden. Der Kamerad war bestürzt über die Reaktion, die er ungewollt ausgelöst hatte. Etwas hilflos klopfte er mir auf die Schulter, und sagte leise: »Scheiße.« Mit Tränen in den Augen sagte ich schluckend: »Danke!« Mir schoß durch den Kopf: »Dieses Kommißwort spendet sogar Trost.« Wir blieben noch ein wenig im Kesselraum, bis ich mich wieder ganz beruhigt hatte. Wann hatte ich je geweint? Als ich am Abend auf unserer Massenpritsche unter mein Tuch schaute, war der Honig, und damit auch die schöne Blechdose, fort. Aufgebracht ging ich zu unserem Barackenchef. Der grinste mich dämlich an: »Geklaut? Deinen Honig? Von wegen! Den habe ich selber konfisziert! Du weißt, daß das Horten von Lebensmitteln verboten ist! Fluchtvorbereitung. Aber ich habe Dich nicht ange-

zeigt.« Ohne ein Wort drehte ich mich um. Er wußte, was ich dachte: »Arschloch.« Ich brauchte es nicht zu sagen. In der Nacht schlief ich schlecht, träumte unruhig von Häuserkampf und Tieffliegern. Dabei hatte der Tag so Schönes beschert: Zum erstenmal nach mehr als einem Jahr – »Sattsein«.

Unser Lagerkommandant hatte nicht nur die Hauptstraße im Lager mit Holzstämmen pflastern lassen, nein, er hatte auf die Küchenbaracke einen kleinen Turmaufsatz bauen lassen, mit Uhratrappe. Als Neuestes wollte er von »seinen« Deutschen einen Springbrunnen mitten im Lager. Ich staunte, als mit einer Holzschablone die grob geformte Brunnenschale ebenmäßig geschabt wurde. Die Schablone wurde um eine Eisenstange gedreht, die in der Mitte der großen Schale steckte. Unerwartet bekam auch ich einen Auftrag für den Springbrunnen: »Du kennst dich doch aus mit Pumpen? Du mußt eine Pumpe für den Springbrunnen organisieren.« Das war gar nicht nach meinem Geschmack. Aber man ließ nicht locker: »Du hattest ja auch bei dem Elektromotor für die Haarschneidemaschine eine Idee. Denke bitte darüber nach.« Die Haarschneidemaschine war eine wilde Sache. Einer unserer »Künstler« hatte die Mechanik gebaut, mit dem Scherkopf einer primitiven Handschneidemaschine kombiniert, und dann einen Elektromotor angeflanscht. Nach einigen Fehlstarts funktionierte das Ding so gut, daß in der Frisörstube der Gefangenenhaarschnitt ohne größere Probleme mit der Maschine durchgeführt werden konnte. Lediglich war in Kauf zu nehmen, daß zur Kühlung um den Motor ein nasses Tuch gewickelt werden mußte. Man verbrannte sich sonst die Hände, an dem für diesen Betrieb nicht geeigneten Elektromotor. Aber, mit solchen Provisorien zu leben, war man ja gewohnt. Aber für den Springbrunnen eine Pumpe; das war eine andere Größenordnung. Nein, ich hatte eine Idee. Auf keinen Fall wollte ich dem Loschkin eine Pumpe klauen, doch in der Halle der Kesselbauer stand eine alte Werkzeugmaschine mit einer Kühlmittelpumpe. »Also gut, wir sorgen dafür, daß Du mit einem Trupp zu einer Sonderschicht mitmarschieren kannst und nicht gefilzt wirst. Sorge dafür, daß alles Werkzeug in der Nähe der Maschine versteckt ist! Das Demontieren muß ruck-zuck gehen, völlig unauffällig.«

Eines Tages war es dann soweit. Fünf Mann und zwei Wachsoldaten, schlenderten wir zur Fabrik. Ich demontierte, dort angekommen, die Pumpe, kam mit der Pumpe unter dem Arm aus der Halle, da wurde mir das schwere Ding auch schon, mit der Geschicklichkeit von Taschendiebe, abgenommen. »Du machst so ein Gesicht, daß die doch noch was merken. Mann Gottes, das ist nicht Klauen, sondern Organisieren für's Lager.« Alles ging gut, und eines Tages sprudelte tatsächlich der Springbrunnen im Lager, so wie es sich der Kommandant gewünscht hatte. Sein Wunsch war für das Lager wirklich Befehl, was immer es sein mochte. Fehlte Baumaterial, so wurde ausgekundschaftet, wo brauchbares Material organisiert werden konnte. Dann fuhr ein LKW mit einigen Gefangenen zu dem entsprechenden Punkt, lud das Material auf, ohne zu fragen, und fuhr wieder fort. Was sollte passieren. Wir hatten ja Wachsoldaten, die wir als unseren bewaffneten Schutz betrachteten. So kam ich auch eines Tages zum Bahnhof von Ischewsk. Sinnierte, wie die Russen wohl auf das Wort »Wacksaal« für Bahnhof gekommen sind. Dachte aber keine Minute darüber nach, ob wir eines Tages von dort in die Heimat zurückfahren würden. Wenn überhaupt, würden wir sicherlich wieder wie Vieh – nur ohne die Annehmlichkeiten einer Rampe – in die Waggons getrieben werden. Andere Kameraden waren nicht so pessimistisch. Schließlich waren nun schon die Österreicher und Kranke nach Hause auf den Weg gebracht worden. Von unserem Kommissar lernte ich dafür das schöne Wort: »Repatriiert.« Er hatte mich wieder einmal angesprochen. Wieder im Freien! »Damit es keine überflüssigen Schwierigkeiten gibt, leiste einen Beitrag für die Wandzeitung. Irgendetwas. Damit man sieht, daß Du den guten Willen hast, auch politisch mitzuarbeiten.« Wie zum Teufel komme ich daran vorbei; ich wollte nicht noch einmal diskutieren. Er war ja auf meiner Seite. »Also, Herr Grenz, ich werde etwas schreiben. Einen Aufruf für die gemeinsame Bekämpfung der Wanzepidemie!« Kommissar Grenz lachte: »In Ordnung, mach es witzig, und stell die Solidarität in den Vordergrund. Das genügt mir. Vergiß nicht: Ich werde nicht immer Dein Kommissar sein!« Mein Entwurf wurde ohne Änderung in die Wandzeitung übernommen; ich hatte ihn überschrieben: »Der Zug der Zehntausend«. Ein wenig maka-

ber, aber zur Erinnerung und als Dank an meinen Griechischlehrer gedacht. Der Artikel kam gut an. Bei der Wanzenbekämpfung wurden alle Holzbretter der Massenpritschen herausgenommen, im Freien geschrubbt, Löcher ausgekratzt, und gekittet. Es gab manch heiße Diskussion zwischen Kameraden – den Lässigen und den Eifrigen – zum Thema Solidarität. Solidarität beim Versuch, gemeinsam einigermaßen gesund diese Zeit zu überleben.

Ich war beruhigt, Kommissar Grenz hielt Wort und ließ mich fortan in Ruhe. Inzwischen gab es auch eine recht aktive Kulturarbeit, sogar Filmvorführungen. »Die russische Frage!« Später auch den »Nürnberger Kriegsverbrecher Prozess«. Wer sich den Film nicht ansah, bekam nichts zu essen! Die Organisation war perfekt! Ein alter, deutscher Spielfilm wurde vorgeführt. Aufnahmen vom Potsdamer Platz in dem Film, meine Nerven machten nicht mit. Ich mußte heulen wie ein Schloßhund. Wie oft war ich über den Potsdamer Platz gelaufen? Wohnten wir doch keine fünf Minuten entfernt. Wieviele tausend Kilometer war ich jetzt entfernt?

Eine Lesung wurde veranstaltet. Übersetzung aus jüngster, russischer Arbeiterliteratur. Katja und Iwan an Drehbänken in einer Werkhalle. Beide wollen sich »registrieren«lassen, das heißt heiraten, hingehen zum Standesamt. Katja ist mit ihren Gedanken nicht ganz bei der Arbeit, sieht einen Ölfleck auf der sauber geputzten Maschine: »Huch, ein Ölfleck! Maschinen sind doch wie kleine Kinder! Immer muß man sie abwischen!« Um meine Fassung war es geschehen. Die ganze Zeit hatte ich mir mit Mühe mein Lachen unterdrücken können, und in mich hineingegluckst. Jetzt bekam ich einen Lachanfall, und versuchte, aus der Veranstaltungsbaracke herauszukommen. Ein Kamerad packte mich, und schob mich zwischen einen riesigen Kachelofen und die Barackenwand. Ich bekam kaum Luft, so eng war es. Der Kamerad zischte mich an: »Bist Du wahnsinnig; Du darfst den Saal nicht verlassen, das gibt Ärger. Täusche einen Hustenanfall vor, bis Du Dich wieder beruhigt hast.« Viele interessante Aufführungen wurden geboten: »Heimkehr der Söhne«. Das Problem hatte ich ja kennengelernt und daran gelitten, daß mein ältester Bruder meine Skepsis nicht teilte. Aber, wie können Lehrer in einer Diktatur innerlich frei bleiben? Sich der Weitergabe einer

indoktrinären Lehrmeinung verschließen? Zwei Söhne, die sich bei der Heimkehr begegnen, stellen fest, vom selben Geschichtslehrer unterschiedliche »Wahrheiten« gelernt zu haben. »Der Landpostbote Zwinkerer« wurde aufgeführt; ich kannte ihn als »Stadtpostboten«. Er hatte auch nicht gesprochen, nur gezwinkert, als ich den Gestellungsbefehl von der H.J. bekam, mir geholfen, mich vor der »offiziellen Zustellung« vom RAD nach Ostpreußen in politische Sicherheit bringen zu lassen.

Das Lagerleben lief ruhig. Der Herbst war sonnig. Nachdem ich miterlebt hatte, wie sich in der Offiziersbaracke bei der Diskussion über den Verlauf der Schlacht bei XXX ein junger Offizier hatte gefallen lassen müssen, angeschrien zu werden: »Ihre Meinung interessiert nicht. Sie, Sie ... junger Leutnant Sie!«, war ich doppelt froh, bei Loschkin selbständig arbeiten zu dürfen. Doch nun kam plötzlich der Winter, die Kälte zu dem Hunger. Unmarmherzige Kälte. Der Strom in unserem Lager fiel aus. Nun wurde es noch furchtbarer. Nach drei Tagen war der Schaden immer noch nicht behoben, aber man wußte, woran es lag: Der große Trafo von dem Bezirk auf dem Berg. Der Lagerkommandant forderte zum Handeln auf. »Seinen« Deutschen traute er alles zu. Auch, daß wir aus den Teilen, die wir in der Fabrik stehlen könnten, Maschinengewehre bauen. Deshalb ließ er uns unaufhörlich filzen. Ich hatte gelernt, meine wenigen Habseligkeiten: eine kleine Nagelschere und die wichtigste Seite aus meinem Soldbuch, zusammengefaltet in der Handfläche zu verbergen und notfalls, blitzschnell von einer in die andere Hand zu übergeben. Die Hände mußten wir immer in die Höhe heben, während wir von oben bis unten sorgfältig abgetastet wurden. Nun, ich habe diese Habseligkeiten bis an den Tag vor der Entlassung aus dem letzten Lager behalten. Zu Recht traute uns der Lagerkommandant einiges zu! Kaum hatte er aufgefordert, wieder Licht in das Dunkel zu bringen, gingen Aktivitäten los. Ein LKW, mit dem Brot geholt wurde, bekam eine Spezialplattform. Mit Wachsoldaten und deutschen Spezialisten fuhr der LKW zu einem Trafohaus in eine abgelegene Ecke von Ischewsk. Dort lief das Projekt »DOM-Hausbau«. Ein zweiter LKW, ähnlich präpariert, war zu unserem Trafohaus, gleich in der Nähe des Lagers, gefahren worden. Die Spezialisten

waren schon fleißig dabei, den Trafo vom Stromnetz abzuklemmen. Die Demontage war einfacher, als zunächst angenommen. Der Trafo stand bereits auf Rollen, und ließ sich auf die LKW-Plattform schieben. Der riesige Trafo wurde auf dem Wagen gesichert, und los ging die Fahrt Richtung »DOM«. Etwa auf halbem Wege kam ihnen ein LKW entgegen: auch mit Trafo! Ruck-zuck wurden beide Trafos wieder in die Häuschen bugsiert und angeklemt. Im Lager war wieder Licht! In der Nähe vom Projekt »DOM« blieb es dunkel. Der Kommandant war mit seinen deutschen Woina-Plenys wieder hochzufrieden. »Nein, Ihr habt nichts Unrechtes getan. Nur die Trafos ausgetauscht. Bleibt für Ischewsk und Mütterchen Rußland gleich, wo gute und wo schlechte Trafos stehen. Aber hier wird mehr gebraucht Licht. Auch für Euren Schutz.« Nun, die Kameraden, die mit spitzbübischem Vergnügen das »Verwechsle, verwechsle das Bäumlein-Spiel« mitgespielt hatten, waren auch froh gewesen, einen Schutz dabei zu haben. Ohne russische Wachsoldaten hätte man sie vielleicht doch beim »DOM« erschlagen. Doch es war alles gut gegangen, so konnte man darüber lachen.

Das Lachen verging uns leider bald. Der Winter war gekommen. Wir hatten nun keine Angst mehr vor dem Erfrieren, wir würden auch über diesen Winter kommen. Von Kolchosen-Ernteeinsätzen waren wir im Herbst verschont geblieben. Darüber waren wir recht froh und hatten uns kaum Gedanken gemacht, warum man uns in diesem Jahr nicht geholt hatte. Wir sollten es bald begreifen. Es gab nichts zu ernten! Der schöne, trockene Sommer. Nun drohte eine Hungerkatastrophe.

Wir Gefangenen merkten davon zunächst wenig. Unsere russischen Arbeitskollegen, der Magaziner vor allem, begannen zu klagen; nun, wir hatten auf jeden Fall mehr Hunger. Unsere Wassersuppen gab es nach wie vor, die Farbe hatte sich allerdings verändert. Die Suppen sahen weiß aus, auch schwammen keine grünen Tomatenteile mehr darin herum. Aus dem Fichtennadeltrunk am Morgen wurde harte Pflicht gemacht. Es gab wieder Injektionen. Alles, damit wir über den Winter kämen. Dabei hatten wir keine so große Sorge. Wir hatten den Winter 1945/46 überlebt, Nasenspitzen, Ohren und Zehen waren noch dran. Auch kannten wir den weißlichen Nebel, der knie-

hoch in die Baracke strömte, wenn die Tür geöffnet wurde. Dieser Todeshauch war uns vertraut. Kameraden, die bereits mehr mitgemacht hatten als wir, hatten uns versichert, daß der Tod durch Erfrieren noch relativ angenehm sei, wohl schmerzfrei. Kein Todeskampf, wie beim Ertrinken. Sie hätten jedenfalls keine Schreie gehört. Mit einer gewissen bockigen Sturheit gingen wir in den Winter. Wir wußten, aus dem Krieg lagerten noch eiserne Reserven der Roten Armee in Magazinen. Natürlich, daher die weiße Farbe der Suppen! Grütze, Mehl und ähnliches aus den Magazinen. Man war bereits an den eisernen Reserven! Eines Tages schwammen in der Suppe merkwürdige, stinkende Teile herum. Ich sortierte das Zeug heraus. Der Kamerad neben mir nahm es gerne. Er erklärte mir: »Das sind Kaldaunen. Darmteile. Kriegen wir, damit wir nicht ganz ohne Fleisch und Vitamine sind.« Die Suppen wurden noch dünner und eines Tages war es blankes Wasser mit Kaldaunen. Die sogenannte Suppe stank wie eine Latrine (allesdings nicht nach Chlorkalk). Am nächsten Tag dasselbe scheußliche Abwaschwasser. Man konnte es beim besten Willen nicht essen. Bewegung kam in's Lager. Kameraden liefen herum und flüsterten: Hungerstreik! Bei der nächsten Essensausgabe kam es zum Kampf. Die Annahme des Essens wurde verweigert. Der Krach mit der Lagerleitung war vorprogrammiert. Am nächsten Tag das gleiche Spiel. Eine Delegation war beim Lagerkommandanten gewesen. Wir bekamen nun keine Suppe, kein Brot. Als wir abends von der Arbeit kommend, in's Lager marschierten, duftete das ganze Lager nach gebratenem Fleisch. Wir waren fasziniert: Der Streik hatte geholfen! Von wegen... .

Bevor man uns wegtreten ließ in die Baracken, gab es eine kurze Ansprache von einem der Lagerältesten. Die Ansprache endete mit der Aufforderung: »Jeder der will, kann zur Küche gehen, und gebratene Kaldaunen empfangen. Jeder bekommt, soviel er will!« Wir schauten uns an: »Also, ich gehe nicht hin. Der Hungerstreik ist noch nicht abgeblasen!« Mir behagte das ganze Spiel mit dem Hungerstreik nicht, so war es für mich keine Frage. Nach einer Stunde, es war stockfinstere Nacht, mußten wir raustreten. Es hatte Schlägerei um die Kaldaunen gegeben. Der Kommandant hielt eine Ansprache, er tobte: »Und da wird zum Hungerstreik aufgerufen. Die Kal-

daunen seien ungenießbar! Man prügelt sich um die Kaldaunen, weil sie so gut schmecken! Das ist die Wahrheit! In einer Stunde bekomme ich eine Liste mit den Namen der Rädelsführer. Ich werde sie bestrafen! Ab morgen: Schluß mit dem Hungerstreik – weg mit den Unruhestiftern!«

Betreten löste sich der Haufen auf, als »Wegtreten« befohlen wurde. Einige Dumme hatten immer noch nicht ganz begriffen, was gespielt worden war, wie »Wahrheit« manipuliert werden konnte. Vom nächsten Tag an stank die Suppe nicht mehr: Die Kuddeln wurden gewaschen! Erfahrene Kameraden erklärten mir: »Es gibt sogar den Beruf des Kuddelwäschers in Deutschland. Hatten die in der Küche vielleicht nicht gewußt.« Dem Küchen-Karl, unserem Küchenchef, schworen einige Rache und behielten ihn gut im Auge.

Die Unruhestifter verschwanden aus dem Lager. Wer hatte diese Kameraden denunziert, an's Messer geliefert? Sie hatten sich für uns in Gefahr gebracht, sich zuweit vorgewagt. Vergessen, daß wir in russischer Kriegsgefangenschaft erst recht den Mund zu halten hatten. Dafür kamen sie in ein Asbest-Bergwerk. Tod auf Raten. Mit gezielter Indiskretion ließ man durchsickern: Tscheljapinsk.

Die Situation wurde angespannter, je tiefer wir in den Winter hineinkamen. Über Weihnachten sprach man in diesem Jahr nicht mehr. Schließlich waren wir im neuen Jahr; man schrieb nun 1947.

»Dezember 48« hatte man uns quasi die Heimkehr versprochen. Noch zwei Jahre! Unser Überlebenstraining dauerte nun schon fast zwei Jahre.

Auf der Speisekarte gab es eine Abwechslung: Stockfisch. Wo immer die herkamen, sicherlich aus Rußland. Ich kannte zwar aus irgendeinem Abenteuerroman das Wort »Stockfisch«, aber so jämmerlich hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Nur Haut und Knochen, nur Gräten – auf jeden Fall so entsetzlich mager wie wir Kriegsgefangenen. Einer der Kameraden gab uns schließlich Unterricht im Zerlegen der flachen, trockenen Fossilien. »Wie aus dem Naturkundemuseum«, meinte ich. Dort hatte ich so etwas in Schiefer gesehen. Nun, schließlich lernte ich, wie man diese Fossilien bearbeiten mußte, und schaffte es, etwas Trockenmasse so abzuschaben, daß man sie essen konnte. Eine mühselige Angelegenheit. Helmut

Rindermann entschied: »Wir machen das abwechselnd füreinander, sonst wird man wahnsinnig dabei.«

Der Winter ging vorüber. Das Theater mit der Schneeschmelze und dem Wasser kannten wir nun schon; stellten die Maschinen und Motoren so, daß möglichst alles weitergehen konnte. Die Laufstege über dem Wasser waren wir auch schon gewohnt. Es setzte eine gewisse müde Routine ein. Loschkin versuchte, uns für sein neuen Lieblingsprojekt zu begeistern: Eine Verputzmaschine! Durch einen starken Schlauch sollte der Mörtel oder die »Speis« von einer Plunzscher (?)-Pumpe gepreßt werden. Loschkin erläuterte uns, wie russische »Stachanow«-Arbeiter ihre unglaublichen Leistungen beim Mauern von Ziegelsteinbauten vollbringen konnten: »Mit drei Hilfsarbeitern! Einer schleppt die Steine heran, einer legt sie dem Stachanow-Arbeiter hin, der dritte kippt mit der Mörtelkelle die »Speis« darauf, und der Stachanow-Arbeiter richtet die Steine aus! So mauert ein Stachanow-Arbeiter an einem Tag ein ganzes Einfamilienhaus auf. Ganz alleine, ha, ha, ha. Auf die Steine darf nicht gedrückt oder geschlagen werden, wie das die deutschen Mauerer tun, kostet nur Zeit, bildet Luftpolster, macht die Bindung zum Mörtel schlecht.« So sehr Meister Loschkin auch schwärmte, für dieses Projekt ließ ich mich nicht begeistern; auch meine Kameraden glaubten nicht so recht an eine Erfolgschance. Daß Loschkin mit seinem Traum nicht Irrealistischem nachhing, habe ich Jahrzehnte später in Deutschland gesehen: Den Putzmeister, eine fahrbare Verputzmaschine.

In der Werkstatt fehlte eine Uhr. So machte ich mich in Zeiten, in denen die Nagelmaschine gut lief, an die Arbeit. Feilte Zahnräder. Eines so groß wie eine Schallplatte, um Übersetzungen, und damit, Lager zu sparen. Auch das Pendel machte ich riesig lang, aus demselben Grund. Als die Uhr bereits tickte, und die Stunden in etwa anzeigte, war keine Zeit mehr verfügbar. So blieb die Uhr ein Torso ohne Ziffernblatt. Auch ein dynamischer Lautsprecher, den ich für Babuschkin (!) nebenher bastelte, blieb wohl unvollendet. Die Schwingspule hatte ich auf einer Drehbank sorgfältig gewickelt. Man hatte die Maschine eigens dafür eine Stunde freigemacht. Die Russen hatten ganz einfache, schreckliche, krächzende Lautspre-

cher mit hohem Wirkungsgrad – keine Freischwinger oder eben gar dynamische Systeme. An vielen Stellen waren Lautsprecher aufgehängt. Das gehörte zum Bildungssystem. Die Lautsprecher wurden von zentraler Stelle über ein Netz gespeist, ähnlich wie Glühbirnen vom E-Werk. So hatte man die Gewähr, daß niemand etwas anderes als die gewünschte Propaganda oder Musik hören konnte. Radios gab es praktisch nicht für die Bevölkerung. So konnte man mit Verwunderung auf dem Bahnhof mit etwas Fantasie Beethoven's Klavier-Konzerte wiedererkennen. Aus den Geräuschen, die die Lautsprecher aus der Aufnahme machten. Der Winter ging vorüber. Für das Geld, das wir ausgezahlt bekamen, konnten wir durch die katastrophale Versorgungslage nichts zum Essen kaufen. Aber die Russen wußten, daß wir etwas Geld hatten. Eines Tages bot mir der Magaziner eine Armanduhr an! Eine Schweizer Uhr mit »Zentralsekunde«. Natürlich lief die Uhr nicht. Aber ich nahm die Uhr, gab sie einem Kameraden, der Künstler auf diesem Gebiet war, und bekam zu meiner Überraschung eine Uhr, die wieder brauchbar war. »Den fehlenden Stein habe ich durch Staniolpapier ersetzt. Die Zentralsekunde rausgeschmissen, braucht zuviel Kraft, aber so wird es gehen!« Ich war überwältigt; er zeigte mir seine Werkzeuge, mit denen er arbeitete. Zum Antrieb der winzigen Bohrspindel verwendete er einen wenige Zentimeter großen Flitzbogen, den er hin und her zog. Urwaldbewohner und Menschen aus dem Mittelalter hätten auch ihre Trickkisten wieder erkannt. Not macht erfinderisch! Wie wahr!

Die Stimmung im Lager war seit dem Hungerstreik nicht gut. Das Denunzieren hatte wieder neue Ängste geweckt. Wer waren die Schweine? So verstummten die Gespräche wieder. Jeder zog sich in sich zurück. Und doch gab es ein Mitteilungsbedürfnis. Unser technischer Zeichner fing an, Verse zu schmieden. Mischte sie wie zufällig unter die technischen Skizzen. Wir lasen seine Texte, aber niemand sprach mit ihm darüber. Mir wurde langsam klar, daß er im Vergleich zu uns, scheußlich isoliert war. Auch wenn es zunächst eine tolle Sache für einen Kriegsgefangenen war, einen eigenen kleinen Raum als Zeichenbüro zu haben, er war aus- oder eingesperrt. Eines Tages war ein Text unter seinen privaten »Flugblättern« über

seine Zukunftsträume: Chefkonstrukteur. Darauf versuchte er, sich anhand der alten »Hütte«, des Ingenieurs Taschenbuch, so nebenher vorzubereiten. Ob er es geworden ist? Ich habe es nie erfahren. Eines Tages, im Herbst 1947, wurden wir getrennt. Transporte wurden rasch zusammengestellt; er durfte nach Hause, nach Deutschland! Mir wurde mitgeteilt, daß ich zu den zehn Prozent der besten Spezialisten gehörte, die im Industriegebiet nördlich des Asowschen Meeres noch dringend für längere Zeit für wichtige Wiedergutmachungs- und Aufbauarbeiten benötigt würden. »Eine hohe Ehre und Auszeichnung«, wie man hinzufügte. Mit dröhnendem Kopf und Tränen in den Augen stand ich zwischen Loschkin's Werkstatt und der Dreherei. Zum Bleiben verurteilt, aber Loschkin verlassen. Es hatte keine Vorwarnung gegeben, keine Gerüchte. Am Abend kam Helmut Rindelmann von seiner Arbeit in der Motorradfabrik. Er tröstete mich: »Ich komme mit Dir mit, ich habe erreicht, daß ich in denselben Zug komme, zu dem Du eingeteilt bist. Zu zweit kommen wir schon durch!«

Kapitel 4

Nix damoi; rabotti, rabotti, dawai, dawai! *)

(Die »4. Mechanische« in Druschkowka)

*)(nicht nach Hause; arbeiten, arbeiten, schnell, schnell.)

Nun waren wir im Waggon. Der Zug ruckelte mit uns los. Helmut und ich waren zusammen im Viehwaggon. Wieder ein riesiger 60-Tonner. Diesmal aber nicht überbelegt. Dafür war ein kleines eisernes Öfchen in der Mitte des Waggons! Der Boden war mit ein wenig Stroh belegt. Der Komfort entsprach dem für Rotarmisten. Keiner von uns klagte über die elenden »Reise«-Bedingungen«. Wir kannten weit Schlimmeres aus der Zeit des Zusammenbruchs und den Transport durch Rußland in den Vorural. Wo wird es diesmal hingehen? Einige besonders Naive glaubten, daß es doch nach Deutschland ginge. Als »Dankeschön« für unsere gute Arbeit. »Wir waren doch die Besten. Die wollten bloß keinen Streit im Lager, mit dem Schorni Rabotschiks, die wir Spezialisten schließlich mit ernährt haben, mit unserer Arbeit!«

Bei diesem Gerede machten wir nicht mit. Wenn wir auch sonst nichts glaubten – »Trau keinem Fuchs auf grüner Heid« – und keinem Ruß« bei seinem Eid –« – daß, was mir vor Loschkins Werkstatt gesagt worden war, mußte man akzeptieren: man brauchte uns noch in der russischen Industrie! Die Russen, soweit nicht im Krieg angekommen, waren noch als Besatzung in Deutschland. – Was sollte das sinnieren? Nördlich vom Asowschen Meer lag das Industriegebiet im Donez-Becken. Ich war innerlich eher unglücklich, weil ich mir ein wenig »verkauft« vorkam. Hätte Loschkin mich nicht ganz so »hochgelobt«, wäre ich jetzt vielleicht nicht dabei. Hätte Chancen, tatsächlich nach Hause zu kommen. So war der Abschied von Meister Loschkin auch belastet. Er war, ähnlich wie ich, bedrückt.

Ob er Ähnliches dachte, wie ich? Jedenfalls war ich ihm dankbar. Diese geschickte Art, wie er mich einsetzte, hatte mir eine ordentliche Portion Selbstvertrauen verschafft. Inzwischen hielt ich mich selber für einen Spezialisten im Maschinenbau. – Leise tauschten Helmut und ich unsere Meinungen aus. Helmut war voll Zukunftsüberlegungen: »Nun gut, Dir hat die Arbeit in der Loschkinwerkstatt gefallen. Das Improvisieren beim Maschinenbau und Reparieren hat Dir gefallen und über vieles, vieles hinweggeholfen. Aber nochmal? Nochmal was Ähnliches? Nein, da wirst Du enttäuscht. Wir müssen was Neues machen. Unser Wissen erweitern ...« »Und wie stellst Du Dir das vor? Du weißt, wie es unserem Kameraden, dem Spediteur, ergangen ist. Die Gelbgießerei, toller Job, die Gießerei aufbauen. War ein kleiner König. Nun ist er in Sibirien ...« »Warum eigentlich? Habe ich nicht mehr so mitbekommen. Da war ich schon bei den Motorrädern.« »Ach so, hast Du nicht mitbekommen. Du erinnerst Dich an die sündhaft teuren Graphit-Tigel. Hatte man für ihn beschafft. Nachdem er alle »geliefert« hatte, kam er nach Sibirien.« »Warum sind die Tigel eigentlich alle kaputt gegangen?« – »Unser Spediteur wußte nicht, daß die Graphit-Tigel absolut durchgetrocknet sein müssen, keinerlei Feuchtigkeit in der dreifingerdicken Wandung mehr sein darf. Er hatte in dem Schmelzofen sehr wohl eine Vorwärmzone für die Tigel – hatte aber nur eine Stunde oder so, die Tigel hineingestellt.« »Und deshalb mußte er nach Sibirien? Hart!« »Naja, Helmut; er war zu überheblich geworden. Den ersten, auch den zweiten Fehlstart hatte man durchaus toleriert. Aber alle, alle dieser eimer großen, kostbaren Tigel. Und dabei hatte er das in der »Hütte« nachlesen können. Naja, zum Schluß hat er aus Stahlblech Tigel herstellen lassen. Bronze eingeschmolzen. Der Tigel vertrug die Schmelze bei der Temperatur nicht. Abscheulich. Die Bronze ergoß sich in den Schmelzofen und zerstörte die Feuerung. Das war's dann. – Da konnte ihm niemand mehr helfen« – »Aber trotzdem schon sehr hart. Sibirien. Was hat man ihm eigentlich zum Schluß vorgeworfen?« »Nun, daß er keine Ahnung von der Technologie gehabt und sich die Position erschwindelt hätte. Er hatte wohl mal in eine Gelbgießerei hineingeschnuppert, aber keinen blassen Schimmer, worum man sich zu kümmern hat, wenn man so eine

Produktion aufbaut. Er hatte in »Kapitalisten-Manier« den dicken Mann gemacht, wie er es beim Speditionsgeschäft gelernt hatte. Da braucht man nicht viel über Technologie zu wissen. »Typischer Kapitalist« – »Naja, damit waren die schneller bei der Hand, als man sich denken konnte. Weißt Du noch, wie ich meine Fotos beim Loschkin gezeigt hatte?« – »Ja, Helmut, ich weiß. Sie hatten erklärt: Kapitalist! Weil man Deine schöne Wohnzimmereinrichtung sofort mit der russischen Hetzpropaganda in Verbindung brachte: Ihr Deutschen habt Euren »Reichtum« in ganz Europa im Krieg zusammengeklaut! Und dann hattest Du auf dem Soldatenbild eine Ausgehuniform an. Mit Lametta und Krawatte(!) um den Hals – da war es ganz aus. Naja, ein wenig hatten wir bei der Wehrmacht ja auch mitgespottet: »Schlipssoldat bei der Luftwaffe«.

Der Viehwaggon rumpelte weiter und weiter. Ischewsk lag nun hinter uns. Noch hingen die Gedanken in Loschkins Werkstatt. Der Abschied war bedrückend gewesen. Bis zum letzten Augenblick wurde gearbeitet. Ich mußte noch einmal zur Nagelmaschine. Irgendwie war es »meine« Nagelmaschine. Der Gedanke ärgerte mich, daß nun ein anderer mit ihr arbeiten würde. Ich wußte nicht einmal wer. So stellte ich sie nicht besonders gut ein. –

Später erfuhr ich, daß ein deutscher Kamerad die Maschine übernommen hat. Er brauchte einen Tag, bis die Maschine wieder lief. Bis zu seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft wurde die Maschine von ihm liebevoll gepflegt. –

Loschkin stand vor seinem Büro, als ich ging. Ein Händedruck, ein »Spassivo«. Er litt wohl sehr darunter, daß seine positive Beurteilung zur Verlängerung meiner Gefangenschaft geführt hatte. Gerne hätte ich ihm später für die Zeit in seiner Werkstatt gedankt, als ich endlich wieder zu Hause war. Damit hätte ich ihn aber 1950 nur in Schwierigkeiten gebracht. – Und mich auch – Kollaborateur. Der KGB suchte immer Leute....

47 Jahre später las ich: Join Venture, deutsch-russische Fabrikation in Ischewsk. Ein Telefonanruf bestätigte mir: es war »unser« Ischewsk. Ein Ingenieurkollege, den ich kannte, leitete das Projekt. Er erzählte lebhaft, hatte Videoaufnahmen von Ischewsk gemacht. Kannte das Kraftwerk, die großen, weiten Gebäude am Berg, die

»Ministerien«. Er kannte die Anhöhe, auf der unser Lager war. War in der Fabrikhalle, deren Dach ich mitgedeckt hatte. Ich war wie elektrisiert, die Kehle wurde mir zu eng. Ich verschob das Treffen zum Anschauen des Filmes. Wahrscheinlich hätte ich geheult. – Loschkin, heute wäre er wohl über neunzig, wenn er noch lebte. Ein vorbildlicher Mensch. Ich hätte mir einen herzlicheren Abschied von ihm gewünscht. Damals 1947

Die Waggontüren waren unverschlossen; konnten von uns aufgeschoben werden! Nachts fuhren wir durch Industriegebiet. Faszinierend flackerten die feurigen Öfen der Stahlkocher. Tagsüber flog die Landschaft an uns vorbei. Manchmal gab es einen Halt. Wir durften aus den Waggons. Konnten auch gelegentlich auf einem nahegelegenen Basar Semitschki kaufen. Wir hatten gelernt, die Sonnenblumenkerne mit den Zähnen zu knacken. Hatten aber auch begriffen, daß die zum Teil braun-schwarz-gefärbten, abgenagten Zähne einiger Russen vom Semitschki-Knabbern herrührten.

Machorka wurde gekauft. Man kaufte Semitschki und Machorka glasweise. Ein »Stachan«. Unsere Raucher waren längst überzeugt, daß Machorka viel besser schmeckt als deutsche bzw. Orient-Tabake. Gesoßt; parfümiert! Machorka ist kernig! Muß in Zeitungspapier gewickelt geraucht werden. Aber, nicht die erste Seite der Prawda (Prawda Fettdruck, Bilder – zuviel Druckerschwärze). Laufender Text, quer zur Längsachse der Zigarette gedreht, bringt den vollen Rauchgenuß. Von Buchstabenring zu Buchstabenring glimmt dann die Zigarette! Was hatten wir alles gelernt – keiner klagte über den Viehwaggon. Wir waren eben in Rußland. Und die Russen? Unsere Bewacher? Die hatten keine Sorge, daß wir ausreißen, daß wir fliehen würden. In dem Transport waren Spezialisten, deutsche Spezialisten, die man in Rußland brauchte, die man deshalb nicht viel anders behandelte als russische Soldaten. Weshalb sollten solche Kriegsgefangene fliehen? Nun, der eine oder andere Kamerad schielte schon.

Der Zug kam nach Charkow. Viele Kameraden hatten den Vormarsch mitmachen müssen. Wußten, wie weit es nach Deutschland von hier aus war. Und –, hier war die Bevölkerung gewiß nicht auf der Seite der Kriegsgefangenen – wirklich nicht? Durch die halboffene Wag-

gontür reichte uns ein russischer Zivilist Zuckerrüben hinein. Wahrscheinlich das einzige Eßbare, was er hatte, um es uns zu schenken. Wir berieten, was wir damit anfangen könnten. Nun, wir hatten ein Öfchen. Also kochen. Doch nach dem Kochen schmecken die Zuckerrüben scheußlich. Aber wir aßen sie. Der Hunger war auch auf dieser Reise unser Begleiter. Doch wir wurden nicht um unsere mageren Tagesportionen betrogen. Dieses Mal nicht – Die Reise dauerte mehrere Tage. Eine Woche? Darüber dachten wir nicht nach. Irgendwie empfanden wir die Fahrt als erholsam. Wir hatten nun schon zwei Jahre praktisch ohne Unterbrechung – Sonntag? Was ist das? – gearbeitet. Abends, Kopf an Kopf liegend, todmüde. Kaum über Persönliches gesprochen. Alles wurde mitgehört. Wer war Spitzel? Zuträger zum Polit? Hier im rumpelnden Zug konnten wir uns endlich unterhalten. Stundenlang. Bis dahin wußte ich von Helmut nur, daß inzwischen seine Mutter gestorben war, daß seine Frau auf ihn wartete. Von mir wußte Helmut, daß ich endlich Post von daheim bekommen hatte und sogar zwei Paßbildchen; von meiner Mutter, von meinem Vater. Zu meinem Geburtstag hatte er mir ein hübsches Holztui geschenkt. Damit die Bilder sorgfältig verwahrt werden konnten. Das Etui war poliert, mit Intarsien verziert. Ein kleines Kunstwerk; von einem Kameraden nach Helmut's Angaben gefertigt.

Meinen Geburtstag im September 1945 habe ich nicht »erlebt«. Erst im Oktober, als der Schnee fiel, begriff ich, daß ich inzwischen irgendwann meinen Geburtstag gehabt haben mußte, daß ich nun 18 Jahre alt war. – So hatte sich manches gewandelt. Unsere Erwartungen von der Zukunft waren weder dunkelschwarz noch rosig. Wir waren sehr bescheiden in unseren Ansprüchen und Vorstellungen über unsere Zukunft geworden. Helmut's Idee: wenn nach »Drehern« gesucht wird, melden wir uns. Loschkin war bestimmt prima – denke nur an den riesigen Eisenbahnkran, den ich damals repariert habe – Du hattest die Schieber der Dampfmaschinen (das Riesending hatte gleich mehrere, statt Motoren!) eingeschabt und tuschiert – aber, wir sollten einmal etwas ganz anderes tun. Wir wollen ja die Zeit nutzen, dazulernen. Ich fand die Idee gut, auch wenn ich vom Drehen weniger Ahnung hatte, als vom Maschinenbau. So hatten wir ein Konzept. –

Zwischendurch wanderten die Gedanken dann wieder zurück: in die Kindheit, in die Jugend, die so früh vom Krieg und der Politik überschattet war. Unbeschwerte Kindheit? Ja! Sommer 1932. Frühstück auf der Veranda; die Brüder in der Schule. So gerne wäre ich mitgegangen zur Schule. Lesen lernen! Mein Traum. Aber ich durfte noch nicht. So spazierte ich mutterseelenallein durch die Kleinstadt. Machte meinen Besuch beim Schreiner, beim Automechaniker mit seiner kleinen Tankstelle. War voller Bewunderung, wenn er mit dem Schweißbrenner arbeitete. Ging dann zum Bauernhof, der uns gegenüber einen Taubenschlag mit Kirchturmuhre stolz sein Eigen nannte. Die Gemeinde hatte im letzten Augenblick vor dem Preis der Uhr zurückgezuckt, da hatte der Bauer sie genommen. – Dort wurde ich schon zum zweiten Frühstück erwartet. Bekam klein geschnittene Brötchen und heiße Milch. Es war einfach schön und heimelig; ohne es zu wissen, kittete ich den Sprung, der durch die Entweihung der Kirchturmuhre, entstanden war. –

Das war nun 15 Jahre her. So unbeschwert war ich nie wieder gewesen. – 1939 Feuerlöschübungen auf dem Katzbachplatz. Umgang mit Brandbomben. Arbeiten unter der Gasmasken. Ich war zwölf. Mit 14 Ärger mit der HJ. Ein halbes Jahr nicht zum Dienst gegangen. Vor's HJ-Gericht gestellt. Lebensmittelkarte für einen Monat entzogen. Neuen »grünen« Ausweis. Wöchentlich abstempeln lassen, daß am HJ-Dienst teilgenommen. Nur dann Lebensmittelkarten! Flucht nach vorne; Nachrichten-HJ. Gerätewart und Funkerausbildung. Zunächst im Reichspostzentralamt. Leipziger Straße. Dann im Flughafen Tempelhof. Zum Teil mit den »Blitz«-Mädchen. Schließlich auf der Luftnachrichtenschule in Halle, der Hochburg der Nachrichtentechnik. Mit 15 hatte ich den Wehrpaß. Mit 16 war ich nach Ansicht eines Ausbilders, als ich in Halle ankam: »Wie ein alter Mann, kannst nicht mehr lachen?« »Nein, es gibt so wenig zu lachen in Berlin, im »Zentrum«. Ich habe den ganzen Bombenterror mitgemacht. Nachts. Tags dann Telefonverbindungen provisorisch repariert. Dann wieder zur Einsatzzentrale als Melder oder zu Löscharbeiten am Potsdamer Platz. Im Bunker 16 Meter unter der Erde. Dort kam man nur ersaufen, wenn der Landwehrkanal getroffen wird.« Der Ausbilder ließ mich in Ruhe. Es gab aber doch Ärger, nicht mei-

netwegen. Wir waren in einer »Bomben«-Stimmung. Saßen im Hörsaal für den Funkunterricht. Einer stimmte an: »Hoch droben auf dem Berg, gleich unter den funkelnden Sternen ...lle machten mit, sangen, klopfen den Takt auf den Morsetasten mit. Plötzlich »verjazzte« einer das Lied. Die Stimmung war übermütig. – Da platzte der auszubildende Dozent, Funklehrer, alles in einem, herein. »Seid Ihr wahnsinnig! Ihr könnt was erleben! Heute abend Balparé!« Der Dienst nahm seinen gewohnten Gang. Flott und interessant. Am Abend dachte keiner mehr an den »Anschuß«, den wir wegen unseres fröhlichen Übermutes bekommen hatten. Wir lagen im Bett. Hatten irrsinnig kurze Nachthemden zu tragen, machten unsere blöden Witzchen darüber, als die Tür aufgerissen wurde: »Alle raustreten! Wie Ihr seid. Mir nach! Runter auf den Hof.« Barfuß rannten wir die Treppe hinunter auf den Hof. »Antreten! Im Laufschrift, marsch, marsch! Hinlegen! Auf marsch, marsch! Hinlegen! 10 Liegestütze! Mit Beifall, mit in die Hände klatschen! Auf marsch, marsch! In die Stuben! Vorher kurz unter die Dusche! Wehe, es meldet sich morgen einer krank! Weggetreten!« – – – Das war's. Balparé! Nun wußte ich, was Balparé ist. – – –

Am nächsten Morgen: Unterricht. Grundlagen der Nachrichtentechnik. Schwingungslehre. Der Vortrag war gut gestaltet. Unterstützt durch Experimentalvorführungen. Dafür war ein Experimentierbaukasten die Grundlage. Jeder Physiklehrer mußte eifersüchtig werden, wenn er dieses hervorragend gestaltete Lehrmaterial der Luftnachrichtentruppe sehen konnte. Ein bißchen war ich es auch. Unser Ausbilder schaltete nun eine »riesige« Drosselspule mit einem großen Kondensator zusammen, legte einen Strommesser in den Schaltkreis. Klemmte ein Voltmeter parallel zu dem Kondensator. Nahm dann eine Batterie; gab einen Spannungsstoß auf den Kondensator, und: der Spulen-/Kondensatorkreis begann zu schwingen! Die Anzeige-Nadeln, der vertikal stehenden Meßinstrumente, begannen rhythmisch, gegenphasig zu pendeln. Für jeden fast zum Anfassen begreifbar: so arbeitet ein elektrischer Schwingkreis! Unser Ausbilder genoß die bewundernde, stille Aufmerksamkeit seines Kurses. Dann beendete er den Vortragsabschnitt mit dem Satz: »Ihr merkt Euch also: beim Zusammenschalten eines Kondensators mit einer

Induktivität entsteht ein elektrischer Schwingkreis, in dem die elektrische Energie mit niedriger Frequenz pendelt.«

In diesem Augenblick brach in mir spontan der aufgestaute Ärger über die sadistische Schleiferei im Nachthemd auf: barfuß im Schnee! Auf dem Kies! Ohne zu fragen, ergänzte ich seinen Satz: »Und wenn die Induktivität aus einer Spule mit einer Windung bei einem Radius von 10 Zentimetern gebildet wird, der Kondensator aus zwei pfennigstückgroßen Kupferscheiben im Abstand von ca. einem Millimeter besteht, beträgt die Frequenz ca. 100 MegaHertz oder mehr. Als langsam würde ich diese Schwingung wohl nicht mehr bezeichnen.«

Der Ausbilder war wie erstarrt. Auf alles war er wohl gefaßt gewesen; irgendeine Reaktion auf die überzogene Schleiferei. Aber, fachlich lächerlich gemacht zu werden! Keiner gluckste. Meine Kameraden warteten mucksmäuschenstill auf den Fortgang der Kontroverse.

Nachdem er Luft geschnappt hatte, stellte er fragend fest: »Und das weißt Du, wissen Sie ganz genau?« »Ja! Ich bin Jungmitglied im Deutschen Amateursende- und Empfangsdienst. Dezimeterwellentechnik ist ein Zukunftsthema. Wir haben hier ja bereits Dezi-Geräte im Sachsenwald erproben dürfen. –« Er war irritiert, gab noch nicht ganz auf: »Und wie würdest Du »Deinen« Schwingkreis berechnen.« »Nun, Nesper empfiehlt, als Maßeinheit statt in mikrohenry und Pico Farad in »cm« zu rechnen und diese Werte in die Thomsonsche Formel einzusetzen.« Er gab auf. Ließ sich nicht auf Debatten über den Rechnungsgang ein – den hatte mir mein älterer Mitschüler Reimers beigebracht – sondern ging auf »taktischen« Angriff: »Morgen kommt eine große Inspektion. Es wäre schön, wenn jemand einen »simultan Achter« mit Feldfernsprechern aufbaut, vorführt und erläutert. Nicht gerade Hochfrequenztechnik; aber: übernehmen Sie!« Ich bestätigte, ohne zu zögern: »Jawohl! Brauche Trennübertrager mit Mittelanzapfung. Erdspieße und Abhörgerät zusätzlich. Werde zeigen, daß nicht nur Kabel gespart wird, sondern Abhörsicherheit erhöht... Unser Schlagabtausch war beendet. Die Inspektion kam. Alles klappte wie am Schnürchen. Man war sehr angetan. Der Ausbilder kam zu mir: »Danke! War prima. Lade ein zum Besuch im Stadttheater Halle. Mit mir. 19 Uhr vor meinem Zimmer. Klar?«

Ich war so verblüfft, daß ich mich unmilitärisch höflich bedankte. Wir gingen tatsächlich zu zweit ins Theater. Eine festlich schöne Aufführung mitten im Krieg. Februar 1944 –

Auf dem Nachhauseweg unterhielten wir uns. Er bat mich, die HJ-Armbinde von der Luftwaffenuniform abzustreifen und in die Tasche zu stecken – das war uns streng verboten; wegen der Militärstreifen. Wir hatten ja kein Soldbuch! Warum er die Armbinde nicht wollte, fragte ich nicht. Jedenfalls schikanierte er uns während des ausgezeichneten Lehrgangs nicht wieder. Nach dem Kurs war ich ausgebildeter Funker und Nachrichtengerätewart, brauchte in kein Wehrrertüchtigungslager und hatte im Wehrpaß die gewünschten Zusatzeintragungen. Niemand würde mich woanders als bei der Funkerei einsetzen – dachte ich damals. – Jetzt immer noch »Schiß« habend, wegen der Pioniertätigkeit! –

»Weißt Du Helmut, kurz bevor wir aus Ischewsk abfahren, kam mir ein Kamerad aus einem fremden Lager entgegen. Er war zu internem Transport eingeteilt und in unser Lager gebracht worden. Ich bin auf ihn zugerannt, habe ihn angestrahlt und ihn beim Namen gerufen. Der Mann streckte mir abwehrend, mit eisigem Gesicht, die Hände entgegen: »Ich kenne Dich nicht!« »Doch, wir waren zusammen bei der Pi23. In Guben.« »Davon weiß ich nichts. Ich kenne Dich nicht. Vergiß alles, falls Du Pionier warst!« Der Kamerad drückte sich an mir vorbei. Ich war dem Heulen nahe.« – »Naja, »kommentierte Helmut die Geschichte, »viele haben während des Krieges versucht, von Kurs zu Kurs zu kommen. Um zu überleben, sich nicht die Finger schmutzig zu machen. Ganz einfach ist das eben nicht. Weißt Du, was Dein Kamerad für Aufträge erfüllen mußte?«

Noch lange hatten wir zu erzählen gehabt, Gedanken ausgetauscht. Der Zug war in Kramatorsk angekommen. »Das ist nördlich vom Asowschen Meer. Hochöfenanlagen und so was« wußte einer. »Oh Gott! Bitte keine Hochöfen. Helmut blieb ruhig. Kannte er die Ecke durch die Luftwaffe?« Nun wart mal ab. Das geht hier nicht so schnell wie in Ischewsk – »

Er sollte recht behalten. Ohne besondere Eile stiegen wir aus den Waggons und ordneten uns zur Marschkolonne. Latschten vom Bahnhofsgelände über Nebenstraßen zu einem riesigen, auf einer

Anhöhe gelegenen Bau. Ein Ministerium? Aus der Zarenzeit. Wir hatten von der Stadt kaum etwas gesehen. Irgendwie hatte ich gehofft, von der Anhöhe aus einen Blick auf das Asowsche Meer zu haben. Aber das lag vielleicht doch weiter südlich, als ich angenommen hatte. So war ich ein wenig enttäuscht. Daß niemand über unsere lautstarken Unterhaltungen während des Marsches meckerte, stimmte mich versöhnlich. Nach der langen Bahnfahrt, auf der man sich endlich einmal mit seinen – seinem(?) Kameraden aussprechen konnte, war offenbar der Bann des Schweigens gebrochen. Diese Russen verlangten nicht, daß wir zackig marschieren. Ein neuer Anfang.

Das riesige Tor des Ministeriums schloß sich hinter uns. Auf dem Hof: Aufstellung in korrekter Formation. »Stillgestanden!« Der neue Kommandant. Eine Ansprache. Nette Begrüßungshinweise, wie auf – und eingeteilt wurde. Dann: das Wichtigste! »In diesem Lager sind mehrere hundert Japaner. Bitte, keine Kontakte! Die Japaner gehen geschlossen zur Arbeit zu den Hochöfen. Sie bekommen Sonderverpflegung aus dem Mutterland. Reis! Täglich ein kleines Schüsselchen. Hervorragend! Hütet Euch davor, Tauschgeschäfte oder so etwas ähnliches mit den japanischen Soldaten zu machen. Den Reis kaufen zu wollen. Das gibt furchtbaren Ärger für den Betroffenen. Die Japaner werden mit höchster Disziplin geführt. Die militärische Ordnung wird unerbittlich aufrechterhalten. Wir verhandeln ausschließlich mit dem ranghöchsten japanischen Offizier! Verstanden?«

Wir brüllten verdutzt unser »Jawohl!«. Durften dann wegtreten und wurden nach und nach in kleinere Gruppen aufgeteilt, in das riesige Gebäude geführt. Schöne breite Flure, Steintreppen. Nach unserem Leben in den primitiven Baracken: ein Hauch von Luxus. Ganz verwirrt stand ich in der zugewiesenen Unterkunft. Die Mannschaftsstube hatte hohe, schöne Fenster! Eisenbetten mit Strohsäcken. Doppelstöckige Betten. Zwischen den Fenstern gleich drei nebeneinander. Für den »mittleren« eine kleine turnerische Aufgabe. Mir machte das nichts aus. So ganz konnte ich es noch nicht fassen: Betten, Strohsäcke, Zimmer mit großen Fenstern. Steinbau – – Nach mehr als zwei Jahren nicht mehr auf blanken Brettern schlafen müs-

sen – – Ich war fast gerührt von der Fürsorge und dem Komfort. Strohsäcke für Kriegsgefangene!

Man hatte uns nicht verboten, auf den Hof zu gehen. So prägte ich mir das Zimmer ein, in dem ich schlafen sollte und ging durch das großzügige Treppenhaus in den Hof. Der Hof war nun menschenleer; ich strebte unwillkürlich zu dem großen Tor, durch das wir einmarschiert waren. Die Situation war eigenartig unwirklich. Das repräsentative Gebäude, der riesige Hof. Eine Mischung von Erinnerungen an vergangene Zeiten im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und der Funcker-Kaserne in Potsdam-Nedlitz stieg in mir auf. Gedankenverloren kam ich an die Ecke des großen Gebäudes, wollte meine kleine Wanderung zum Tor fortsetzen. Da riß mich eine Windboe fast um. Vor meinen Füßen flogen meine Holzpanntoffel; ich rannte, so schnell ich mit meinen Fußlappen nur konnte, hinterdrein. Schließlich hatte ich sie eingefangen. Wie in einem Windkanal raste stürmisch Luft auf mich zu; durch den »Kanal«, der durch die Baulücke, zwischen dem großen Gebäude und der Wache, gebildet wurde. Die Luft kommt wahrscheinlich direkt vom Asowschen Meer. »Hier wird es nicht so kalt wie in Ischewsk«, dachte ich erleichtert, als ich mich gegen den Wind, Richtung Tor, kämpfte. Ein kleiner Irrtum war dabei, wie ich bald lernen sollte. Es war nicht so kalt; aber frieren – frieren mußten wir trotzdem! In Ischewsk war wenig Wind. Die Luftfeuchte war anders. Trockene Kälte – Nein, das wußte ich in dem Augenblick noch nicht. Meine Neugierde und Bewegungsdrang, der durch die lange Fahrt im Waggon ein Ventil brauchte, waren gestillt. Das Zimmer fand ich wieder. Kroch in den aus zwölf Betten gebildeten Block zu meinem Strohsack. Oben in der Mitte, mit dem Kopf zur Außenwand.

Am nächsten Morgen: Antreten auf dem Hof. Essenausgabe; Zählappell. Dann erste Befragung zum Arbeitseinsatz. Helmut blieb mit mir zusammen, als wir unsere Angaben machten. Die »Schreibstube« war in einem kleinen, flachen Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes. Helmut stieß mir freundschaftlich in die Rippen: »Also Dreher!« Wir waren an der Reihe. Wurden gefragt: »Was für Spezialisten?« Mit dem Kopf nickend, antworteten wir beide: »Dreher«. Der Schreiber schaute zu uns auf: »Auch Revol-

ver-Automaten?« Bevor ich eine Einschränkung machen konnte, antwortete Helmut für mich mit: »Na klar, auch Revolver-Drehbänke. Klar!« Der Schreiber war befriedigt: »Ihr kommt in die 4. Mechanische nach Druschkowka. Haltet Euch heute abend bereit. Es wird ausgerufen. Ein LKW bringt Euch hin und später wieder zurück. Die Nächsten –«

Helmuth und ich schauten uns an; ich schnaufte ein bißchen. Er knuffte mich. »Wirst sehen, daß ist besser als Maschinenbau. Wir müssen noch dazu lernen. Deine »Universitäten« – – »

Der Abend kam. Der LKW auch. Wir standen auf dem offenen LKW. Dicht an dicht gedrängt auf der Plattform. Gottlob war es nicht mehr windig. Die Witterung war relativ mild. Ein klein wenig schaute der Mond immer wieder durch die Wolken. Nach unserem LKW.

Vor einem Fabriktor blieb der LKW stehen. Einige Herren wurden von der Torwache herbeigerufen. Wir kletterten von dem LKW, nahmen Aufstellung und wurden auf das Fabrikgelände geführt. Schon nach dreißig Metern stoppte man. Noch über eine Gleisanlage nach links. Das Tor der Halle wurde geöffnet. Das eine Gleis lag unmittelbar vor dem Tor. Helles Licht begrüßte uns. Man ließ uns ungeordnet in die Fabrikhalle eintreten. Gleich rechter Hand begann offenbar die Produktionslinie. Zwei Reihen großer Drehautomaten. Ich konnte den Namen »Ward« lesen. Die Maschine war so hoch, daß ich wohl nur mit Mühe an das Spannfutter reichen würde. Zwischen den zwei Maschinenreihen waren halbhohe, zum Hallenende offenbar leicht fallende Gestelle aus schmalen Winkeleisen: Rollbahnen für Räder

Man begrüßte uns kollegial. Der Zechen-Natschalnik war persönlich gekommen. Ein Polit-, ein Arbeitskommissarmeister, Obermeister, Revisionchef. Richtig großer Bahnhof. Der Dolmetscher übersetzte: »Ihr seid hier in der 4. Mechanischen. Der ganze Sawod hat etwa 30.000 Mitarbeiter. Eigene Stahlgießerei, Gesenkschmiede usw. Nebenan ist die Wagonettki. Da werden die Grubenwaggons – Muldenkipper – zusammengebaut, geschweißt usw., für die Ihr hier die vorgegossenen Räder herstellt und dann als Radsätze montiert. Bitte aufstellen: »Wer will Räder drehen?« – »Hier!« – »Wer Achsen drehen mit Gewindeschneiden?« – »Hier!« – »Wer will an die

Bohrmaschinen?« Er zeigte auf eine Gruppe von vier großen Ständerbohrmaschinen – 2 1/2 Meter hoch! –, die den Abschluß der beiden Drehmaschinenreihen bildeten. In Null-Komma-nix waren wir grob aufgeteilt. Durften an die jeweilige Maschinengruppe und uns umschauen.

Einige Kameraden waren magisch angezogen von dem ersten Maschinenblock mit den »Ward«-Automaten. Ein nicht besonders groß gewachsener Kamerad, war es Heinrich Bünge?, wir kannten uns ja noch nicht, war begeistert. Auch Max Hirschfeld, ihm fehlte durch einen Unfall ein Finger, stellte sich sofort dieser Herausforderung. So konnten Helmut und ich uns zu den kleineren Revolverautomaten vortasten. »Ordschonikids« las ich auf der Maschine. Eine russische Neuentwicklung. »Vom Feinsten«. Alles abgeschaut, was man an amerikanischen oder europäischen Automaten Gutes finden konnte. Die Maschine hatte eine angenehme Arbeitshöhe für mich. Ich blieb stehen und legte ein wenig besitzergreifend meine rechte Hand auf den Revolverkopf der Drehmaschine. Helmut schloß sich meiner Wahl an. Auf jeder Seite der Rollbahn standen vier dieser Automaten. Soweit die Automaten schon von einem Kameraden auserkoren waren, stellte man sich gegenseitig vor. »Ich heiße »Ossi«,« sagte der Kamerad, der zögernd die Maschine auf der anderen Seite der Rollbahn für sich gewählt hatte. »Ich habe keine Ahnung, was ich mit der Maschine machen soll. Bin vom Gymnasium weg zu den Funkern. Versuche mich seither durchzuschlagen ...Helmut beruhigte ihn: »So moderne Automaten kennen wir auch noch nicht. Im Prinzip wissen wir aber so weit Bescheid, daß wir Dir helfen können. Ist doch selbstverständlich ...«

Jetzt kamen Meister und Dolmetscher zu uns: »Ihr habt Euch also für die dritte Operation entschieden? Ihr seid »Paß-sitz-Dreher!?!« Bevor ich eine vorsichtige Einschränkung machen konnte, bestätigte Helmut für uns beide: »Jawohl, Paß-sitz-Dreher!« Mir war ein wenig bange, den Reinfall von unserem Spediteur saß mir noch in den Knochen: vom »Chef« der Gelbgießerei zum »Sträfling« nach Sibirien. Im nächsten Augenblick wünschte ich mir »Nein!« gesagt zu haben. Man erklärte uns: »Die dritte Operation ist besonders gut bezahlt. Sie ist schwierig. 110 Millimeter Innendurchmesser auf

plus/minus, dreihundertstel Millimeter genau. Kugellagerpassung. Ihr bekommt Progressivlohn, wenn Ihr mehr als die Norm schafft. Strafabzüge, wenn Ihr Ausschub macht. Wenn Ihr die Norm nicht schafft: Ärger mit dem Kommissar!«

Ich stand wie versteinert. Meine Haltung wurde bemerkt und man ermutigte uns: »Also heute: keine Norm. Heute Maschine anschauen. Probieren wie geht. Morgen: auch noch nicht Norm. Anfangen, vielleicht 40 Räder. Nächste Woche: 60! Dann aber: 80! Karascho?!«

Helmut, Ossi und ich schauten uns an, nickten den Herren zu. Die gingen zu der nächsten Operation. Wir fingen vorsichtig an, die modernen Drehautomaten zu untersuchen. Rechtslauf, Linkslauf der Drehspindel. Vor-, Rücklauf des Schlittens mit dem Horizontal-Revolver. Der Revolverkopf war nicht voll bestückt. Nur zwei Stahlhalter, dick wie starke Männerarme, waren eingesteckt. Keine Feinsteller am Support. Der Revolverkopf ließ sich gut schwenken. Die Rastung war stabil und tadellos. Probeweise Leit- und Zugspindel laufen lassen. Den Arbeitsvorschub, den Schnelllauf; vor, zurück. Alles einwandfrei. Was nun? Ein paar Räder standen für einen Probelauf auf dem Transportgestell. Also: Aufspannen. Eine Spezialvorrichtung mit langen Stehbolzen war auf der Arbeitsspindel montiert. Das Rad ließ sich gut aufsetzen. Ein Schraubenschlüssel lag bereit. Muttern. Zwei Drehstähle. Ein Schlüssel für Innensechskantschrauben für den primitiven Stahlhalter des Revolverkopfes. Und nun? Ich schnaufte. Ließ das Rad anlaufen. Fuhr mit dem Revolverkopf den Drehstahl in die vorgeschraubte Bohrung. Ließ einen Span abnehmen. Wie weiter?

Wir beratschlagten. Auch die Kameraden von der ersten und zweiten Operation kamen nun. Im richtigen Augenblick erschien Nicola mit dem Dolmetscher. »Nicola ist hier Unter-Meister.«

Nicola, ein junger, großgewachsener Mann, schaute uns freundlich an. Wirkte aber ein wenig schüchtern. Wie wir erfuhren, hatte man ihm gesagt, daß wir große Spezialisten seien – Bolschoi Spezialisti – Einige von uns hätten in der Rüstungsschmiede im Ruhrgebiet an der V-Waffe mitgearbeitet. – Naja, ich bestimmt nicht. – Bereitwillig erklärte er mir, wie man den Automaten zweckmäßig benutzte: »Der Drehstahl wird einfach in das viereckige Loch des Revolver-

kopfarmes gesteckt. So'rum ist richtig. Mit den Imbusschrauben festklemmen. Das ist schon alles. Jetzt 'ranfahren an die Innenbohrung des Rades. Schauen, wie der Stahl steht. Korrigieren. Das Rad vorsichtig ausdrehen. Ponnemais?« Ja, ich hatte verstanden. Aber ich soll doch 110 mm +/- 3/100 mm den Paßsitz herstellen? Womit einstellen? Womit messen?

Nicola lachte: mit Gefühl und Geschick. Zum Messen bekommst Du einen Kaliberdorn. Er zeigte uns die Kaliberlehre. Nicht rund, wie eine Hantel. Nein, die Lehre sah wie ein großes »H« aus, d.h. die Seiten angeflacht. »So, jetzt hält man die Lehre an die angespannte Stelle und schaut. Muß die Spitze vom Drehmeißel weiter hinaus- oder hineingeschoben werden? Zum Beispiel: so. – Wieder festziehen. Anschaben. Weg mit dem Revolverschlitten. Messen. Wieder vorfahren, korrigieren und so weiter. Du hast maximal drei Millimeter, vielleicht, wenn Du Glück hast, fünf Millimeter zur Verfügung. Für das Probieren und Einstellen. Dann muß es stimmen. Gehst Du weiter hinein mit dem Stahl und die Bohrung ist zu groß ... Scheiße, Ausschuß. Kostet Dich Strafe. Einen Tagesverdienst. Klar?« Jetzt war ich dem Heulen nahe. Mit so primitiven Einstell- und Meßmöglichkeiten Paßsitz-Drehen? Strafe für Ausschuß schon beim Einstellen der Maschine? »Nitschewo, probieren. Keine Angst. Nimmst »nach drei Millimetern« ein Neues zum Probieren. Dann noch ein weiteres Rad. Bis die Einstellung stimmt. Dann die Proberäder noch <mal auf die Maschine und fertig machen.« ...

Die Methode erschien mir mehr als abenteuerlich; aber ich hatte keine Wahl. Also: Probieren. Tatsächlich klappte es schließlich. »So, und nun »Durchfahren«. Die Tiefe soll 100 Millimeter plus/minus 1 sein. Da ist die Tiefenlehre. Stell die Vorschubautomatik entsprechend ein. Na also! Übrigens, Ihr braucht mich nicht steif anzureden: »Golia ist richtig!« Der Dolmetscher übersetzte unseren, meinen Dank. Nicola/Golia ging erleichtert – so große Spezialisten waren wir zu seinem Glück doch nicht – »Er hatte uns zeigen können, wie man das macht!«

Das war der Anfang in der 4. Mechanischen. Ein wenig hatten wir noch an der Räderstraße geschaut. Die anderen »Operationen begutachtet«. Helmut war sich mit mir einig: die dritte Operation ist rich-

tig für uns. Saubere Arbeit. Kein Staub wie bei der ersten Operation, beim Abstechen des Angußkegels; wie bei der zweiten, beim Vorschrubben. Das Wegnehmen der Gußhaut war schlecht bezahlt, da lag die Tagesnorm viel höher. Da mußten viel mehr Räder zwischen »Rollenbahn« und Drehmaschine hin- und hergewuchtet werden. Täglich mehr als eine Tonne Material! Und, Strafnoi? – Wir würden rasch lernen, wie wir Ausschub vermeiden würden, kein einziges Rad vermauern! Keinen Strafabzug vom Lohn bekommen. Vielleicht sogar Progressiv-Lohn!

Man rief uns zum Ausgang. In der Dunkelheit warteten die offenen LKWs – auf uns. »Aufsteigen, Tawai, Tawai.« Ach ja, wir waren ja Kriegsgefangene. Ein paar Stunden hindurch hatten wir es fast vergessen – auch wenn wir uns diese Arbeit nicht freiwillig ausgesucht hatten. Sie war interessant, und ein wenig hatten wir unsere Zukunft selbst in die Hand genommen.

Der LKW fuhr rumpelnd mit uns Richtung Kramatorsk. Todmüde fielen wir in den Schlaf. »Auf einem Strohsack«, dachte ich dankbar.

Man weckte uns, als es schon hell war. Ließ uns antreten. Teilte uns mit, daß wir gegen acht Uhr abends wieder zur Zeche fahren würden. Daß wir uns gegen vier Uhr aufs Ohr legen sollten, damit wir für die Schichtarbeit frisch wären. Ansonsten, wir könnten im Lager frei herumlaufen. Von der »Todes-Zone« – bitte Abstand halten –.

Nachdem wir unser Essen empfangen hatten, schlenderten wir »von den Rädern« gemeinsam durch das große Lager. Jetzt sahen wir auch vom Tor aus weit links hinten einen Wachturm mit MG-Schützen. Das Gelände öffnete sich dort zu einer großen, flachen Pläne. Somit war von den Wachanlagen durch die großen Gebäude und die niedrigen Flachbauten, in denen das Essen ausgeteilt wurde, nichts zu sehen. Dadurch wirkte das Lager so relativ angenehm auf mich. Inzwischen hatte ich begriffen, wie weit nördlich wir noch vom Asowschen Meer waren. Da hatte ich vergeblich ausgespäht. Aber das spielte auch keine Rolle. Jetzt gab es ein gemeinsames Gesprächsthema: die Räder. Scherzhaft wurde das »Müller-Lied«: »Das Wandern ist des Müllers Lust...« abgewandelt. Mehrere der neuen Kameraden waren sangesfreudige Rheinländer. Nach: »Die

Räder sind des Drehers Lust...am die zweite Strophe: »Die Räder selbst, so schwer sie sind...«

Man war zuversichtlich und bereit, sich gegenseitig zu helfen. Der Abend kam. Wir hatten uns ein wenig ausgeruht. Wie gewünscht, stiegen wir auf den LKW und fuhren Richtung 4. Mechanische. In der Halle wartete man schon auf uns. Vor der ersten Maschine der Fertigungslinie lag ein Haufen der Gußstahlräder, die wir bearbeiten sollten. Nicht aufgeschichtet, nein, hingeschüttet, als wären es große Steine. Der Haufen hatte einen Durchmesser von etwa drei Metern und war fast anderthalb Meter hoch. Das erste Rad wurde hochgewuchtet, auf die Maschine gespannt, der Anguß abgestochen, geplant, roh gebohrt. Fertig. Das Rad runter von der Maschine, rauf auf das feststehende, halbhohe Transportgestell. Die zweite Operation wurde durchgeführt: das Rad von der Rückseite geplant, die Bohrung nachgearbeitet. Jetzt kam das Rad zur dritten Operation zu Helmut. Aufspannen, den Stahl einrichten. Vorschlichten, den Paßsitz – Nein, das klappte nicht. Das Einstellen des Drehstahls war eine Zumutung. Wir schimpften wie die Russen – nein, wie die Utmurken. Der Untermeister kam. War entsetzt. »Seid Ihr wahnsinnig! Solche Flüche. Wo habt Ihr die her? Die sind verboten. Dafür kann man eingesperrt werden. In Moskau verhaftet –«

Wir hatten keine Ahnung. So schimpfen in Ischewsk alle. – »Naja«, meinte Nicola, »Ihr ward im ehemaligen Verbannungsgebiet. Daher. Also hier: nicht!«

Geduldig versuchte er nun selber Helmut's Maschine einzustellen. Schließlich klappte es. Nun kam meine »Ordschonikidsa« an die Reihe. Das gleiche Theater beim Einstellen des Drehmeißels für die Passung. Endlich konnte ich anfangen zu arbeiten. Als die Schicht zu Ende war, hatte ich etwa dreißig Räder geschafft. Es war zum Verzweifeln. »Die Norm liegt bei achtzig«, sagte ich zu Helmut. »So schaffen wir das nie.

Helmut war auch unsicher geworden. Es gab keinen »Einrichter« für die Maschinen. Der Nicola war nett, hatte aber selber keine Ahnung. »Also morgen versuchen wir ein »fertiges« Rad zu organisieren, spannen es auf, machen nach der fertigen Bohrung eine Voreinstellung des Drehmeißels und korrigieren dann vorsichtig ...»Ja, und

dann nehmen wir ein Rad, bei dem noch nicht für den Verschlußdeckel die Nabe aufgebohrt ist, noch kein Einstich gemacht wurde. Dann haben wir noch fast 20 mm »Fleisch« zum Probieren.« Helmut nickte: »Irgendwie kriegen wir das hin, die anderen haben auch Probleme ... und ..., wenn die Russen das können...«

Nun, wir waren beide nicht mehr überheblich, was die Russen betraf. Auch diese Fertigungsstraße war sehr gut durchdacht. Bei den schwierigen Operationen – das Wort war ein wenig ungewohnt für uns; wir hätten wohl Arbeitsgänge gesagt – waren Reserven eingebaut. Bei unserer Operation stand eine komplette Maschine frei für den Ernstfall. Wenn wir zu dritt unser Pensum nicht schaffen würden, könnte ein zusätzlicher Mann einspringen. Das beruhigte uns sehr. Auch ein Maschinendefekt wäre keine Katastrophe. –

Am nächsten Abend gingen wir wieder mit vereinten Kräften an die neue, schwierige Arbeit. 60 Räder war die Ausbeute. Wir waren peinlich darauf bedacht, keinen Ausschuß zu machen. Ossi war ziemlich am Ende. So halfen wir ihm. Nach einer Woche hatten wir uns recht gut eingearbeitet. Das primitive Einstellen des Drehstahles für den Paßsitz war und blieb ein Ärgernis. Aber sonst waren wir zuversichtlich. Die Arbeit wurde mehr und mehr Routine. Bald war das Abnehmen der Räder von der Rollbahn (die leider keine Rollen hatte), das Hinüberwuchten der Räder auf die Drehbank, das Festspannen, Abspannen, Zurückwuchten... das heißt, die ganze Nebentätigkeit, die Hauptlast bei der Arbeit. 80 Räder – etwa eine Tonne Material hin- und herhieven. Das ging über die Knochen. Acht Stunden ohne Pause – Rußland!

Trotzdem, wir durften zufrieden sein; nicht vergessen, daß wir Kriegsgefangene waren. Angst hatten wir nun mehr und mehr vor der LKW-Fahrt zwischen Kramatorsk und Druschkowka. Druschkowka, wußten wir nun, so hieß der Ort, in dem die 4. Mechanische war.

Der LKW-Fahrer hatte offenbar, ähnlich wie wir, mehr Routine bekommen. Den anfänglich ungewohnten Weg, durch den er sich in der Dunkelheit zunächst tasten mußte, kannte er nun wie seine Westentasche. So sauste er von Tag zu Tag schneller und schneller mit uns zwischen Quartier und Fabrik hin und her. Russisches Rou-

lette. Der LKW schaukelte auf den schlechten Straßen. Wir mußten uns auf der Ladefläche dichtgedrängt stehend, gegenseitig halten. Die Bordwand war nur halbhoch, ging bis zur Gürtellinie –. Nur nicht nachdenken – festhalten.

Ich tröstete mich, in dem ich schimpfenden Kameraden erklärte: »Daß ist ein ausgesprochener Vertrauensbeweis der Russen! Strafgefangene – Sakluschoni – transportiert man auf LKW's mit hoher Bordwand. Damit sie nichts sehen können, nicht gesehen werden; nicht über die Bordwand klettern können. Uns vertraut man, braucht man!« Gottlob glaubte ich selber an das, was ich sagte. Biß die Zähne zusammen. Die Kälte war bei dem Fahrtwind fast unerträglich. Und wir hatten gedacht, im Süden ist es wärmer. Das Klima war anders. Aber wir froren – die ständige Nachtschicht – Spätschicht? – forderte ihren Tribut. Das Hin- und Herwuchten der Räder war Schwerarbeit. Wir bekamen noch mehr Hunger. Lagen tagsüber halbtod auf den Strohsäcken und starteten an die Decke bzw. an die Bettunterseite des Kameraden darüber. Ich hatte Glück: über mir war die Decke. Helmut stieß mich an, stöberte mich aus meiner Gedankenwelt: »Hör auf, an Loschkin oder zuhause zu denken. Wir müssen etwas gegen den Hunger tun. Hier gibt es niemanden, der für uns auf den Basar geht. Aber wir könnten Makuka kaufen.« – »Makuka? Was ist das?« – »Makuka sind Preßlinge aus Sonnenblumenkernen. Richtiger wohl die Schalen. Makuka bleibt übrig, wenn Sonnenblumenöl aus den Kernen gepreßt wird.« – »Und wo gibt es Makuka?« – »Hier. Zum Beispiel bei den Japanern. In unserem Gebäude. »Verkehrs«-Sprache ist Russisch. Machst Du Dich vielleicht auf die Socken? Du kannst so» was besser –« Gottergeben nickte ich mit dem Kopf. Machte mich auf die Socken. Er hatte recht. Wir mußten etwas tun. –

Die Euphorie über den Neubeginn als »Paßsitzdreher« war dahin, das Einstellen der Revolverdrehbänke eine einzige Angst, – es durfte ja kein Ausschuß entstehen trotz der primitiven Einstellmittel – und das Hin- und Herwuchten der Räder: Schwerarbeit. Der Hunger wurde durch diese Art Arbeit nicht übertönt. »Makuka« – ? Magenfüllmasse? Ich ging die schöne Steintreppe hinunter; blieb im ersten Stockwerk stehen. Gleich gegenüber den Toiletten, die rechter

Hand im Gebäude waren. Wie in einem deutschen ordentlichen Verwaltungsbau, – dachte ich. Aus meiner Tasche zog ich einen Zehn-Rubel-Schein, hielt ihn halb versteckt in meiner Hand. Ob jemand »anbeißen« würde? Lange mußte ich nicht warten. Aus der Toiletentür kam ein Japaner. Er war nicht so klein, wie wir uns unsere japanischen Schicksalsgefährten vorgestellt hatten. Aber ein wenig mußte ich mich doch »klein« machen, um ihn zu verstehen. Mit seinen dunklen Äugelein hatte er mir signalisiert: »Die Geldnote interessiert mich; was soll ich dafür tun?« Verkehrssprache war »Russisch«, das war klar: »Ich möchte für zehn Rubel »Makuka« kaufen. Kannst Du »Makuka« beschaffen? Die Japaner waren höflich, scheu und sehr vorsichtig. Ihr Chef unterdrückte sie mit für uns unvorstellbarer Macht. So begriff ich, was er sagte, mehr als ich seine Worte verstand: »Darf niemand merken. Geh im Gebäude auf und ab, hin und her. Bist Du zum drittenmal an dieser Stelle: »Ich Dir geben Makuka, Du mir Geld! Verstanden? Nichts mehr sprechen. Nicht sagen: »Danke«. Geben im Vorübergehen.«

Er war davon gehuscht; ich ging den breiten Gang entlang. Dann die Treppe hinauf zum oberen Stockwerk, den dortigen Gang in entgegengesetzter Richtung entlang. Dann die Treppe hinunter. Bis zum Erdgeschoß. Und so weiter, und so weiter. Einen Propaganda-Film hatte ich gesehen über Spionage in einem Stahlwerk. Es ging um Panzerplatten, panzerbrechende Munition. Hier und heute ging es um »Makuka«. Offenbar konnte man aus allem ein Geheimnis machen. Aber, ich verstand seine Angst. Durch unseren Schichtdienst hatte ich miterlebt, wie die Japaner von ihrem Chef – einem blutjung wirkenden Hauptmann – diszipliniert wurden. Jemand hatte zu Mucksen gewagt. Daraufhin trat er einen Schritt zurück, zog schneeweiße Handschuhe an, trat dann mit imponierendem Gehabe wieder einen Schritt vor – und dann fing er erst richtig an zu brüllen! Worum es ging? Ich weiß es nicht; jedenfalls glaubte ich nun, daß die japanischen Soldaten zu allem gezwungen werden konnten. Hier arbeiteten sie an Hochöfen oder Pressen. Dort, wo man jeden gegen jeden auswechseln konnte. Ich mußte aber »meinen« wiederfinden. Dreimal war ich jetzt schon »unauffällig« durch das riesige Gebäude gelaufen, kam an die verabredete Stelle: tatsächlich, da kam »er«

mir entgegen. Ohne mich anzusehen, im Vorüberlaufen, drückte er mir das panzerbrechende Geschoß – Nein! – das Stück Makuka in die Hand im Wechsel gegen die 10-Rubel-Note – und war weg.

Verwirrt lief ich, wieder auf Umwegen, zu unserem Zimmer. Gab Helmut das Stück Makuka. »War es sehr schwierig«, fragte Helmut. »Nein«, antwortete ich ein wenig geistesabwesend, »nein, nur ein wenig verrückt. Gottseidank bin ich gut zu Fuß. Du wirst es nicht glauben, wie das hier abläuft.«

Einige Zeit später »verunglückte« einer der Aufseher am Hochofen. Die Japaner hatten ihn satt. Den Sklaventreiber. Schneller und schneller sollten sie die großen zweirädrigen Karren mit schweren Kalk(?)-Brocken an das riesige Feuerloch schieben und dann hineinkippen in die furchtbare Glut. Sie baten den Aufseher höflich, es nochmal zu zeigen. In dem gewünschten, richtigen Lauftempo. Eitel ging er darauf ein. Rannte mit dem schweren Karren zum Feuerloch, riß die beiden Handgriffe der Karre hoch, daß sich die Karre entleerte, wollte nun zurückspringen von dem Feuerloch – – – Da war kein Platz für ihn.

Da standen die japanischen Kriegsgefangenen. Dicht gedrängt. Er sauste hinter den Kalkbrocken her, fiel in das furchtbare Höllenfeuer. Der Hochofen hatte ihn verschlungen. Niemand wußte etwas. Der Sklaventreiber war verschwunden. Mord? Unsinn. Ein Denktettel für die »Anderen«, nicht mehr. Jeder wußte, eine Untersuchung wäre kaum lohnend. – –

Die »Makuka« schmeckte wie Stroh, wie Häcksel. Sah aus, nun, heute würde ich sagen: wie ein Stück Heraklit-Platte. Wahrscheinlich schmeckt Heraklit so ähnlich, ist aber nicht so gesund. Wir aßen also »Makuka«. Dachten ein wenig wehmütig an Ischewsk, besonders an Loschkin und den Magaziner. »Vergangenheit ist doch was »Schönes« », sagte ich schließlich, »selbst in der Gefangenschaft.« Unser LKW wartete. Auf ein Neues!

Länger, als von uns angenommen, benötigten wir, die Norm zu schaffen. Endlich war es so weit. Beurteilt wurde aber nicht so sehr die Leistung des Einzelnen, nein, es ging darum, in der Schicht möglichst viele Radsätze – Poluskate – herzustellen. Alle mußten ihre Norm schaffen. Die Räder, die Achsen, die Muttern, Schrau-

ben, die Kugellager mußten für die Schlußmontage fertig bearbeitet und bereitgestellt sein. Der Fertigungsfluß mußte klappen, durfte an keiner Stelle stocken. Dann waren am Schichtende 120 Poluskate verladebereit. Das war das Ziel. Ein hochgestecktes Ziel, wie wir begreifen mußten. Von unserer Überheblichkeit gegenüber der Produktivität russischer Industrie waren wir geheilt. War das auch ein Ziel der Russen gewesen?

Wir waren erleichtert, auch wenn es eine Quälerei war und blieb. Doch, wir wurden belohnt. Endlich hörte die entnervende LKW-Fahrt auf! Wir wurden nach Druschkowka verlegt. In ein kleines Lager recht nahe an der Fabrik. Nun durften wir auch im wöchentlichen Wechsel Mal am Tage arbeiten. Natürlich auch in der Nacht! Die Nachtschicht dauerte nur 7 Stunden. Ich hielt das für normal. Ich staunte nicht schlecht, als ich in den 60er Jahren in Deutschland erfuhr, daß Nachtschichten mit 8 Stunden der Regelfall seien. – Der Schichtwechsel von Nacht- auf Spätschicht war gefürchtet. Wir waren dann völlig kaputt. Von der Spät- auf die Frühschicht konnten wir uns eher umstellen. Es war in jedem Fall scheußlich. Aber wir schafften die Norm. Das zählte. Dafür bekamen wir auch Geld ausgezahlt – nach Abzug der Kosten für die, die im Lager lebten und unproduktiv waren, nach Abzug unserer Kosten für Unterbringung und Verpflegung. Praktischer Unterricht in »Volks- und Betriebswirtschaft«. –

Als einmal Kugellager fehlten, flog der Zechenleiter persönlich nach Moskau. Sonst hätten wir nicht arbeiten können. Kein Geld bekommen ... Nun, es gab auch Geld für's »Stehen«, pro Stoi, – aber nur, wenn sonst alles klappte.

Man schaffte es, uns die »Räder« zum Lebensinhalt für Kriegsgefangene zu machen. Bald gab es kein anderes Thema mehr, als die Räder. Wir waren in dem kleinen Lager nach den Arbeitskategorien getrennt untergebracht. Das förderte das Gespräch über die »Räder«, gemeinsam wurde beratschlagt, was man anders, besser machen könnte oder mußte, damit möglichst viel Radsätze in unserer Schicht hergestellt wurden. Jetzt waren wir soweit, daß man uns gegen die russischen Arbeitskameraden der anderen Schichten ausspielen konnte. Raffiniert eingefädelt!

Das Zimmer, in dem ich mit den anderen Drehern untergebracht wurde, war für ein Kriegsgefangenenlager ausgesprochen klein und »intim«. Wir waren zwar auf engstem Raum mit 15 Mann zusammengepfercht, aber gegenüber 200 Mann in einem Raum – – . Uns verschlug es fast den Atem, als wir in den Raum geführt wurden. Irgendwie hatte man es geschafft, auf ca. 25 Quadratmeter doppelstöckige Eisenbetten für 15 Mann, nein für 14 Mann, aufzustellen. Ein Einzelbett stand für sich allein unmittelbar neben der Tür. Neben der Tür, linker Hand, kam etwa in Brusthöhe ein Drähte-Paar aus der Wand. Die beiden Drahtenden waren blank! Mir entfuhr ein »I gitti git...!«, als ich eine Hand sah, die nach einem Draht griff und ich packte das Handgelenk. Hielt es fest. »Strom!«, rief ich. »Strom! Hände weg!« Im nächsten Augenblick begriff ich, daß die Hand in einem russischen Uniformhemd steckte. Verbesserte mich »Tok, njet, Tok!« Der Russe strahlte mich an, zeigte mit der anderen Hand an die Decke: »Lampitschku!« Inzwischen hatte ich die Hand, die sich zu den elektrischen Drähten ausgestreckt hatte, losgelassen. Daumen und Zeigefinger der Hand faßten vorsichtig einen der beiden Drähte, brachte das blanke Drahtende zu dem anderen, es gab einen kleinen Funken, die beiden Drähte »pappten« zusammen: die Glühlampe brannte! In dem Zimmer war Licht! Der Russe stand nun stolz aufgerichtet, sich selbst bewundernd und erklärte: »Hier nix Schalter, aber Licht. Nix beide Drähte anfassen, sonst vielleicht tot. Dürft Licht ausmachen zum Schlafen ...« Wir trauten unseren Ohren nicht. Waren wir in ein Paradies gekommen. Nachts das Licht ausmachen! Das war undenkbar gewesen. Wir hatten uns daran gewöhnt, uns manchmal etwas über die Augen gelegt. – Aber es kam noch besser: »Den Raum dürft Ihr malen, wie Ihr wollt ...« Als der russische Wachhabende und der Dolmetscher fort waren, wurde sofort beratschlagt. Malern! »Nein, nicht weiß, – er hat gesagt: »Wie Ihr wollt! Ich wäre für rosé,« schlug einer der Kameraden vor. »Ich organisiere morgen Karbidschlamm und rote Menige. Das gibt einen freundlichen Farbton.« Der Idee wurde zugestimmt. Ein Zusatzvorschlag wurde gemacht: »Damit die Wände nicht so eintönig wirken, könnte ich ein »Wickel«-Muster draufsetzen.« Das wollte ich nicht; ich wollte nicht durch »Wickel«-Muster

und »angefressenen Kohlblattzierrat« an die entsetzlichen Tage im Ischewsker-Krankenhaus erinnert werden.« Skolko umer? – Pot-schemu tak malo?« (Wieviel gestorben? – Warum so wenig?) Nein, ich mußte schnell einen Gegenvorschlag machen: »Auf den rosé Untergrund male ich uns Blumen oder Blüten!« Der Vorschlag fand Beifall: »Wenn Du das kannst? Macht viel Arbeit.« Nun, Zeit hatten wir jetzt ja mehr als genug. Zur Fabrik war es nicht mehr weit.

Schon am nächsten Abend wurden die Bettgestelle hin- und hergeräumt und gemalert. Nach Jahren das erstmal konnte ein wenig Privatsphäre geschaffen werden. Das stimulierte alle. Ein Kamerad brachte mir seinen Rasierpinsel. Eine Kostbarkeit für eine Kriegsgefangenschaft. Daß die Russen ihm den gelassen hatten? Jemand drückte mir gelbe Farbe in die Hand, – einen kleinen Topf mit weiß hatte ich bereits – , gelb war das Tüpfelchen auf das »i«! Flink malte ich handtellergroße Blüten auf den roséfarbenen Untergrund. Weiße Blütenblätter mit gelben Blütenkörbchen in der Mitte: Margeriten. Wir waren begeistert. Die Stubentür ging auf: der Wachhabene bei seinem Rundgang. Im Licht der schmucklosen Glühbirne in der Mitte des Raumes leuchteten auf der Wand meine Margeriten. Er war verblüfft: »Wird das ein Jungmädchenzimmer?«, übersetzte der Dolmetscher seine überraschte Frage. »Nun ist aber genug.« – Offenbar war er in seiner Vorstellung »Ihr könnt den Raum malern, wie Ihr wollt«, nicht ganz soweit gewesen. So blieben die anderen Wände »rosé« und ungemalt, aber wenn man zur Tür herein kam, begrüßten uns auf der Wand zur linken, freundlich die Margeriten.

»Sag mal, Helmut, Du kannst doch lesen?«, fragte mich nach dem Malern ein Kamerad. »Ja, gewiß – »- »würdest Du uns abends vorlesen? Auf abenteuerliche Weise habe ich einen Karl May bis hierher durch die tausend Filzungen gebracht.« – »Aber gewiß. Gerade bei Karl May habe ich einen großen Nachholbedarf; ich habe nur sein »Waterloo« gelesen« – »Na prima; dieses ist »Durchs wilde Kurdistan.« Er verkündete seinen Vorschlag nun laut für alle. Der gemeinsame Beschluß lautete: »Du legst Dich mit dem Buch gleich rechts neben der Tür auf das Bett. Mit dem Kopf zur Tür. Da können wir Dich alle gut hören und Du siehst das Buch und unsere Füße –«

So geschah es; wenn mir das Buch zum zweitenmal vor Müdigkeit aus der Hand fiel, hörte ich auf zu lesen. Karl May war eines Tages ausgelesen. Man brachte mir »Ein Adelsnest«, den »Revisor« und, und, und. Heinrich Heine war ebenfalls vorhanden. Das Lager – der Kommissar! – hatte eine deutschsprachige Bibliothek. Von Puschkin, Tolstoi, Turgenjew, Gogol bis Gorki... Endlich konnte ich »meine Universitäten« lesen – und vieles besser begreifen. »Das Werk der Artamonows« – Plötzlich machte es bei mir »klick«! Ich hatte mich in Gefahr gebracht: der Kommissar wollte mich sprechen. Mein Gott, warum? »Sie sind der geeignete Zeitungsvorleser, Sie lesen in Ihrer Stube vor. Alle sind begeistert.« Woher wußte er das? Natürlich, wo kamen die Bücher denn her?! Ich vereiste: »Politische Texte möchte ich nicht vorlesen; nur Literatur ...

Der Kommissar schaute mich nachdenklich an: »Wir werden ja sehen – – »Er hatte Zeit ...

Die Arbeit in der Fabrik lief inzwischen gut. Wir schafften unsere Norm; knapp und mit Anstrengung, aber, wir schafften sie. Man begann uns gegen die beiden »russischen« Schichten auszuspielen. Doch, die russischen Dreher waren nett und korrekt, wenn sie zum Schichtwechsel kamen und uns ablösten. Man sprach auch Mal ein paar Worte miteinander.

Eines Tages schaffte Ossi deutlich mehr Räder als Helmut und ich. Das blieb so. Wir machten 80 Stück, vielleicht 82, auch 83 in der Schicht. Ossi kam auf 90! Wir begriffen das nicht. Schließlich sprachen wir ihn an. Er druckste herum: »Ich habe meinem russischen Schichtablöser versprochen, den Trick nicht zu verraten, ihn keinem weiterzuerzählen. Auch Euch nicht – Das fanden wir nicht so gut. Schließlich hatten wir ihm das Arbeiten an dem komplizierten Automaten beigebracht. Ohne Vorbehalte! »Naja, wißt Ihr, ich war mal Strippenzieher bei den Funkern. Immer wurde ich geärgert, weil meine Drähte zwischen den Telegraphenmasten schlaff durchhingen. Mußte eben stärker anziehen; notfalls mit dem kleinen Flaschenzug. Wofür has'te ihn denn?«, bekam ich als Antwort auf meine Frage, was ich falsch machte. Na schön, eines Tages stieg ich heimlich rasch auf den Mast. Kurz nachdem eine Leitung piko bello straff gezogen worden war. Was hatte mein Kamerad gemacht? Einen winzi-

gen Knick in das Feldkabel, so daß es nicht »durchrutschen« konnte. Hätte man mir ja wohl auch sagen können. War wohl verboten. So'n Knick, gut. Aber der Grund: ich war keiner vom Fach, kein Fernmelder. Frisch von der Schule. Kein Kumpel. Drum –

Erstaunt hörten wir die Geschichte an: »Und deshalb sagst Du uns den Trick nicht? Wir haben Dir geholfen! Also nun pack aus!« – »Aber nicht weitersagen, daß Ihr den Trick von mir habt. Bitte!« Dafür hatten wir mehr als Verständnis, aber wir würden ihn schon irgendwie weitergeben an unsere Kameraden: »Also nun los. Den Trick!« – »Ganz einfach: ich lehne mich an den Ausleger von dem Revolverkopf. Seht Ihr?« – »Ja, und?« »Damit gleiche ich ein Hundertstel Millimeter aus, auch mal zwei. Oder ich ziehe daran. Beim Zuschlagen des Revolverkopfes mehr Gefühl! Mal stärker, mal schwächer einrasten lassen. Das Restspiel der Maschine ist größer, als man annimmt. Schau, so kann man konisch drehen: erst wenig, dann stärker an dem Ausleger lehnen – so –.«

Unvorstellbar! Darauf waren – wären(?) – wir nicht gekommen. Diese Korrektur, diese Beeinflussung der Maschine wurde ganz unauffällig gemacht. Da wurde mit der Maschine wie auf einem Instrument gespielt! »Danke, Ossi. Du kriegst von uns den nächsten Trick. Wir arbeiten noch daran. »Widia« heißt der Trick! Aber, nicht Deinem Russen sagen. Sonst bekommen wir Ärger. Wir lassen das »Widia« gerade von einem Kameraden »klauen«. Du wirst stauen! Dein Trick und unser Trick; das wird was! Die werden stauen!!« »Widia? Was ist das?« Ossi war jetzt ganz aufgeregt und Feuer und Flamme. »Widia steht für Wie-Dia-mant. Wird in nagelgroßen Plättchen hart aufgelötet auf den Drehmeißel. Schneidet besser, wird nicht so schnell stumpf, wie normaler Stahl. Ist auch besser als Schnell-Schneidstahl. Kannst viel höhere Schnittgeschwindigkeit fahren. Mußt aber erst lernen, wie zu schleifen, welche Schnittwinkel, welche Drehzahl...« »Und woher wißt Ihr das?« »Naja, das war so der letzte Schrei. Ich habe das zum Beispiel bei DWM gesehen. Zufällig hat einer unserer Kumpel, der in der Schmiede und Härterei hier im Taretzki Sawod arbeitet, ein Stück von dem Material gezeigt. Es war ihm aufgefallen. Er wird nach unseren Vorschlägen Drehmeißel mit Widia belegen. Toll? Nicht wahr?«

Und ob das toll war! In kurzer Zeit kamen wir mit »Ossis«-Trick plus Widia auf Traumleistungen! Am Monatsende hatten wir 500 Rubel verdient! Das Doppelte von dem, was unser Brigadier bekam.

Natürlich wurden wir gegen die russischen Kollegen in den anderen Schichten ausgespielt. Ein wenig machte uns dieser »Wettkampf« Spaß. Den russischen Kollegen offenbar weniger. Dann vergaß einer von uns, die Drehzahl der Hauptspindel zurückzuschalten, bevor der Schichtwechsel kam. Darauf konnten sich die Russen keinen Reim machen: so eine hohe Drehzahl? Da mußte der Drehmeißel »verbrennen« – –. Die Anlauffarbe der Späne stimmte nicht: fast blau die Schrapp-Späne – – Argwöhnisch beobachteten uns die Ablöser. Eines Tages wurde es ihnen offenbar zu bunt: wie auf Kommando strömte kurz vor Schichtende unsere russische Ablösung in die Maschinenhalle. Jeder der Männer nahm Aufstellung an der Maschine, für die er zuständig war. Wir arbeiteten noch weiter, die Schicht lief ja noch. Zeit zum Unterhalten war ohnehin kaum. So traf es uns wie ein Schlag, als plötzlich das Licht in der riesigen Halle erlosch. Es war stockfinster. Bevor eine Reaktion, eine Panik einsetzte, ging das Licht wieder an. – Auf dem Ausleger des Revolverkopfes »meiner« Maschine lag die Hand des Russen, meines Ablösers! Ein Blick nach rechts, nach links ... überall dasselbe Bild: vor den Maschinen die Deutsche Schichtmannschaft, hinter der Maschine der russische Ablöser. Ich sah meinen Russen erstaunt in die Augen, mußte lachen. Er grinste: »Nein, Du zeigen, wie machen. So viel Räder in Schicht. Womit?!« Also, auspacken die Trickkiste. Die anderen waren auch schon dabei, zeigten die Widia-Stähle, erklärten den Zusammenhang. Die Drehmeißel waren immer so etwas wie geheiligter Privatbesitz, – den es ja bei Kommunisten nicht gab. Der oder die Drehmeißel wurden nach der Schicht ausgespannt und in den Hosensack geschoben. Die Kaliberlehren wurden ebenfalls als »Eigentum« betrachtet, wurde aber nicht mit ins Lager genommen, wurden auf Namen und Nummer im Magazin in der Halle abgegeben.

Die Russen waren mit uns zufrieden. Wir ein wenig stolz. Nicht lange. Die Russen der anderen Schicht kamen bald auch auf so hohe Stückzahlen. Die Norm wurde nun erhöht. Das schmälerte den Pro-

gressiv-Lohn. Wir mußten noch mehr schuften, noch mehr Räder über die Maschine heben. Mehr als eine Tonne Material in jeder Schicht. »Scheiße« –

Wir hatten uns selbst »ausgebeutet«! Aber es wurde noch schlimmer, es gab eine »Verbesserung« an der Aufspannvorrichtung für die Räder! Schluß mit dem Festspannen der Räder mittels drei Muttern, Beilagstücke. Schluß mit dem Hantieren mit dem Schraubenschlüssel. 300 mal Muttern festziehen, 300 mal Muttern lösen pro Schicht. Das ging vor allem über Daumen und Zeigefinger! Wir bekamen Preßluftautomatik! Prima! Und dann: noch höhere Normen.

Wir fühlten uns ausgetrickst. Ausgespielt gegen unsere russischen Fachkollegen. Die empfanden das genauso wie wir. Und eigentlich war das das Nette. Das Versöhnliche. Wir waren nicht mehr »die Deutschen« und die anderen: »Die Russen«. Nein, wir fühlten uns bereits kollegial verbunden. Und dabei waren wir Kriegsgefangene. Einer der russischen Kollegen erklärte uns dann auch: »Wißt Ihr, was das heißt: »Explodatia Scheloweka Schelowekum«? – »Nein, was ist das?« – »Nun, das bedeutet: »Ausbeutung des Menschen durch den Menschen« – »Ach so ...« – »Naja«, fügte der Russe schmunzelnd hinzu, gar nicht enttäuscht, daß wir nicht begeistert von seinem Politschlagwort waren, »der Witz ist eigentlich damit fast erzählt. Ihr kommt aus einem kapitalistischem Land. Da gibt es »Ausbeutung des Menschen durch den Menschen« – Aber hier, in der UdSSR, da ist das natürlich genau umgekehrt ...«

Es dauerte einen Augenblick, bis alle lachten. So ein Witz ist schon riskant, dachte ich. Genießen wir bereits so viel Vertrauen bei »unseren« Russen? »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser!« soll Lenin gesagt haben. Also mußte die Kontrolle auch noch kommen. Unsere hieß »Lydia« und war eine attraktive, junge Russin. Sprach recht gut Deutsch mit rheinischem Einschlag. Der Dialekt war eine Folge ihrer Verschleppung nach Deutschland als Hiwi, Hilfsfreiwillige. Ihr war es in Deutschland gut gegangen, so hatte sie keine Ressentiments uns gegenüber. Aber sie war genau. Schrecklich genau, wenn sie wollte. Sie konnte auch großzügig sein. Je nach Sympathie. Alle Ermahnungen, nicht mit den Mädchen zu flirten, halfen nichts. Dieses Lehrgeld mußte von dem einen oder anderen Kameraden bezahlt

werden. Zwei jungen Russinnen schöne Augen zu machen, erhöhte schlagartig den Ausschuß. Im Umgang mit Kaliberlehren waren die Kontrolleurinnen Spitzenkräfte. Wir konnten nur staunen. Die Mädchen machten uns vor, wie man mit einfachen Mitteln elliptische oder konische Abweichungen nachweisen kann.

Der Qualitätssicherungschef war ein netter, zurückhaltender Herr. Nickte uns freundlich aufmunternd zu, wenn er vorüberging. Er konnte sich voll auf seine Mädchen verlassen. Ausschuß-Schlag-Stempel und rote Brack-Farbe waren ihre Waffen im Kampf gegen Schlamperei. Ausschuß bedeutete Lohnabzug. So manches Ausschußteil verschwand deshalb heimlich in den Kabelkanälen im Hallenboden. Die Schächte waren nur mit Steinplatten abgedeckt und leicht zu öffnen. So wurden gelegentlich alle Schächte geöffnet und von Ausschußteilen geleert. Wir hatten gelernt, in dieser straff durchorganisierten 4. Mechanischen Zeche zu arbeiten und ... uns zu beweisen! Für den einen oder anderen war es ein harter Schlag, daß die russischen Fachkollegen genauso tüchtig waren, wie sie. Das wurmte zunächst mächtig. Manche von uns waren als hochspezialisierte Dreher in der Rüstungsindustrie tätig gewesen und immer wieder u.k. (unabkömmlich) gestellt worden. Bis sie dann zum Schluß doch noch Soldat werden mußten. Und die Russen, die man so gern abfällig oder herablassend als Stümper betrachtete, hatten ihnen bei der Räder-Herstellung beinahe den Schneid abgekauft. So war das Thema »Räder« nach wie vor ein Hauptgesprächsstoff. Täglich wurden, wenn wir in »unsere« Stube kamen, Gedanken ausgetauscht, um eine gute Arbeitsleistung zu erreichen. Geradezu erstaunlich. Deutsche Kriegsgefangene in Rußland! Wenn das Thema für diesen Tag erschöpft war, wurde ich wieder aufgefordert, zu lesen. Ich machte es gerne. Nach dem Gespräch beim Kommissar allerdings nicht mehr mit ganz so naiver Freude. Meine Angewohnheit, beim Lesen blitzschnell zu entscheiden, eine Stelle fortzulassen, behielt ich bei. Was sollten Texte, die zu konträren Diskussionen führen würden, oder bei dem »Notstand« unnötig zum »Thema Nummer 1« reizen würden? So las ich »Gorki« wie ein Sittenwächter. Es hat niemand geschadet. Jahre später dankte mir in der Heimat ein Kamerad mit den Worten: »Dein Vorlesen

war das einzig Schöne in der Gefangenschaft. Wenn Du vorgelesen hast, bin ich meist kindlich unbeschwert in den Schlaf gefallen ...« Der Kommissar hatte mich aber nicht vergessen. Im wahrsten Sinne des Wortes sprach er mich beiläufig an. Alle mußten zum »Ölberg«!. Alle, ob Kriegsgefangener, Wachsoldat, russischer Offizier oder Kommissar.« »Ölberg«, so nannten wir die Latrine, die vom Lagertor aus rechts oben »am Berg« lag. Es gab keine Abteilungen. Für jeden zwei Bretter – längs. Dazwischen frei. Breit genug, um hineinzufallen. »Falsche Scham« gab es nicht. Das mußte nun mal jeder. Aber es war weit. So gab es auch schon mal Ärger, wenn einer nachts – wir schliefen ja ebenerdig – das Fenster aufmachte. Der Pechvogel »erwischte« auch prompt einen Wachsoldaten. Der mochte das weniger. So probierte man auch mit Feuerlöschheimern. Die waren aber wegen des spitzen Bodens denkbar ungeeignet. Der Ärger war vorprogrammiert. Was blieb also schließlich anderes übrig? Zum Ölberg. Es war wirklich eine Passions-Geschichte. Unsere Schließmuskeln waren sonstwo. Bei der Ernährung! Wie oft mußte man zum Ölberg. In jeder Nacht. Und – bei Nachtschicht – am Tag! Dabei traf man sich. Und den Kommissar. »Nun, was willst Du für einen Beitrag leisten? Für das Lager? Für unsere Kulturarbeit? Irgend etwas mußt Du tun. »Jeder nach seinen Fähigkeiten«, Du weißt ja ...« Ich wußte, Kommissar Grenz hatte mir ja ein gewisses Verständnis entgegengebracht ... Schlagartig hatte ich eine Idee: »Ja, ich habe gehört, daß man eine Übertragungsanlage für das Lager haben möchte. Kamerad Nolte, der Lagerelektriker, hat mir davon erzählt. Den Verstärker und den Plattenspieler – das Grammophon – könnte ich bauen. – Neben meiner Wiedergutmachungsarbeit in der 4. Mechanischen ...«

Erstaunt sah mich der Kommissar an: »Traust Du Dir das zu?« – »Aber gewiß. Das eine oder andere Teil muß man natürlich beschaffen.« Der Kommissar ging auf meinen Vorschlag ein: »Darüber werde ich nachdenken. Gut. Auf Wiedersehen!« Ich atmete auf; nur keine Politarbeit machen! Das mit dem Plattenspieler würde ich schon hinbekommen. Auch das mit dem Verstärker.

Von meinen Plattenspielerüberlegungen erzählte ich dem Kameraden Nolte. Er war Betriebselektriker in der 4. Mechanischen. Hatte

Pech gehabt. Beim Arbeiten an einer riesigen Ständerbohrmaschine hatte es einen Kurzschluß gegeben, einen Stromschlag. Sturz aus mehr als zwei Meter Höhe. Auf Steinplatten ...

Nolte verschwand für einige Zeit im Lager. Ein wenig hatte ich schon nach seinem ruhigen Posten geschickt, aber bei den vielen Improvisationen ... Russische Elektrik noch gefährlicher. Nolte war gerne im Lager. Zog Strippen, ob für Telefon oder Licht. Von meiner Idee war er mehr als begeistert. Nach einigem Nachdenken wußte ich, wie ich den Antrieb für den Plattenteller am einfachsten realisieren konnte: Als Zahnrad-«Sirene». Das Prinzip war einfach. Der Saja-Schneidmotor benutzte wohl ein ähnliches System. Man mußte den Plattenteller dann zwar anwerfen, bis die beiden Pole eines bewickelten »Hufeisens« in den Synchronismus des Netzwechselstromes fiel. Ich entschied mich für ein 78er-Wechselrad aus einer älteren, wenig benutzten Drehbank der Reparaturabteilung. Der zuständige Kamerad entnahm das Rad ... wen würde es stören? Es war für einen guten Zweck.

Nach ein paar primitiven Skizzen wurde uns das Lager für den Zahnrad-Synchron-Motor angefertigt und was ich sonst noch brauchte. Ich konnte mit dem eigentlichen Bau des Plattenspieler beginnen. Die Stunde der Wahrheit! Nolte erledigte den Besuch beim Kommissar für mich. »Ja, Du darfst den Plattenspieler in der zukünftigen Bania bauen. Ich stelle eine Werkbank auf, Sorge für zwei Stühle und Licht. Du darfst nur nachts arbeiten. Nach der Tag- oder Spätschicht. Praktisch so von 22 Uhr bis nachts um zwei. Du darfst nie alleine dort sein! Frag nicht warum ... Zunächst werde ich da sein. Später, wenn ich wieder in der Zeche arbeite, kommt der Werner Puhl zu Dir. Du weißt, der macht die Schreibstube von unserem Lager.« Wie gewünscht, fragte ich nicht; ich hatte nicht vergessen, daß ich, daß wir in russischer Gefangenschaft waren. Aber der Plattenspieler war eine tolle Abwechslung, ein bißchen Freiheit. Meine Idee nahm rasch Gestalt an, funktionierte ... und wurde wahnsinnig heiß. Meine Überschlagsrechnung für den Wechselstrom-Magneten entstammte meinem Schatz an Daumen-Regeln. In diesem Fall für Trafos aus Lammelierten-Blech. Die bösen Wirbelströme -. Mir stand nur Massivmaterial zur Verfügung. Also nochmal wickeln.

Mehr Windungen, mehr Draht. Wieder wurde das Antriebssystem kochend heiß. Ich war daran zu verzweifeln. Nolte sprach mir Mut zu: »Mach« es wie mein russischer Kollege mir gezeigt hat: Spuck drauf, piß drauf, beschimpf es, halt es unter den Wasserstrahl. Wenn es wieder kalt und trocken ist, fängst Du nochmal von vorne an. Irgendwann klappt es schon!«

Schnaufend folgte ich seinem Rat, die Nerven auf »russisch« zu beruhigen. Er »half« dabei mit, Jetzt stand das beschimpfte Plattenspieler-Laufwerk wieder auf der Werkbank, mußte erst einmal trocknen. Ein wenig wirkte ich wohl bedrückt. Dachte ich daran, wie ich rot geworden war, als Loschkin mich beim »Schraubenschlüssel-Schmeißen« angeschaut hatte? Nolte munterte mich auf: »Das wird schon. Bis das Zeug wieder trocken ist, erzähle ich Dir ein paar Witze. Du bist nur im Augenblick viel zu ernst. »Und was er an Witzen auf Lager hatte! Er erzählte am laufenden Band. Das Laufwerk war längst getrocknet. Funktionierte endlich, wie gewünscht. Durch den stroboskopischen Effekt konnte ich an den Zähnen des (Wechsel)-Rades im Licht der nackten Glühbirne sehen, wie der Motor nach dem Anwerfen Tritt faßte und auf den gewünschten 78-Umdrehungen pro Minute lief. Ich strahlte. Nolte war begeistert. Er hatte aber noch so viel Witze auf Lager, daß es auch noch für den Verstärker reichte. Noch heute ist es schwierig, mir einen Witz zu erzählen, den ich nicht aus diesen Bastelstunden bereits kannte. Eines Tages mußte Nolte wieder in die Zeche, machte aber die Lageelektrik weiter. Legte Leitungen für »meine« Schallplatten/Verstärker-Anlage. Zu meiner Gesellschaft (Beaufsichtigung?) wurde nun Werner Puhl bestimmt. Werner machte die Schreibearbeit im Lagerbüro. Jetzt unterhielt er mich Nächte hindurch. Ich konnte viel von ihm erfahren und lernen. Er war auch Funker gewesen. Wollte Journalist werden. Hatte wohl bereits begonnen, Germanistik zu studieren. Seine Geschichten waren hoch interessant. Aus der Praxis; aus dem Problemkreis eines intelligenten, jungen Menschen, zwischen den Fronten und ... Frauen. Bald wußte ich nicht mehr, was mir wichtiger war. Die Phono-Bastelei oder die interessanten Gespräche, beides ein Stück Freiheit mitten in der Gefangenschaft. – – Bis auf wenige Details war »meine« Anlage jetzt fertiggestellt. Der Kom-

missar kam, ließ sich erläutern, was ich noch an Teilen benötigte und entschied: »Nach Kramatorsk fahren. Da gibt es ein Speziallager in einem Magazin.« Zu meiner Verblüffung wurde ich am nächsten Tag von einem russischen Wachsoldaten begleitet, in Marsch gesetzt nach Kramatorsk. Der Soldat war absolut kameradschaftlich. Fuhr mit mir, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt, im Personenzug nach Kramatorsk. Stieg mit mir um in eine Straßenbahn. Ließ mich stets, als sei ich sein Gast, höflich an seiner rechten Seite laufen oder sitzen. Im Straßenbahnwagen erlebten wir eine Fahrscheinkontrolle. Ein Fahrgast hatte nicht bezahlt. Es gab eine heftige Reaktion bei den anderen Fahrgästen. Der Mann wurde gerügt, weil er sich auf Kosten der Gemeinschaft bereichere. Ich war mehr als erstaunt. Mein Begleiter führte mich – nicht ohne Stolz – in ein verhältnismäßig großes Kaufhaus. Dort gab es ein Motorrad. Auch einen Konzertflügel! Leicht schulmeisternd und ein wenig mit heruntergespielter Genugtuung über meine Überraschung erläuterte er entschuldigend, daß man noch Geld für den Vorgang des Kaufens benötige: »Aber eines Tages wird jeder nach seinen Bedürfnissen wählen können. Die Produkte, die er braucht, aus dem Magazin entnehmen. Ohne Geld! Wer einen Flügel braucht, bekommt ihn. Wer wird denn einen Flügel in seiner Wohnung haben wollen, wenn er ihn nicht braucht? Nicht spielen kann oder will?« Ob ich richtig auf den Menschen der Zukunft eingestimmt werden konnte durch den Kaufhausbesuch? Der Kommissar hatte jedenfalls einen guten »Begleiter« für mich ausgewählt. Wir fanden alles, was ich benötigte. Das Wichtigste war das Abtastsystem für den Tonabnehmer. Wir fuhren beide befriedigt zurück ins Lager nach Druschkowka. Für den Verstärker fehlte mir noch die Endröhre. Die gab es nicht. Die Röhre wurde kurzerhand geklaut, als ein Propaganda-Film im Lager vorgeführt wurde. Ehe der »Wanderzirkus« das Lager verließ, wurde die Röhre aus dem Ersatzteil-Köfferchen genommen. – »Jeder bekommt das, was er braucht! Auch ohne Geld!« Die Zukunft hatte bereits begonnen. Teile für ein R/C-Netzwerk zur Kopplung der Verstärker-Röhren hatte ich auch nicht bekommen. Aber einen Übertrager 1:4 für Trafokopplung konnte ich improvisieren. So war die Anlage jetzt rasch fertiggestellt. Eines Tages schallte aus dem

Lautsprecher vor dem Lagertor Filmmusik von der Schallplatte »Nischni Swetok« – Ballgeflüster – die ich in Kramatorsk unter anderem gekauft hatte. »Das gibt's nur einmal, das kommt nie wieder« – Für mich war es fast zu schön, um wahr zu sein.

Weihnachten. Neujahr. Alles war unter die Räder gekommen. Für uns im wahren Sinne des Wortes. Die Doppelbelastung: »Räder/Phonoanlage« hatten mir nichts ausgemacht; ließen mich den Hunger und alles andere besser ertragen. Ich wußte, daß es die Russen nicht besser hatten und man uns tatsächlich brauchte. Sorgfältig wurde morgens bei der Kälte darauf geachtet, daß wir die Mützen mit Ohrschutz trugen, ab minus zwölf Grad auch ein Tuch vor Mund und Nase. Man wollte nicht, daß wir krank würden. Trotzdem erwischte mich die Grippe. Trotzdem ging ich zur Arbeit. Sagte aber dem Meister Nicola vorsorglich Bescheid. Sagte, daß ich Fieber habe und Schüttelfrost. Er gab mir den guten Rat, noch schneller zu arbeiten. Dann ginge es vielleicht weg. Auf keinen Fall aber ins Lazarett zu gehen. Wahrscheinlich wußte er warum – Langsam ging es mir wieder besser. Die Witterung wurde milder. Der Winter war vorbei, man stimmte uns ein auf den 1. Mai! Es war zum Brüllen. Das ganze Theater, das ich in der Halle in Ischewsk als Außen-seiter erlebt hatte, wurde jetzt hier vorbereitet: Tafeln mit kämpferischen Sprüchen für die Bestarbeitsleistungen, Ziffernblätter mit Prozentzahlen und Zeiger. Fähnchen. Tafeln zum Anschreiben der Namen von Bestarbeitern. – Der 1. Mai kam. Wir waren »voll« eingestimmt worden. Wir hatten Glück. Wir hatten die Tagschicht zu fahren! Ich war mehr als skeptisch. Kriegsgefangene motivieren, mit solchen »sozialistischen Albernheiten?« Rasch mußte ich feststellen: Ich hatte mich geirrt. Nach kurzer Zeit arbeiteten alle, Deutsche wie Russen, als wenn es ums Ganze ging. Erste Fähnchen wurden auf die Maschinen gestellt, die am weitesten vornlagen bei der Normerfüllung. Essen wurde an die Maschinen gebracht. Nur keine Unterbrechung! Schließlich schufteten alle in einer Art Sektlaune. – So kann man sich täuschen. Die Schicht war beendet. Die Leistung war beeindruckend hoch gewesen. Beifall von der Zechenleistung. Beifall für die Zechenleistung. Der Natschalnik war persönlich kurz zuvor wieder nach Moskau – per Flugzeug! – um die für die Mehr-

leistung geschätzten, zusätzlichen Kugellager zu holen. Toll. Es hatte sich gelohnt. Wir waren gute Wiedergutmachungs-Soldaten-Spezialisten. Ihr bekommt im Lager ein eigenes kleines Magazin – zum Einkaufen! Tatsächlich wurde ein Raum des Gefangenenlagers zum Magazin umgebaut. Gleich wenn man zum Lagertor hereinkam, fiel der Blick nun auf eine hölzerne Außentreppe. Die Treppe war steil und wie an das einstöckige Unterkerkungsgebäude angeklebt. Am Ende der Treppe ein Abschluß wie ein kleiner Balkon. Durch die Außenwand wurde ein Durchbruch gestemmt. Eine Tür eingesetzt. Die Tür, die ursprünglich aus dem Fenster des ersten Stockes in den Raum führte, wurde zugemauert. Regale wurde eingebaut und eine kleine Theke. Unglaublich wie schnell und geschickt improvisiert wurde! Vom Wachhäuschen konnten die Posten ständig das Magazin mitbeobachten. Ein Einbruch von der Rückseite war unmöglich gemacht. Zur Einweihung konnten wir Brot (!) kaufen. Wir waren begeistert. Etwas weniger begeistert, als wir erfahren, daß es nur in Kopplung mit einem winzigen Löffelchen echten Kaviars (!) zu erstehen war. So zahlten wir den vorgeschriebenen Staatspreis für das Brot, vielleicht 50 Kopeken und 10 Rubel, d.h. das Zwanzigfache für Kaviar, den wir eigentlich nicht wollten. Aber immerhin. Wir konnten Brot kaufen! Eine merkwürdige Aufbruchstimmung wehte durch das Lager. War es das Erfolgserlebnis vom 1. Mai? Die Möglichkeit, etwas zum Essen dazu zu kaufen? Denn der Hunger und die Schinderei waren ja nicht vorbei. War es die Beendigung von Reglementierungen? Wir durften praktisch von nun an jederzeit zum Duschen in die Bania! Die Bania war inzwischen fertiggestellt. Täglich duschen können! Wir konnten etwas Seife kaufen. Seit Kramatorsk waren wir vielleicht alle vier Wochen zum Entlausen und Waschen irgendwo hinmarschiert. Keine Trocken- nein, eine Naß-Entlausung. Die Klamotten, naß bzw. feucht, Leder, wer so etwas noch hatte, verdorben. Das alles war vorbei. Ein Frühlingssahnen? Nein, wir wußten nichts von der wirklichen Deutschlandpolitik. Die Informationen waren sorgfältig gefiltert. Die »Zeitung« stammte von dem sogenannten Komitee Freies Deutschland, das nach Stalingrad gegründet worden war ... Und doch gab es etwas Getuschel: Die Russen suchen Kaderkräfte für den Aufbau in (Ost-)

Deutschland. Für militärähnliche Polizeieinheiten. »Bist Du auch angesprochen worden?« Nein, ich war nicht angesprochen worden. Aber ich hatte eine persönliche Einladung – mündlich – so im Vorübergehen – ich kannte das ja schon – erhalten. »Diskussionen über die Donau-Konferenz«. Vielleicht 50 Kameraden waren in dem – heute würde ich sagen: Schulungs- – Raum versammelt, als ich hereinkam. Die Idee der Donau-Konferenz wurden geschickt und leicht faßbar vorgetragen. Anschließend eine Diskussion, die im Stehen fortgesetzt wurde. Plötzlich wurde ich durch die Tür in dem Nebenraum sanft gedrängt. Hinter der geöffneten Tür, in der Nische, war der Kommissar. Ohne Umschweife kam er zur Sache. »Solche Diskussionen moderieren. Das wäre doch etwas für Sie. Könnten Sie neben der Arbeit machen. Die Phono-Anlage ist ja nun fertig. Gute Sache. Vielen Dank auch!« Trotz aller bereits erfolgten Versuche, mich hineinzuziehen in den Politzirkus, war ich verblüfft. Spontan fragte ich: »Und was wäre dabei eigentlich meine wirkliche Aufgabe?« Der Kommissar lächelte nachsichtig: »Sie merken sich, wer am intelligentesten dagegen argumentiert. An denen bin ich interessiert. Nicht an denen, die zu allem ja sagen. Die, die dagegen sind, bringen mir Anregungen für die Politarbeit. Die mache ich anschließend zu Agitatoren. Verstanden?« Jetzt lächelte ich vorsichtig, nachsichtig und schüttelte den Kopf: »Ich glaube nicht ...« Der Kommissar blieb freundlich: »Irgend etwas finde ich schon noch für Sie ...« Zunächst aber ließ er mich in Ruhe. Brachte das Kulturleben im Lager auf Trab. Für eine Theateraufführung wurden Laienspieler geworben. Gräfin Maritza. Der Kamerad, der die Rolle der Maritza bekam, durfte sich die Haare wachsen lassen. Er bekam schließlich wallendes, langes, blondes Haar. Er hatte wunderschönes Haar ... Seine Rolle spielte er nun unaufhörlich. Haltung, Gesicht, alles, alles wurde Maritza. Er fühlte sich als »Maritza«. Wir amüsierten uns und lachten darüber ...

Die Generalprobe war vielversprechend. Der Termin für die Premiere wurde festgesetzt. Ein Sonntag, ein Feiertag, an dem wir frei haben sollten, war gewählt worden. Alle, auch die Frauen der russischen Offiziere, sollten teilnehmen können. Alle waren auf die Aufführung gespannt und freudig erregt. Strahlender Sonnenschein,

wir wurden ins Freie gerufen. Dachten uns nichts dabei. Der Polit erzählte uns etwas über die »Subbotniks«, Arbeiter und Arbeiterinnen der Sowjetunion, die an allen Feiertagen kostenlos Arbeit taten, um dem großen Ziel, das Stalin gesetzt hatte, näher zu kommen. Wir hörten gelassen und abgeklärt zu. Aber dann kam es: »Ihr wollt gewiß nicht zurückstehen hinter den Subbotniks. Die Sowchose in der Nähe freut sich auf Euer Kommen. Werkzeug ist bereit gelegt. Bitte Antreten zum Abmarsch.«

Mit wenig Begeisterung stellenn wir uns für den Abmarsch auf. Da gabe es Unruhe: Maritza – schon ganz Diva – schmolte, wollte nicht mit ausrücken. Wollte ruhen und sich für ihren Abendauftritt vorbereiten. Alles Zureden des Lagerleiters half nicht. Aber auch »Ihr« Sträuben brachte nichts. »Sie« mußte mit zum Arbeitseinsatz. Man nahm Rücksicht auf »sie«; »sie« blieb bockig. Meine Kameraden von den »Rädern« und ich bekamen Sensen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die Sensen scharf gewesen wären; »unser« Bauernsohn, der bei der Kartoffelernte so fleißig gewesen war, erklärte die Handhabung der Sense, die richtige Stellung der Sense zum Stiel, wie gedengelt, warum gedengelt und wie gewetzt wurde. Alles vergebens. Zu wenig Wetzstein, keine Möglichkeit zum Dengeln, keine Zeit für Vorbereitungen. Wir standen nun in einer Reihe nebeneinander – wie die Soldaten (?) – und begannen hangabwärts auf Kommando die Sensen zu schwingen. Das Ergebnis war zum Heulen. Das Gras legte sich zwar flach – aus Angst oder vor Lachen – , wir trampelten es runter und gingen in klarer Formation nebeneinander die Hangwiese hinunter. Man beruhigte uns: »Der Natschalnik sieht auf jeden Fall, daß auf der Wiese das Gras liegt. Daß es nicht geschnitten ist, merken die erst morgen beim Zusammenrechnen. Meinem »Arbeits-Gewissen« leuchtete das nicht ein, aber schließlich: freier Tag und Kriegsgefangener, – Nitschewo –

Am frühen Nachmittag ging es zurück ins Lager. Wir hatten auch eine warme Suppe bekommen. Waren mehr albern als ärgerlich. Bis auf die Maritza! »Sie« heulte, als wir im Lager waren. Legte sich auf »ihre« Pritsche, weigerte sich dann, Aufzustehen, um sich auf den Auftritt vorzubereiten. Das lange Blondhaar fiel malerisch von der Pritsche zur Gangseite. Ein Anblick, der in jeder Theatergarderobe

Regisseure zum Nachgeben und Einlenken – zum Lieben? – verleitet hätte. Hier nicht! Letzter Aufruf! Ein Nein! Wo ist eine Schere? Schwupp! Die Haare ab! Die blonde, schwere Pracht fällt auf den Boden. Ein Aufschrei. Maritza rennt aus dem Zimmer. Das Nächste: ein massiver Selbstmordversuch. Das Lachen über die Wandlung vom Kriegsgefangenen zur »Maritza« verging uns. Ich dachte von da an über Schauspieler-«Persönlichkeiten» nicht mehr so oberflächlich. – Entpersönlichung für eine Traumrolle ...

Unsere Alltagsorgen holten uns wieder ein. Alle Tage. Wann gab es schon mal einen freien Tag? Wir kannten keine Sonntage.

Zu den Kontrolleurrinnen kam eine Neue. Ein ganz junges Mädchen in flatterndem Sommerkleidchen. Wie ein Schmetterling huschte sie durch die Maschinenreihen. Wir genossen den Anblick. Das Mädchen brachte ein wenig Hoffnung auf die Zukunft mit sich. Niemand trat ihr zu nahe. Aber man freute sich, Tanja zu sehen, vielleicht auch mit ihr ein Wort zu sprechen. »Ihr könnt nur über die Arbeit reden«, erklärte sie eines Tages. Ihr kennt nicht einmal das Wort »Spazierengehen« ». Sie hatte recht. Wir kannten nur die Vokabeln, die wir für die Arbeit und fürs Überleben brauchten. Mehr nicht. »Gulljajem«, sagte sie, gehen wir spazieren. Mein Gott, wie naiv. Und lieb. Wußte sie nicht, daß wir Kriegsgefangene waren?

Der Natschalnik ordnete an: »bei dem tollen Wetter, alle eine Stunde in den Fluß neben dem Werk: »Baden«!« Das hielt ich für einen Scherz. Es war aber wirklich so gemeint. Wir packten unsere Klammotten ans Ufer, behielten unsere Unterhosen an und dann sprangen wir ins Wasser. Die jungen Mädchen badeten in ihren weißen Leinenhemdchen. Das Ganze war so unglaublich malerisch ... Ich war fast bezaubert, da fiel mein Blick auf Schriftzeichen, die an der Betonmauer der Ufereinfassung zu sehen waren: Errichtet von dem Pionierbattalion xxx im Jahr 1943. Die Vergangenheit brachte mich in die Gegenwart zurück. Ich war deutscher Kriegsgefangener, weil »wir« im Donezbecken gewesen waren...

Die Arbeit in der 4. Mechanischen war eine Herausforderung und Schinderei. Die Einzelleistung bei der hochgetriebenen Norm verlangte vollen Einsatz. Tag für Tag. Die Gemeinschaftsleistung, das Ergebnis des Zusammenspiels von ca. 70 Mann, Deutsche-Bri-

gade und Russen erforderte zusätzliche Bereitschaft zur Kooperation. Man konnte viel lernen. Technisches, organisatorisches. Bald begriff ich, wie problematisch das Thema Routine – und/oder Bedarfswartung der Maschinen, der Automaten war. Wie das Ergebnis gedrückt wurde, wenn ständig an den Automaten »herumgefummelt« wurde. Es wurde »pro Stoi«, »fürs Stehen«, ein Ausgleich gezahlt. Die Norm entsprechend dem Zeitaufwand gesenkt. Aber die Auswirkung auf das Gesamtergebnis. Helmut hatte Recht gehabt, die 4. Mechanische, das Paßsitzdrehen, war ein neuer Abschnitt beim Studium auf »Gorkis Universitäten«. Trotzdem, ich fühlte mich bei dieser Arbeit nicht so, wie beim Loschkin. Den anderen Kameraden ging es nicht besser. Nachdem wir die Tricks kannten, war der technische Reiz vorbei. Wen wundert's: Nun wurde nach den jungen, russischen Kolleginnen geschaut. Auch Gorki hatte darüber – nicht gerade positiv berührt – berichtet. Der Rat meines Vaters: »Hüte Dich davor«, war für mich Leitschnur. So ließ ich mich auf nichts ein. Eines Tages wurde ein Pärchen im Dunkel vor der Maschinenhalle von unserem Obermeister gesehen. Er war ganz außer sich. Sprach den einen oder anderen von uns an, kam auch zu mir. »Sag dem Idioten: Schluß damit! Er macht sich unglücklich damit; und das Mädchen. Wenn das der Kommissar erfährt! Wir bekommen Ärger! Alle! Außerdem: Sag ihm, daß das Mädchen krank ist. Vielleicht versteht er das ...« Verwirrt hörte ich ihm zu. Er war einen Kopf kleiner als ich. Hatte Magengeschwüre. Rauchte stark. War dadurch schnell aufgereggt. Unser mitgefangener »Doktor«, Dr. Nikusch hatte mich darüber informiert. Mir geraten, einen gelegentlichen Ausbruch nicht so ernst zu nehmen, aber in diesem Fall ..., ich teilte seine Sorge.

Behutsam berichtete ich dem Kameraden von dem Gespräch. Auch Dr. Nikusch schaltete sich in seiner zurückhaltenden, bescheidenen Art ein. Es half nichts. Wenig später mußten beide, der kriegsgefangene Kamerad und die junge Russin, als Brautpaar verspottet, eingehakt vor unserer Brigade herlaufend, durch die Straßen von Druschkowka ziehen. Als Warnung. Im Lager angekommen, wurde der Kamerad – er durfte sich an der Wache von dem unglücklichen Mädchen verabschieden – von uns isoliert. Man schaffte ihn in ein

anderes Lager, ein Schachtlager. Genannt wurde Alexandrowka. – Was wurde aus dem Mädchen? Die Russen waren ja nicht gerade zimperlich.

Die Stimmung im Lager war merkwürdig. Getuschelt wurde über die Anwerbung von Kameraden für Führungsaufgaben im »Neuen Deutschland« für eine paramilitärische Einheit. Halb Soldat/halb Polizist. Man suchte vor allem ehemalige Feldwebel. So ganz konnte ich mir keinen Reim darauf machen. In dem Schulungsraum des Lagers war jetzt auch ein Radio. Um das Radio herum ein Käfig mit Vorhängeschloß! Niemand konnte »Verbotenes« hören. Die Zeitung vom »Kommittee Freies Deutschland« – Paulus Leute? – war nichtssagend. So hing man völlig in der Luft. Die große Masse der Kameraden glaubten aber an Stalins Wort: Am 31. Dezember 1948 seid ihr alle wieder zu Hause. Damit hatte ich meine Probleme. Was hatte ich »gelernt«: »Unser Führer bricht, nie was er verspricht.« Die Umkehrung: ...spricht, nie was er verbricht, empfand ich zwar nicht als gutes Deutsch, aber zutreffender. So war ich zwar von der Unruhe im Lager angesteckt, wenn auch ohne Hoffnung auf den 31. Dezember. Plötzlich wurde ich angesprochen. In der 4. Mechanischen. An meiner Maschine: »Der Polit-Kommissar will, daß Du als Sekretär von Deinem Kameraden Hirschfeld nach Kramatorsk fährst. Für vier Wochen. Wen würdest Du vorschlagen, als Deinen Nachfolger an Deinem Automaten?« Völlig verblüfft beantwortete ich zunächst die Frage: »Den Weber.« Die nachdenkliche Frage des Arbeitskommissars: »Hast Du das gut überlegt? Der Weber ist Spankehrer. Du mußt ihn einarbeiten. Stehst für seinen Ausschuß gerade. Also: wirklich »Weber«?« »Ja, wirklich Weber. Zum Spankehrer ist der wirklich zu schade.« »Karascho. Melde Dich heute abend beim Polit.« Er ließ mich an der Maschine zurück, nachdem er sich freundlich verabschiedet hatte. Alle Kameraden hatten den ungewöhnlichen Besuch gesehen. Konnten sich keinen Reim darauf machen. Ich schaute herum. Sah Max Hirschfeld an seiner riesigen Maschine, der Ward und ging zu ihm: »Hast Du mir das eingebrockt?« »Naja«, druckste Max herum, »Du weißt, daß ich eine zerquetschte Hand habe. Jetzt habe ich den Zeigefinger der gesunden Hand zwischen die Preßluftspannvorrichtung bekommen ...« »Und was hat das mit

mir zu tun?« – – »Du weißt doch, daß ich Alt-Kriegsgefangener bin, vor 1945 in Gefangenschaft geraten bin?« – – »Ja, und?« ... »Nun, ich habe mich damals aus Überzeugung als Antifaschist eintragen lassen und bin dadurch jetzt, Alt-Antifaschist; obwohl ich nie politisch als »Starschi« tätig war.« ... »Ich verstehe immer noch nicht den Zusammenhang ...« »Ganz einfach: Die »Starschis« werden ab und an zu Schulungskursen eingeladen. Wegen meines Arbeitsunfalles habe ich absagen wollen. Da hat der Polit mir vorgeschlagen, einen Sekretär mitzunehmen, der für mich schreibt ...«. – »Und da hast Du mich vorgeschlagen? ... wo ich mich so winde, um nicht in das Politgeschäft hineingezogen zu werden?« – »Ja, ...Aber der Polit war über meinen Vorschlag hell begeistert. Komm bitte mit. Geh zum Kommissar. Du mußt nur für mich schreiben. Einverstanden?« Zögernd sagte ich: »Mal sehen. Erst einmal gehe ich zum Kommissar. Sonst bekomme ich mit Sicherheit Ärger ...«

Als ich wieder an meinem Automaten stand, versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen; ich war aufgewühlt und hin- und hergerissen: »Vier Wochen keine Räder. Vier Wochen geistige Gymnastik. Mehr Kennenlernen von der Auffassung der Russen. Ihren Ansichten« ... warum eigentlich nicht?

Der Kommissar kam mir entgegen, als ich in sein Zimmer eintrat. Strahlte mich an, zerstreute charmant alle meine Bedenken: »Und außerdem, Du hilfst einem anständigen Kameraden. Hirschfeld könnte sonst nicht zu dem Kursus. Er hatte sich so darauf gefreut. Nun der Unfall mit der Hand. In den vier Wochen kann das besser heilen als an der Maschine, bei Eurer schweren Arbeit mit den Rädern.« Er schüttelte mir die Hand zum Abschied, bevor ich irgend etwas sagen konnte und fügt an: »Bis eine Stunde vor dem Abtransport kannst Du immer noch »Nein« sagen ...« Die »Unterredung« war beendet, bevor ich etwas einwenden konnte, einen Fehler machen konnte? Raffiniert, dachte ich beim Hinausgehen. Nach wie vor blieb ich hin- und hergerissen. Als Sekretär, als Schreibhilfe für Max. Konnte eigentlich nicht viel passieren. Ähnlich wie beim Dolmetsch. Nur nicht Hineinziehen lassen ins Politgeschäft. – Den Ausschlag gaben dann meine Zähne. Beide oberen Schneidezähne wackelten, waren braun, mußten raus. Ich mußte in das provisorische Behandlungs-

zimmer. Zum erstenmal seit Winter 44/45 sah ich wieder einen Zahnarzt. Damals im Winter 44 war ich bei den Pionieren. Hatte einen Termin beim Zahnarzt in der Ludendorff-Kaserne. Hatte Fieber, eine Vereiterung im Unterkiefer. Der Spieß entschied, trotz des Attestes und des Termins: »Ausrücken zur Kampfübung. Mitmachen. Russische Überläufer trainieren mit Euch »Einsickern« im Gelände. Tolle Sache. Hilft beim Überleben. Um 12 Uhr: Abmelden beim Uffz. Dann Abrücken zum Zahnarzt! Berlinern gebe ich bei Zahnschmerzen prinzipiell nicht frei: Wegtreten!« Mir ging es abscheulich. Die Übung machte ich mit. Naßschnee. Auf dem Boden Geländegewinn auf Russisch: Ein – zwei Meter vorrobben in der Stunde. Im letzten Augenblick vor dem »Feind« Aufspringen! Nahkampf! Die Überraschung ausnutzen. Der Unteroffizier hatte eine besondere Überraschung für mich: »Deine Feldmütze. Danke! Mit dem Stahlhelm auf dem Kopf und der Waffe in der Hand darfst Du in kein öffentliches Verkehrsmittel einsteigen! Ha, ha, ha! Trab ab, junger Marschierer ...«. Wütend stapfte ich durch den Wald. Nach mehr als 10 Kilometer Fußmarsch war ich schließlich in der Ludendorff-Kaserne. Der junge Militär-Zahnarzt entschied nach kurzer Zeit: »Muß gemeißelt werden. Zwei Zähne im Unterkiefer. Backenzahn, Weisheitszahn. Vereitert. Kann's nicht anders. Hältst Du das ohne Betäubung aus? Sonst brauche ich Erlaubnis von Deinem Spieß. Müßte Dich hier behalten.« Mein Spieß ... und ich »Berliner«. Also nickte ich Gott ergeben mit dem Kopf. Die junge Krankenschwester hielt meinen Kopf, bedauerte mich. Das tröstete. Mein Kopf dröhnte. Das Blut hämmerte. Der Eingriff war mittelalterlich. Der Kiefer ist heute noch in beklagenswertem Zustand. Was half's. Runter vom Stuhl. Gewehr in die Hand. Hacken zusammenschlagen. »Danke, Herr Stabsarzt!« brachte ich mühsam hervor. »Augenblick; ich gebe Ihnen ein Attest mit: drei Tage vom Dienst befreit. Hoffentlich hilft's. Legen Sie sich unbedingt ins Bett. Wenn es Komplikationen gibt ...?« Tapfer marschierte ich mit Stahlhelm auf, Gewehr umgehängt von der Ludendorff- zur Beseler-Kaserne. Man hatte uns zu Einzelkämpfern erzogen. »Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder ...«, alles Scheiße. In der Kaserne angekommen, ging ich in unsere Mannschaftsstube und legte mich weisungsgemäß ins Bett. Ein Handtuch unter

den Kopf, damit das Blut, das aus dem Mundwinkel lief, nicht den Bezug versaute. Eine Stunde später kamen die Kameraden. Dann der Unteroffizier. Er schi mich zusammen. Das Attest interessierte ihn nicht. »Berliner haben keine Zahnschmerzen, sie wollen sich drücken.« Das Vokabular kannte ich schon vom Spieß. So half ich beim Waffenreinigen. Hrte mir an, was man noch alles von den HIWIS (hilfswilligen Russen) gelernt hatte. Am Abend wurde ein Film über »Einsickern und Nahkampf« gezeigt. Mit »HIWIS« nachgestellt, mit scharfen Waffen, echt bis zum Erbrechen. Mir war ohnehin schon zum »Kotzen«. Ich Überstand es. ...

Am nächsten Morgen, nach dem Antreten, wurde ich vom Dienst befreit und auf die Stube geschickt. Jemand von der Schreibstube brachte einen altdeutschen Federhalter mit Stahlfeder (hart wie Krupp-Stahl) und chinesische Tusche (wohl eine Entgleisung. Lampenruß aus Japan, von unseren »Verbündeten« hatte man offenbar nicht – Linientreue!?). Wie ein Heiligtum legte der Schreiberling nun eine Schirmmtze auf den Tisch. Lackschirm, feinstes Gabardin. Friedens-Ausgehuniform ... Auf die weiße Paspel der Mütze piekend sagte er im Befehlston: »Schwarz machen! Von der Infanterie ...« fügte er herablassend hinzu. Dann scherzend: »Schwarz; die Pioniere tragen schwarz; den Ehrenkragen der Armee ...« Nun drohend: »Keinen schwarzen Fleck auf die Mütze! Gnade Dir Gott!« Tief beeindruckt von seiner »Vorstellung« verließ mich der Schreibstubensoldat. Der Ausdruck war Schimpfwort genug. Oder? Nach einiger Zeit war die Paspel schwarz, ich erleichtert und der Spieß mit mir zufrieden, als ich dies unzeitgemäße Requisite ablieferte. »Du kennst den Verlag »Offene Worte«? Am Landwehrkanal; Nähe OKH (Oberkommando des Heeres), Bendlerstrae?« – »Jawohl, Herr Hauptfeldwebel!« – »Nichts wie hin. 20 Bnde abholen. ber Brckenkunde; Sprengen natürlich. Sind sauschwer. Bist dafür heute Abend beurlaubt. Wohnst doch in der Nähe? Ja, ja. Die Berliner und Zahnschmerzen. Also, weggetreten!« Hatte er doch ein Herz? Vom nächsten Münzer rief ich meine Eltern an. Holte die Bnde über Brckensprengen. Schleppte sie in die Bernburger Straße. Meine Mutter hatte Griesbrei für mich gekocht. Streute Kakaopulver darüber. Die Augen wurden mir feucht. Im Berliner Zimmer, dem Raum

ohne Fenster in den großen Wohnungen, hatte sie für mich ein Bett gemacht. Wie ein Toter schlief ich mehrere Stunden. Keine Wanzen, kein Unteroffizier, keine Repressalien. Es war schon dunkel, als ich ohne Probleme mit der S-Bahn in Spandau ankam. Der Spieß nahm die Bände entgegen, haute mir auf die Schulter: »Schon in Ordnung ...« Schob mir einen Band hin: »Sie haben noch dienstfrei. Der Arzt hat mich angerufen. Lesen Sie drin. Sie dürfen sich dahin setzen;« er zeigte in eine Ecke der Schreibstube, »da werden Sie in Ruhe gelassen.« Nachdenklich fügte er hinzu: »Berlin ist eine Wasserstadt. Eine Stadt mit Brücken. So an die 250 mit Eisenbahn. Wieviel wird man sprengen müssen? ...«

Das war Winter 1944/45. Jetzt war Sommer 1948. Ich war in Druschkowka. Wachte aus meinem Albtraum auf, stand in dem provisorischen Behandlungszimmer, war aufgerufen worden. Jeder mußte seine Zähne nachsehen lassen. Mit dem Rücken zum Fenster saß ein Kamerad, den Mund weit aufgerissen. Rechts und links von ihm standen zwei Kameraden. Je eine Hand auf einer Schulter, die andere auf dem Unterarm. Hinter ihm stand der Assistent der 'reißenden', russischen Zahnärztin. Hielt mit beiden Händen den Kopf des Patienten, drückte mit den Daumen auf die Schlagadern an den Schläfen. Das Ganze wirkte wie eine Exekution. Ich war entsetzt. Aufgeschreckt aus meiner geistesabwesenden Rückerinnerung an Berlin-Spandau, fragte ich – wohl unerlaubt – : »Und was wird das?« Der hinter meinem Kameraden stehende Assistent antwortete flüsternd: »Ich stoppe den Blutstrom im Kopf, bis er fast ohnmächtig wird. Dann wird der Zahn gerissen. Kleine Pause. Damit wieder Blut in den Kopf kommt, sonst wird er blöd. Soll ja nichts zurückbleiben. Oder? Dann der nächste Zahn ... Festhalten muß man ihn schon. Aber wir haben keine Spritzen ...« Leise sagte ich »Danke«. Bewegte mich langsam seitwärts zur Tür, öffnete sie fast unhörbar und sagte dann: »Der Nächste, bitte!« Der Listenführer war erstaunt: »Du warst doch gar nicht auf dem Behandlungsstuhl, da sitzt doch noch der XX laut meiner Liste?« »Richtig,« sagte ich, »richtig. Nächste Woche bin ich zur Schulung in Kramatorsk, als Sekretär für Max. Dort gehe ich zu dem deutschen Zahnarzt.« – »Das mußst Du aber selber bezahlen!« informierte der Listenführer. »Ich weiß;

ich brauche Kronen und Brücken«, zeigte auf meine beklagenswert aussehenden, wackelnden, oberen Schneidezähne, »wird etwa 500 Rubel kosten. Das Kopekensilber für die Kronen habe ich schon ...« – »Na dann, Kapitalist«, reagierte der Listenführer beeindruckt.

Ich ging zu ihm, schaute in seine Liste, damit er mich auf jeden Fall abhakte und einen Vermerk machte. Bedankte mich und verließ das provisorische Wartezimmer. Erleichtert; der Schock saß mir noch in den Knochen, als ich zu unserer Unterkunft – links von der Wache – zurückging. In der Stube angekommen, fragte mich Max: »Kommst Du nun mit?« Gedankenverloren antwortete ich: »Ja, ich will nicht blöd werden – vom Zähneziehen.« Max verstand kein Wort. Ich sprach auch nicht weiter über meine Bedenken gegen diese Form der Betäubung. ...

Der Schulungsraum im alten Ministerium von Kramatorsk war groß und hell. Tische waren zu einem großen, rechteckigen Block zusammengestellt. Etwa 30 Teilnehmer saßen im offenen Rechteck daran. Man hatte mir einen Platz an der Längsseite mit dem Gesicht zum Fenster angewiesen. Rechts von mir war die Tafel. Der Vortragende saß mit dem Rücken zur Tafel an der Schmalseite des Rechtecks. Man kam sofort zur Sache. Wir bekamen Papier und Schreibzeug. Hatten uns Notizen zu machen. Daran zu denken, daß unsere Kameraden arbeiteten, auch um diese Schulung zu bezahlen. Am Schluß der Schulung, nach vier Wochen, gibt es eine kleine, mehrstündige, vorwiegend schriftliche Prüfung. – »Betrifft mich nicht«, dachte ich bei mir.

Kurz wurden die Themen umrissen, um die es gehen würde: ich war angenehm überrascht. Nicht die Theorie des Marxismus/Leninismus. Nein: Die UdSSR, Struktur, geographisch, geologisch. Die Struktur der Schwerindustrie, Großprojekte in Sibirien. Die Geschichte der Arbeiterbewegung. Das 19. Jahrhundert. Der Einfluß der Kinderarbeit und Menschengraus in der englischen Industrie und Manufaktur auf Engels. Von Hegel zu Marx. Philosophischer, dialektischer und historischer Materialismus. Die Gefahren eines utopischen Sozialismus. Abriß der Geschichte der KPDSU (B). Der Bucharin-Prozeß. Die Idee der Internationalen ... und ... und ... und. Die Vorträge waren gut ausgearbeitet. Die Propaganda sehr zurück-

haltend. Geschicktes Vermitteln von Wissen über die Sowjetunion. Kaum Schlagworte. Nur einmal, bei der Analyse: »Gerechte und ungerechte Kriege, der große vaterländische Krieg, unblutige Revolution durch den Krieg« mußten wir uns bei der Diskussion zurechtweisen lassen: »Auf die Frage: Warum hat die Sowjetunion den großen vaterländischen Krieg gegen Hitler-Deutschland gewonnen?, gibt es nur eine Antwort. Die heißt: »Weil die Politik der KPdSU (B) richtig war und an der Spitze der SU der Generalissimus Stalin stand«. Das lernt bitte auswendig!«

Dann kamen nach den Themen Baumwolle, Anpflanzung von Wäldern, die Erdöl-Stadt Baku und das Kaspische Meer, der Pendel-Güterzug-Verkehr zwischen Kohlerevieren und Erzvorkommen (Donezbecken, westliches Sibirien), die Notwendigkeit der zentralen Steuerung der Verhüttung in beiden Revieren, ganz überraschend: Die Energiewirtschaft. Die friedliche Nutzung der Kernkraft. Uran. Anreicherungsverfahren. »Brems«-Techniken zur Steuerung des Kernprozesses. Dann ein Schock: Die Atombombe! Davon hatten wir, hatte ich nichts erfahren. Abgeschnitten von der Welt, wie wir waren. Hiroshima, Nagasaki. Nichts hatten wir gehört. Ich war erschüttert, entsetzt. »War das der furchtbare Traum, der mich 1945 plötzlich überfallen hatte. Hatte man den Aufschrei der Menschen, das Massensterben, spüren können«?

Sachlich erklärte man den Bau der Atombombe. Den »Zünd«mechanismus, das Thema »kritische Masse. Dann: Die nüchterne, menschenverachtende Rechnung der Militärs und Politiker: Der Tod pro Kopf kostet mit der Atombombe ca. 10 Cent , mit Infantriewaffen etwa 10.000 Dollar, mit schweren Waffen ..., mit herkömmlichen Bomben beim Einsatz über Großstädte Mir war speiübel ... Ich war froh, als man das Thema verließ. Jüngere Geschichte. Deutschlands Chancen nach dem Separatfrieden von Brest, dem Rapallovertrag. Die besondere Hoffnung, die man in Moskau gegenüber Deutschland pflegte. Besonders von Lenins Seite ... Die Achtung gegenüber der deutschen Kultur. Kultur in der Sowjetunion. Wir wurden zu einer Aufführung von Eugen Onegin eingeladen. Das Laientheater war außerordentlich gut. Die Russen genossen unseren Beifall. Man hatte uns gute Plätze, dritte Reihe

Parkett zugewiesen. In der Pause durften wir uns im Foyer mit den Russen unterhalten. Das Ganze war unwahrscheinlich. Wir waren Kriegsgefangene.

Der Kurs ging zu Ende. In den wenigen Pausen, die es während des Kurses gab, sauste ich zum Zahnarzt, der mich im Rahmen des möglichen sorgfältig behandelte, Kronen und Brücken machte, die ich mehrere Jahre tragen konnte. Wenn ich auch mit meinen Schneidezähnen aus »Blech« auffiel und zum Teil dämlich bei meiner Heimkehr deshalb angedredet wurde. Der Zahnarzt bedankte sich für das Honorar und meinte: »Hat man Euch in dem Kurs auch gesagt, daß der Kommunismus beim Zahnersatz aufhört?« Man hatte nicht ... Jedem nach seinen Bedürfnissen...

Der letzte Tag in Kramatorsk kam. Andere Sitzordnung, Prüfung. Darauf waren wir nicht gefaßt. Abends hatte ich Max meine Aufzeichnungen stets abgeliefert. Ich war nur sein Sekretär. – »Nein, nein. Hirschfeld bekommt eine andere Schreibhilfe. Wir wollen wissen, was Du von dem Kurs mitbekommen hast.« Der Kursleiter machte mir klar, daß ich keine Wahl hatte. Die Politleute waren noch raffinierter, als ich angenommen hatte. –

Am nächsten Tag waren wir wieder in Druschkowka; Max und ich meldeten uns bei »unserem« Polit wieder zurück. Er strahlte. »Sie haben eine sehr gute Prüfung geschrieben. Mal sehen ...« Er stoppte, hatte bemerkt, wie ich Luft holen wollte und fuhr fort: »Ich weiß, ich weiß. Sie sehen Ihren Platz in der 4. Mechanischen. Da gehen Sie auch beide wieder hin. Ich habe aber auch so meine Vorstellungen...«

Wir waren entlassen, dankten aber höflich für die interessante Schulung. Tatsächlich hatten wir, hatte ich, viel erfahren. Hatte gelernt, wie ich die Sowjetunion sehen sollte, was die KPDSU (B) als Kaderpartei für eine Macht hatte. Die Geschichte, vor allem die jüngere Geschichte hatte ich nun aus einem ganz anderen Blickwinkel gezeigt bekommen. Wußte, was Dialektik bedeutete, wie Dialektik bei der Gesprächsführung als Waffe, als Fallstrick verwendet werden konnte. Wußte von der entsetzlichen Atombombe... Ansonsten hatte man uns nichts über die Gegenwart erzählt. Nichts von der Blockade Berlins!! Nichts von dem Abkommen über Deutschland!

300 Stunden oder mehr Vorlesung; alles auf »Hochglanzpapier«. Zunächst glaubte ich an fast gar nichts, sortierte nach und nach die Fakten aus. Mehr als von mir angenommen, zeigte sich dann später doch als nicht ganz so abwegig. »Politik ist eine Hure«. Diesen Satz mochte ich nicht. Er war wohl doch zutreffend. – Keine Politik treiben heißt auch Politik machen, mit Sicherheit falsche! – stimmte wenigstens diese Aussage?

Der Platz an meiner Maschine war besetzt. Kamerad Weber maulte. Man war mit ihm zufrieden. Zum erstenmal hatte er es geschafft, etwas Geld zu verdienen, sich Zusatzrationen kaufen zu können. Ich sah eine Chance für mich: »Weg von der Schinderei mit den Rädern; mal was anderes machen. Dazu lernen.«

Nicola war ärgerlich, als er meine Absicht begriff. Drückte mir einen Besen in die Hand: »Schisti, schisti« (Saubermachen, fegen). Geduldig nahm ich diese »Entehrung« an. Fegte Späne von den Maschinen fort. Der Obermeister sah das. Kam zu mir. Zupfte mich. »Komm mal mit mir raus. Pinkeln.« Der Dolmetscher hatte mir gottlob schon vor einiger Zeit von dieser merkwürdigen Angewohnheit berichtet. Mir eingeschärft: »In dem Fall, unbedingt Mitgehen! Dann will er etwas Vertrauliches sagen!«

So ging ich, ohne zu zögern. Wir standen nebeneinander. Den Rücken zur Fabrikhalle und »bewässerten« die Bahngleise. Ohne Umschweife fing der Obermeister, der sich stets ausschließlich im Hintergrund bewegte, an: »Golia ist wütend auf Dich. Du fegst in der Werkstatt, nachher auch noch die Latrine. Habe es gehört. Ubornu, schisti! Stot a koi? Was soll das?« – »An meiner Maschine arbeitet der Weber. Der hat vorher gefegt. Weber ist gerne und gut bei der 3. Operation. Kann das jetzt. Ich hatte ihn eingearbeitet, bevor ich zum Kurs abkommandiert wurde. Er will nicht wieder Späne fegen! – »Aber Du? Du willst nicht für den Polit arbeiten. Warst zum Kurs in Kramatorsk. Warst gut. Fegst lieber Späne, als ...u bist wohl wahnsinnig!« – »Nein, ich habe nicht gesagt, ich fege lieber Späne.« – »Aber Du tust es! Was ist los?« – »Ganz einfach. Ich habe dem Polit gesagt, mein Platz ist in der 4. Mechanischen. Nicht im Lager. Dem Nicola habe ich gesagt, er soll den Weber an der Maschine lassen. Ich habe Interesse, auch die anderen Arbeiten in der 4. kennenzulernen. Daraufhin hat er mir den

Besen in die Hand gedrückt.« – »Golia ist ein Kindskopf –« der Obermeister benutzte wieder die Verniedlichungsform des Namens Nicola, betrachtete ihn offenbar als noch nicht ganz erwachsen. »Golia wird auch Schwierigkeiten mit dem Kommissar bekommen. Verschwendet Deine Arbeitskraft, boykottiert Deinen Lernwillen. Denkt nur an »seine« Schichtleistung, den Ausstoß »seiner« Linie. Auch wenn der Kommissar nicht sofort von Deinem »Fegen« erfährt, er sieht es am Monatsende. Auf der Abrechnung. Du kommst nicht auf Deine persönliche Norm, das Geld, was Du fürs Lager verdienst. Der spielt verrückt. Für den Polit ist das Sabotage. Also Schluß damit. Fege jetzt rasch die Latrine! Keinen Handschlag mehr! Kehre noch mal die Späne an den Maschinen zusammen. Es wird inzwischen einiges rumliegen. Fege schlampig, stell Dich ungeschickt dabei an. Zeige, daß Du nicht der Mann für so was bist ... Und dann stell ihm den Besen in die Ecke! Ich kümmere mich um Dich!!«

Er ging in die Fabrikhalle, ich zur Latrine. Inzwischen war es dunkel geworden. Als ich aus der Latrine herauskam, völlig geistesabwesend auf die mehrspurige Werks-Gleisanlage trat, arbeitete ein kleiner Eisenbahnkran unmittelbar vor der Latrine. Plattformwagen waren bereitgestellt, um Wagonettki abzuholen. Ich ging zwischen Kran und Wagen über das Gleis. Rechts von mir das Ausgleichgewicht des Krans, links ein Puffer. Der Kran schwenkte plötzlich, setzte zurück und traf auf einen der beiden Puffer. Der Helfer des Kranführers sprang herbei, sah mich zwischen den Puffern des Wagens erstarrt vor Entsetzen. Rief mich an: »Golowa Slomal? Dein Kopf zerquetscht?« – Gequält brachte ich »Nitschewo« heraus. Wir lachten beide etwas unsicher. Erleichtert rannte der russische Helfer zu seinem Kranführer. Beide schwatzten laut miteinander, als ich vorbeiging und riefen mir ein »Doswidania« zu. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Diese Latrine betrat ich nie wieder. –

Mein Kopf war noch dran. Mein Überlebenswille neu entflammt und ich ermahnte mich: Benutze Deinen Kopf zum Denken!« Nicht auszu«denken«, welche Spekulationen ich in der Fabrik, im Lager bei den Kameraden, beim Polit ausgelöst hätte, wenn ich meinen Kopf »verloren« hätte. Nach dem Vorausgegangenen ..., wer hätte an einen Unfall geglaubt? ...

Von der Rückseite der Halle ging ich zurück zur Fertigungslinie. Vorbei an den fertig montierten Poluskaten (Radsätzen) hin zu dem Tragpfeiler, von dem der Obermeister gesprochen hatte. Fegte mit dem Reisigbesen die inzwischen gefallenene Späne vor den Drehautomaten zusammen. Lässig und etwas ungeschickt ... wie gewünscht. Es fiel mir nicht schwer. Dann schaffte ich die Späne fort. Lehnte wortlos den Besen an den Tragpfeiler, als »Golia« kam. Offenbar hatte sich der Obermeister inzwischen um ihn »gekümmert«! Nicola grinste mich mit Verschwörermine an: »Du wirst jetzt also verschiedene andere Arbeiten praktisch kennenlernen. Gefegt hast Du nun schon. Da liegen Ausschußschrauben.« Er zeigte auf einen Haufen Schrauben, die neben den Pfeiler auf den Boden geschüttet waren. Circa drei Eimer. Die Schrauben waren verölt und schmutzig. »Die Gewinde der Schrauben mußt Du nachschauen. Ein Schneideisen gibt's in der Werkzeugausgabe. Ausschub kommt zum Schrott. Die wieder brauchbaren Schrauben zur Endmontage.« »Eine richtige Dreckarbeit«, dachte ich; aber immer noch besser als ...« So nickte ich mit dem Kopf, holte mir ein Schneideisen. Suchte einen Reparaturplatz mit Schraubstock in der Nähe und machte mich an die »Aschenputtelarbeit«. Als ich endlich damit fertig war, die wieder brauchbaren Schrauben zur Montage, den Ausschub zum Schrott gebracht hatte, dachte ich wieder an Aschenputtel: »Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen«. Nun, hier gab es keine Tauben, und die Schrauben waren ungenießbar. Trotzdem, ein wenig hatte der Obermeister gute Fee gespielt. Nach und nach hatte ich so ziemlich alle »Dreck«-Arbeiten hinter mir; besonders die Demontage schlecht laufender Räder von den Radsätzen war ein Horror gewesen, und ich war »weich« gekocht. Jetzt stand ich an einem schwindstüchtigen Schnellhobler. Fertigte irgend etwas für den Werkzeugbau an. Der »Shapping« war hydraulisch betrieben. Wahrscheinlich war zu dickflüssiges Öl eingefüllt worden. So konnte von Schnellhobeln nicht die Rede sein. Offenbar mißmutig nahm der Hobel-Stahl Span um Span. – »Wie ein Kriegsgefangener«, dachte ich. Wo mochte diese Maschine früher in Deutschland gewesen sein?

Nach einigen Tagen beendete der Obermeister das Intermezzo an dem Schnellhobler. Er nahm mich am Ärmel. Deutete mir, ich solle

die Maschine ausschalten und ging mit mir durch die Halle. Etwa in der Hallenmitte blieb er stehen, zeigte nach rechts auf eine Karusseldrehbank und eine große Universaldrehbank. An diesem Maschinenpaar hatte Gregor Meier bis vor kurzem gearbeitet. Meier, ein sympathischer Kamerad, war aus dem Lager »verschunden«. Der Obermeister sagte: »An die Maschine gehst Du jetzt! Sehr gut bezahlt! Ein wenig riskant. Für Dich das Beste!« Ich holte tief Luft. War ein wenig betreten. Mir blieb keine Wahl, wenn ich aus der Krise mit dem Polit herauskommen wollte. Ich mußte wieder eine angemessene Tätigkeit ausüben, – nach meinen Fähigkeiten. So bedankte ich mich und machte mich an die neue Arbeit. Auch wenn ich meine Bedenken hatte, ob ich das schaffen würde. Gregor hatte mir vor einiger Zeit erläutert, worum es ging: Räder für Gruben-Elektroloks. Die Räder waren wesentlich größer als »unsere« für die Grubenwägelchen. Hatten einen Durchmesser von fast einem halben Meter. Angeliefert wurden die Rohlinge. Auf der mäßig großen Karusselbank mußte man den schweren Angußstutzen abstechen. Die Räder bzw. das Rad mußte dann, wieder mit einem kleinen pneumatischen Aufzug, auf die große Drehbank gehievt werden. Dann vorgeschruppt und geplamt werden. Schließlich mußte der Radkranz »Fasson« bearbeitet und dann die Paßsitze für die Rollenslager gedreht und geschabt werden. Die Norm lag bei 1 1/2 Rad pro Schicht. Blöd – . Ein Rad, das noch nicht fertiggestellt war, machte riesigen Ärger: Man konnte es nicht ab- und in der nächsten, eigenen Schicht, wieder aufspannen. Es lief ja nicht mehr rund, im allgemeinen auch nicht plan. So mußte man versuchen, sich mit dem Nachfolger der anderen Schicht zu einigen oder besser, gleich zwei Räder zu machen. Der Progressivlohn war beachtlich. Es lohnte sich. Aber wehe, das Rad wurde Ausschuß. Oder vom Nachfolger dazu erklärt! Katastrophe: Ein ganzer Monat-Normverdienst Straf-abzug. Strafnoi!

Dem Obermeister war klar, was ich dachte. Diese Arbeit unterstand nicht Nicola. Ich hatte eine neue Chance. Den Polit würde man mit dem Hinweis abspeisen, daß ich wie ein Volontär zwischenzeitlich eingesetzt worden sei, bis eine adäquate Arbeit für mich gefunden worden wäre. ...

Das Glück stand mir zur Seite: Nach kurzer Zeit »schaffte« ich die doppelte, dann die dreifache Norm. Einmal kam ich auf sieben Räder in einer Schicht. Am Monatsende hatte ich 1.500 Rubel verdient. Einem Direktorengelohnte vergleichbar. Der Brigadier bekam 250 Rubel monatlich. Man achtete darauf, daß die »Manager«-Gehälter im Vergleich zu Spezialisten-Löhnen nicht zu hoch waren. Dieser Rekordverdienst blieb nicht ohne Folgen: Der Polit sprach mich an, ob ich das Geld nicht »sperrten« lassen wollte bis zu meiner Entlassung. Er könnte dafür sorgen, daß in Brest, besser in Frankfurt/Oder ein nagelneuer Moskwitsch, ein Kleinauto bereitstehen würde. Er habe auch andere Bestarbeiter darauf angesprochen.

Gottlob schaltete ich sofort meinen Kopf auf »Denken«. Ich wollte ihn ja noch behalten und ... meine Selbstachtung auch. So sagte ich nicht etwa: Aus der Gefangenschaft kommen und Reklame für die Russen machen! Nein. Danke. Wieviele habt Ihr auf dem Gewissen? Ich hatte Glück, bin als Spezialist durchgekommen ... Nein, ich sagte: »Ich habe keinen Führerschein; hatte, als ich in die Gefangenschaft kam, noch nicht einmal das Mindestalter für die Fahrprüfung. Schönen Dank für den Vorschlag. Aber für mich – unrealistisch. –

Der Polit bedauerte, blieb aber freundlich. Es dauerte nicht lange, da sprach er mich erneut an. Diesmal war es etwas Kritisches. Mir wurde ganz schlecht. Er merkte es. Klopfte mir mehrfach auf die Schulter. Ging, was für mich ungewöhnlich war, mit mir in sein Büro und schloß ab. Er vereidigte mich sinngemäß, kein Wort darüber zu sprechen, zu niemanden ein Wort, über das, worum es ging: »Ihr kommt am 31. Dezember 1948 nicht nach Hause! Stalin kann sein Versprechen nicht einlösen! U.a. Transportprobleme. Vielleicht im Sommer 1949. Du bist in Deinem Kameradenkreis verantwortlich, daß keiner durchdreht! Du kommst für ein paar Tage zu einem Kurs nach Gorlowka; da werdet Ihr Genaueres erfahren. Das Wichtigste ist aber, daß Du die Kameraden kennenlernst, die ich ebenfalls in die Pflicht genommen habe. Das ist vielleicht Deine, meine, unsere wichtigste Aufgabe im Leben, einen Lageraufstand am 31. Dezember zu verhindern! Das Blutvergießen würde mein, Dein Leben für immer belasten!«

Mit weitaufgerissenen Augen starrte ich ihn an. Konnte meine Tränen zurückhalten. Nicht wegen des »geplatzen« Entlassungstermins – so naiv gläubig war ich nie gewesen – nein, wegen des Blutvergießens, das ich mit verhindern sollte! Es gibt so viel Dummheit. Das wußte ich zur Genüge. Der Kommissar hatte recht, das Blutvergießen mußte verhindert werden: Durch Vernunft, durch werben für Vernunft. So sagte ich, ohne Einschränkung »Ja« zu seinem Wunsch ... und hielt den Mund!

Ich ging zu unserer Stube; es war nicht mehr unser »Jungmädchenzimmer« mit meinen Margeriten an der Wand, wir waren jetzt in einem größeren Raum links der Wache im ersten Stock. Die Treppe war ganz am Ende des Gebäudes. Ebenerdig war ein Eß- und Veranstaltungsraum eingerichtet, wo damals auch die »Maritza« spielen sollte ...

Müde ging ich die Treppe hinauf, ging etwas schleppend den Gang entlang. Linker Hand, etwa in der Mitte des Flurs, lag »unsere« Stube. Am Ende des Ganges: Das zugemauerte Zimmer, in dem das kleine Magazin eröffnet worden war. Nur mit Anstrengung erreichbar. Helmut Rindelman schaute mich wie einen Geist an: »Was ist denn mit Dir los?« Gequält winkte ich ab: »Wollen wir einen Schritt nach draußen gehen? Mir ist nicht gut.« Das war ungewöhnlich. Helmut kannte mich nun schon über zwei Jahre. Hatte mich nie jammern oder klagend erlebt. Ich ihn auch nicht. So war ihm klar, daß etwas Besonderes anlag. Ohne lange zu reden, kam er mit. In dem Zimmer konnte man kein vertrauliches Gespräch führen. Etwa 40 Ohren hörten mit. Mein Bett Nachbar, in unserem Vierer-Block von Eisenbettgestellen war jetzt Pit Everts. Er schnitt an einer Drehbank unter anderem in große Scheiben und mittlere Muttern Gewinde. Wir verstanden uns gut. Zu Helmut hatte ich aber mehr geistigen Kontakt. Ich mußte ihm zumindest offenbaren, daß der Polit mich festgenagelt hatte, hineingezogen in eine heikle Aufgabe. – Wir waren im Freien. Ohne Umschweife kam ich zur Sache: »Der Polit schickt mich mit einigen anderen Kameraden für mehrere Tage zu einem Kurs. Wahrscheinlich nach Gorlowka. Der Hintergrund ist ernst. Er erwartet von mir, daß ich unsere Kameraden vor ihrer eigenen Unvernunft schütze. Es ist wichtig, dem Polit bei dieser Angele-

genheit entgegenzukommen. Dir ist klar, daß ich über Einzelheiten nicht sprechen darf. Ich mache mit, wegen der Mitverantwortung, die ich für meine Kameraden habe.« Helmut schluckte ein wenig. Sagte dann aber: »Du weißt, daß ich Dir dabei kaum helfen kann mit Ratschlägen oder so; ich werde Dich auch nicht durch »Ausfragen« in Verlegenheit bringen. Aber es wird Dir helfen, zu wissen, daß ich zu Dir stehe!«

Helmut stand zu mir. Beinahe bekam ich dadurch Schwierigkeiten. Als einer blöd daher redete, bezog er Stellung für mich. Wies darauf hin, daß nicht jeder, der für den Polit eine Aufgabe übernahm, »für die Russen« arbeitete, sondern vielleicht nur Kenntnis erwerben würde, um etwas gegen die Machenschaften der Russen tun, den Kameraden helfen zu können. Ein gefährliches Spiel ...

Aber es ging gut. Einer ging mir an die Kehle, weil ich seinen Namen auf einer Liste mit »KK« statt mit »ck« geschrieben hatte. »Russenknecht; ich erwürg Dich«. Helmut war sofort hinter mit, löste die Hände des Verrückten von meinem Hals. Ich hatte keinen Grund, mich zu rechtfertigen oder durch »Auspacken« die Absichten des Polit zu gefährden. Der Vorfall bestärkte mich nur darin, daß die Annahme des Polit richtig war: »Es würde am 31. Dezember einen Lageraufstand geben. Blutvergießen wäre die unvermeidliche Folge. – «

Endlich ging es zu dem Kurs. Damit mußte ja ein Teil der Geheimniskrämerei aufhören! Dann wußte jeder, warum wir beim Polit waren. Warum wir zu Kolchosenbesichtigungen eingeladen worden waren. Die Absicht des Polits war: Wir sollten uns bereits vor dem Kurs beiläufig kennenlernen. Vertrauen zueinander fassen. Nur gemeinsam konnte ein Lageraufstand durch »gut zureden« verhindert werden. – Mit einem russischem Soldaten, Unteroffizier? als Bewachung, als Schutz zogen wir los. Zuerst in eine Bania, die wir sonst nicht benutzten. Die Bania war in der Nähe der Bahnlinie, fast unter der Brückenanlage. Unsere Klamotten kamen in die Entlausung. Wir bekamen nagelneue Sommersachen. Man erklärte uns: »Die gebt Ihr nachher wieder ab. Aber Ihr sollt nicht wie Gefangene zu dem Kurs. Im Hinnehmen waren wir längst Gewohnheitstiere. So nahmen wir die neuen Sachen, nachdem wir uns gewaschen hat-

ten, zogen uns um, und marschierten – den Wachsoldaten in unserer Mitte – zum Bahnhof, Die Witterung war angenehm. Sommer, noch ein wenig Morgenfrische. Unsere Stimmung war gut. Tatsächlich kam ein Zug, brachte uns zum nächsten Provinzbahnhof. Dort mußte ausgestiegen werden. Der Anschlußzug kam nicht. Es würde Abend werden. Welchen Kriegsgefangenen stört das? Unser Wachsoldat hatte eine prima Idee: »Ich geh« mit Euch auf den Basar, ein wenig durch den Ort.«

Unsere kleine Gruppe schlenderte ungeordnet Richtung Ortsmitte. Offenbar fühlte sich der russische Wachsoldat zwischen uns wohl. Vielleicht wäre er sich auch ein wenig albern vorgekommen, wenn er uns in Reih und Glied aufgestellt hätte, vorschrittmäßig links außen, sich als unser Bewacher postiert und das Kommando: »Ohne Tritt – Marsch!« gegeben hätte. So wirkte das Ganze wie ein Gruppenausflug von Kameraden. Nach kurzer Zeit nahm er sein Gewehr in die rechte Hand nahe der Laufmündung. Trug es wie einen schweren Spazierstock, ließ die – ohnehin antiquierte – Waffe auf diese Weise unauffällig verschwinden. Kaum jemand konnte auf den ersten Blick erkennen, daß es sich um Kriegsgefangene Deutsche mit ihrem Wachposten handelte. Schließlich waren wir auf dem Basar. Fläche, große Tische. Sehr ordentlich aufgestellt. Wie in einem riesigen Speisesaal. In einer Schwesternschule hätte es nicht akkurater zugehen können. Ich war verblüfft. Nichts von der Farbigkeit eines orientalischen Basars. Keine Buden. Keine Winkel – – Alles übersichtlich, alles auf dem Präsentierteller. Unsere kleine Gruppe löste sich zwischen den Tischreihen noch ein wenig weiter auf. Plötzlich trafen uns neugierige Blicke. Erstaunen unter den russischen Marktleuten und Besuchern. Dann drängten sich drei Russen aneinander, tuschelten. Ein vierter trat hinzu. Fragte laut: »Sind das etwa Deutsche? Sind die Deutschen wieder da?« Aus der Dreiergruppe kam unwirsch, verhalten die Antwort: »Das sind Deutsche. Deutsche Kriegsgefangene. Laufen schon wieder «rum wie die Grafen!« Es folgte ein zurückhaltendes Fluchen. Wir schauten die Russen offen an. Die Gruppe ging auseinander. Die Situation war beklemmend. Hier hatte man »uns« noch nicht vergessen; bereits der Gedanke an den Rückzug der verbrannten Erde schnürte mir die Kehle zu.

So suchten wir rasch Anschluß an unsere Kameraden und den Wachsoldaten, erzählten von unserem Erlebnis. Nachdenklich, auch ein wenig beschämt, verließen wir den Basar. Unser Wachsoldat möbelte uns wieder auf. Zeigte uns schöne, gut erhaltene Häuser und Straßenzüge. Stolz auf das von der Vergangenheit noch erhaltene. Plötzlich war helle Aufregung: Ein Verkaufswägelchen mit Speiseeis! Wie eine Rückblende in die Zeit der Jahrhundertwende. Blitzende, spitze Helme über den drei Speiseeiseimerchen, die in dem leierkastenähnlichem Wägelchen verborgen, mit Eisbrocken gekühlt wurden. Weiß und blau gestrichen, ein kleines Stoffdach. Wir waren so angerührt von dem Bild, daß uns unser »Bewacher« erst auffordern mußte: »Los! Hin! Eis kaufen!« Auf den Gedanken waren wir vor Verblüffung und Entwöhnung gar nicht gekommen. Rasch sausten wir zu dem Eiswägelchen und ließen uns von der kühlen Köstlichkeit geben. Während ich an den Eiskugeln schleckte, gingen meine Gedanken in die Bernburger Straße in Berlin. Nach dem Kriegsausbruch war unser – sonst recht sparsamer Vater – großzügig geworden. Schickte uns Buben gelegentlich ins Cafe zur Philharmonie, eine Schüssel Speiseeis zu holen. Lebensmittelmarken mußten dafür geopfert werden. Geld? »Eisern sparen« war verordnet worden. Ein Teil der Monatsbezüge mußte auf ein eisernes Konto sofort eingefroren werden. Die Japaner waren unsere Verbündeten (?). Auf Japanisch heißt eisern sparen: »Pinki, pinki, futschi, futschi.« Durfte mein Vater so etwas defätistisches sagen? Jedenfalls gab er das verfügbare Geld nun aus, um uns noch ein wenig verwöhnen zu können. Schickte uns sogar zu der renommierten Reitschule in Düppel. Legte – unbeabsichtigt – damit bei seinen Söhnen den Wunsch, sich bei der Einberufung zu einer Einheit mit Pferden, zu einer »berittenen« Einheit zu melden. Auf diese Weise »landete« mein Bruder Peter bei der »bespannten Artillerie«. Geschütze von Pferden gezogen; in einem »modernen« Bewegungskrieg? Mit Panzerwagen, Geländefahrzeugen ...

Das mußte tödlich enden. Doch, lauerte der Tod nicht ohnehin auf jeden Soldaten? Ich hatte (und habe auch später) niemals über dieses Thema gesprochen. Ich war und blieb ihm dankbar für das Speiseeis aus dem Cafe der Philharmonie, für die exzellenten Reitstunden

in Düppel – gerade probte der Reitlehrer Röhler damals die Geländeeritte für Willy Birgel in »Reitet für Deutschland«. Willy Birgel ritt so wenig im Gelände, wie Goebbels selber im totalen Krieg kämpfte. Aber es war ein Hauch von Frieden, von Luxus. Mitten im Krieg. Trotz des Bombenterrors in Berlin. Die Bomben fielen auch in Lichterfelde-West. Auch in Düppel. Doch die »Deutsche Reitschule« blieb verschont. Oberst Spillner warnte uns nun aber davor, außerhalb des Reitschulgeländes zu reiten. Durch die Sportpalastrede von Goebbels aufgebracht, durch die Bomben, die nun auch bereits tagsüber fielen – gerade in Lichterfelde-West – war die Bevölkerung gegen die »Herren Reiter«, die »Herrenreiter« aufgehetzt. Zogen nichtuniformierte Reiter vom Pferd und

So spielte sich das Reiten sehr zurückgezogen ab. Ein Prof. Sauerbruch ließ seinen Schimmel bewegen. Unter anderem gehörte Bruder Sigmund zu den Auserwählten. Mir war ein dunkler Trakener, Ariel, anvertraut. Wer hatte noch Zeit – noch Schneid, so edle Pferde zu reiten und zu zeigen? Als ich das Reitabzeichen erhielt, wurde mir unter vier Augen gesagt: »Dürfen Sie auch an der Wehrmachtsuniform tragen. Schauen Sie mal genau hin: Da ist kein Hakenkreuz drin, wie bei den Sportabzeichen. Klar? Man verständigte sich, ohne viel zu sagen. Machte seine Einstellung zur Politik beiläufig dem Anderen, falls notwendig, klar. Was hatte ich jetzt in Druschkowka meinen Kameraden gesagt, bevor wir zu der Schulung nach Gorkowka reisten.« Kennt einer die Geschichte von Prinz Eugen ein wenig? Ich bin da etwas unsicher. Ich meine das Detail, wo er sich hat ausbilden lassen?« Spontan antwortete einer der Kameraden, mit denen ich nun gerade Eis geschleckt hatte: »Ja, ich glaube, der hat sich bei seinem Gegner ausbilden lassen, um besser dessen Methoden kennenzulernen, um dem Gegner später schneller besiegen zu können ...« Mit einer Handbewegung stoppte ich ihn: »Gut, gut. Bleiben wir bei dem Stichwort: Prinz Eugen. Wie immer es wirklich war.« »Ich verstehe wohl nicht?« »Doch, doch. Wir, die wir uns verstehen, flechten das Stichwort »Prinz Eugen« ein. Wir müssen die Methoden kennen. Wir wollen uns nicht »verheizen« lassen. Helfen wir unseren Kameraden beim Überleben. Bitte, keinen Aufstand. Keine »Mutproben«. Keine lauten Töne.«

Das Stichwort war gegeben, es funktionierte, es gab keinen Aufstand, es gab einen Zuträger zum Kommissar. Der ließ sich Zeit. Wie bisher immer. –

Das Eis war längst in meinem Mund zergangen. Noch lag ein leichter, angenehmer Nachgeschmack auf der Zunge. Die Erinnerungen waren von der Gegenwart verdrängt. Geistesabwesend war ich mit der Gruppe mitgelaufen. Jetzt, am Bahnhof angekommen, mitgegangen in das kleine Bahnhofsgebäude. Versuchte mir Klarheit zu schaffen, wie es mit dem »Anschluß«-Zug weiterginge. Nichts ging. Gar nichts. Erst in der Nacht. In unmittelbarer Bahnhofsnähe, auf dem Bahnsteig, um den Bahnhof herum, auf- und abgehend, versuchten wir uns, die Zeit zu vertreiben. Langsam wurde es dunkel. Zunächst saßen wir nun nebeneinander auf den beiden Bänken rechts und links des Haupteinganges, Rücken am Bahnhofsgebäude. Blick zu den Gleisen. Der Wartesaal des Bahnhofs füllte sich, mehr und mehr Menschen kamen. Aber kein Zug. Es wurde kühl. Auch wir gingen nun hinein. Verteilten uns in kleine Gruppen, um nicht aufzufallen. Plötzlich gab es Streit. Zwischen wartenden Russen. Aus dem Streit wurde eine Schlägerei. Miliz kam, sorgte blitzschnell für Ruhe. Leerte den Bahnhof weitgehend. Unser Bewacher, der im entscheidenden Augenblick eingedöst war, sprang auf. Sein Gewehr hatte, vor wenigen Minuten, vorsorglich einer meiner Kameraden aufgefangen, als es dem sitzenden Wächter aus der Hand fiel; die Waffe unauffällig körpfernah verwahrt. Jetzt suchte der Soldat angsterfüllt nach seinem Schießprügel. Mein Kamerad schob ihm das Gewehr geschickt zu. Keiner der Milizionäre hatte etwas bemerkt. »Unser« Bewacher war glücklich. Und dankbar. Er lud uns zu einem Schluck Wodka ein. Tatsächlich konnte man in einer Ecke des Bahnhofs ein Glas, ein »Stakan« Wodka kaufen. Nur mit Fahrkarte und nur ein Glas und nur zusammen mit einem Stück Wurst. Hartwurst! Etwa 3 cm dicke, gute Salami. Jedenfalls für uns, gute Salami. So etwas hatten wir seit Jahren nicht mehr gesehen, geschweige denn gegessen. Wir ließen uns nicht lumpen, jeder gab dem jungen Soldaten zehn Rubel. Und er kaufte für uns, mit uns, voller Stolz. Trank mit uns. Wir klopfen uns gegenseitig auf den Rücken, auf die Schultern. Die Wurst interessierte uns ungemein. Ihn der Wodka. Nach kurzem war

er, waren wir, so vergnügt und verbrüdet, daß er nun von sich aus einem von uns sein Gewehr in die Hand drückte, ihm einschärfte: »Paß gut auf!«, sich der Länge nach auf eine Bank packte und seelenruhig einschief. So recht wußte ich nicht, worauf mein Kamerad nun aufpaßte. Auf unseren jungen Russen? Auf uns? »Auf den Zug passe ich wohl lieber selber auf.« Der Bahnhofsvorsteher war nett. Versuchte mir zu erklären, wie ich den Wand-Plan lesen mußte. Das System war anders als in Deutschland. Dann aber beruhigte er mich: »Ich werde aufpassen, daß Ihr alle mit dem Zug nach Gorlowka mitkommt. Das wird so gegen zwei Uhr nachts sein. Hoffentlich ist Euer besoffener Wachsoldat bis dahin nüchtern. Im Zug braucht Ihr ihn wahrscheinlich.« Der Mann hielt Wort.

Unseren Bewacher brachten wir unauffällig – mit Gewehr – in den Zug. Der Bahnhofsvorsteher regelte für uns die Abteilfrage. – Am Morgen trafen wir in Gorlowka ein. Unser Wachposten war wieder topfit und lieferte uns gerade noch rechtzeitig, kurz vor zehn Uhr im Lager ab. Gerade noch rechtzeitig für die Eröffnungszeremonie. Alle waren bereits im Vortragsraum versammelt und die Herren Vortragenden waren schon auf der Bühne. Stellten sich kurz vor. Das Seminar begann. Vortrag reihte sich an Vortrag. Kein Wort Deutsch, Russisch. Polit-Russisch. Der eine oder andere Kamerad verstand kaum den Inhalt, den Sinn. Endlich, am 4.Tag kam man zur Sache. Aber auch jetzt blieb alles ein wenig im Polit-Dunkel, im Wortgestrüpp verborgen. Ohne den klaren Auftrag unseres Kommissars: »Ihr habt dafür zu sorgen, daß es keinen Lageraufstand gibt. Daß kein Blut fließt, weil Ihr am 31.12.1948 nicht in die Heimat repatriiert seid!« hätte ich nicht begriffen, um was es ging. Hier hieß es: »Ihr sollt Botschafter des guten Willens sein, Helfer für den Aufbau einer Demokratie in Deutschland. Das müßt Ihr nun schon hier in der UdSSR beginnen. Dazu gehört Verständnis und Wissen um die Probleme. Man braucht für alles mehr Zeit, als zunächst angenommen wird. Niemand hat Grund, an den Zusagen des Generalissimus Stalins zu zweifeln. Es ist ein Offiziersehrenwort. Darauf könnt Ihr bauen. Wenn nun aber die äußeren Umstände es unmöglich machen, wenn denen, die für das Transportwesen zuständig sind, die Möglichkeiten fehlen, das Wort des Generalissimus Stalin einzulösen,

dann seid Ihr hier aufgerufen, für Verständnis zu sorgen. Fangt hier an mit der Demokratie. Ihr braucht keine Revolution, um zur Demokratie zu gelangen. Wir haben Euch von der Hitler-Diktatur befreit. Dafür müßt Ihr dankbar sein. – »

Es folgte die schöne, uns bereits bekannte Geschichte vom Treffen des russischen Botschafters aus Moskau mit seinem englischen Kollegen in London: »Wie schafft Ihr das nur, daß Euer Rasen so schön ist?« fragte der Moskauer. »Ganz einfach: Reichlich mit Wasser besprengen, wöchentlich mähen.« antwortete der Engländer. »Das machen wir in Moskau genauso, aber Euer Rasen ist viel schöner, was ist der Grund für den Unterschied?« Lächelnd sagt darauf der Engländer: »Nun, wir machen das so schon seit mehreren hundert Jahren ... – Seht Ihr, fügte der Polit ergänzend hinzu: »Verschwendet keine Zeit mit Rechthabereien über die Einhaltung von Stichtagen, fangt an zu lernen, wie man Probleme friedlich regeln kann. Übt mit Euren Kameraden die Spielregeln der Demokratie ein. Im kleinen Kreis. Mit vorsichtigen Diskussionen. Dann braucht niemand einzugreifen, dann muß niemand um sein Leben fürchten.«

Ich war leicht verstört und auch etwas beeindruckt, wie man die Dinge erklären kann, ohne konkret etwas zu sagen. Es wäre wohl einfacher gewesen, uns über den Start in den kalten Krieg zwischen den Siegermächten zu informieren. Über die Berlin-Blockade, die Warschauer Konferenz... Wir hätten begriffen, daß die Rote Armee in höchster Alarmbereitschaft in Ostdeutschland stand und alle verfügbaren Eisenbahnwaggons bereitgestellt waren, um im Ernstfall die Versorgung der Truppen sicherzustellen. – Von alle dem nichts! Vielleicht wußten es die Polit-Offiziere selber nicht? Noch ein paar gut gemeinte Ermahnungen und Ratschläge und wir wurden verabschiedet; fuhren zurück in die verschiedenen Lager. Mir war schlecht, als mich im Zug meine Kameraden baten zu erläutern, was ich aus den Vorträgen entnommen hätte. »Und warum das ständige Gequatsche über die Probleme mit den Bauern?« fragte einer der Kameraden. Nachdenklich kramte ich in meinem Gedächtnis: »Ja, ich glaube, man wollte uns erläutern, daß ein neues, demokratisches Deutschland Probleme mit den Bauern bekommen könnte. Daß es nötig wäre, schon jetzt über eine modifizierte Kollektiv-

Bewirtschaftung verstaatlichter Landflächen nachzudenken. Keine Kolchosen, keine Sowchosen. Aber auf keinen Fall darf der Bauer Land als sein persönliches Eigentum betrachten oder behalten. Vor diesem Schritt steht man wohl.« – »Ach so, deshalb. Arbeiter und Bauern kommen nur an einen Tisch, wenn beide zur »besitzlosen Klasse« gehören. Das wird noch Ärger geben ...« – – »Auf jeden Fall soll die Demokratie in Deutschland nicht wie in der UdSSR nach dem Schema »Diktatur des Proletariats« errichtet werden. Das ist doch schon beruhigend.« – »So, und was dürfen, was sollen wir im Lager unseren Kameraden erzählen? Ich habe so gut wie nichts verstanden...« – »Darum geht es ja auch noch nicht. Man hat uns zeigen wollen, daß die Sowjetunion für Deutschland eine Zukunft sieht, daß wir in ein verändertes Deutschland heimkehren werden. Es ist unsere Aufgabe, darüber nachzudenken, wie wir für Ruhe sorgen können. Durch vorwärts gerichtete Gedanken den »Revoluzzern« die Basis entziehen. Wir kommen eben nicht 1948 im Dezember, sondern später nach Hause. Aber wir kommen nach Hause!«

Unser Wachsoldat lieferte uns stolz im Lager ab. Der Polit erkundigte sich, wie es uns gefallen hatte und kündigte eine Exkursion an. In eine Kolchose...

Als ersten Kameraden der 4. Mechanischen traf ich Kurt Emde auf dem Hof. Wir begrüßten uns freudig und ich bat ihn, um eine Zigarette. »Du wirst doch nicht etwa anfangen, zu rauchen? So lange hast Du stand gehalten, und jetzt, kurz vor der Entlassung?« – – »Ach, Kurt; im Augenblick weiß ich nicht, was ich denken, was ich sagen soll. Ich weiß nur, daß die Russen immer sagen: »Swarim – »Rauchen wir«. Immer, wenn sie mal gerade nicht arbeiten wollen. Oder nicht reden.« – »Gut, Helmuth, dann frage ich Dich wohl besser nicht, was die Euch in Gorlowka gesagt haben. Rauchen wir. Bitte, hier ist eine Zigarette. Eine Papyrossi. Die heißt »Kinon«. Ist besonders leicht. Ich zeige Dir, wie man raucht. Ohne und auch mit Inhalieren. Wie man die Zigarette hält, damit man keine braunen Finger bekommt. Schau, so wird das Pappteil einer Papyrossi geformt. Einmal hier, dann rechtwinklig versetzt das Mundstück so zusammendrücken. Gut. Und jetzt, anzünden. Immer Abstand von der Streich-

holzflamme halten. Warten, bis der Schwefelkopf abgebrannt ist. So, jetzt ziehen, und nun packen wir uns einfach ins Gras und schauen nach den Wölkchen am Himmel ...«

Tatsächlich wuchs etwas Gras im Lager; Kurt hatte Streichhölzer! Die Steinzeit von Uva war weit hinter uns; es gab Zigaretten. Vielleicht sogar eine Zukunft für uns; für Deutschland? Ich genoß vorsichtig die Zigarette, fühlte, wie das Nikotin wirkte. Für kurze Zeit schaltete ich ab. Kurt spürte, daß ich für sein Schweigen dankbar war, daß er mir geholfen hatte, über eine Hürde zu kommen. Ich durfte nicht die Nerven verlieren und unkontrolliert über Gorlowka und den 31. Dezember 1948 reden. Über das Offiziersehrenwort vom Generalissimus.

Am Abend rückten wir zur Arbeit aus. Diesemal gab es keine Probleme mit »meiner« Maschine, meinen Maschinen. Die Karussellbank gehörte ja mit dazu. So leicht hatte man keinen, der daran arbeiten mochte, konnte. Gregor Meier aus München war fort. Wohin? Er hatte Ärger mit der Vergangenheit bekommen; seine hervorragenden Russisch-Kenntnisse waren ihm zum Verhängnis geworden. Woher konnte er so gut Russisch? 1930 hatte er eine Reise nach Moskau gebucht. Beim »Intourist«. War dann in Moskau geblieben. Als Spezialist für die F-Pi-1 (?) der Firma Deckel. In Deutschland herrschte damals Arbeitslosigkeit. Bald fand er russische Freunde, eine Freundin. Er mußte beruflich dann nach Wladiwostok. Als es in Deutschland wieder Arbeit gab, kehrte er heim. Doch dann kam der Krieg. Irgendwann mußte er als Soldat nach Rußland. Für den Polit-Kommissar war das Verrat an russischen Freunden, Verrat an der Arbeiterklasse. Hatte er etwa auch bei Verhören mitgewirkt? Seine in Rußland als Gast erworbene Sprachkenntnis so mißbraucht? Hatte er Russen getötet? Das war alles zuviel. Unverzeihlich. Wohin hat man ihn gebracht?

Fünf Jahre später habe ich das Münchner Adreßbuch und das Telefonverzeichnis durchforstet. Vergeblich. Mehr als das Andenken an ihn, wird wohl nicht geblieben sein.

Jetzt stand ich an seinem Platz. Vorbehaltlos und offen hatte er mir vor kurzem erläutert, wie aus seiner Sicht die Arbeit an den Rädern für die Gruben-E-Loks am besten durchgeführt wurde. Im Gegen-

satz zu den Rädern für die Waggonettkis war man hier ganz allein. Hatte dafür auch keinen Druck durch das Gemeinschaftserlebnis, das vom »Takt«, vom Materialfluß abhing. Gregor hatte mir auch erläutert, wann man sich am besten – zur Belohnung – eine Zigarette anzündete. »Immer, wenn die Maschine für die Lagerpassung läuft. Da hat man gerade eine Zigarettenlänge Zeit, für eine Verschnaufpause. Machst Du viel Räder, rauchst Du auch viel Zigaretten! Nitschewo –« Um die Gesundheit ging es mir nun auch nicht mehr. Trotzdem, ich mußte meine Gedanken auf den 31. Dezember 1948 konzentrieren. Inzwischen mochte ich die großen E-Lokräder und war dankbar für die damit verbundene Abgeschiedenheit und Selbständigkeit. Werner Puhl brachte mich eines Tages auf andere Gedanken: »Helmut, Du solltest bei unserem nächsten Kulturbend auf der Lagerbühne die Eröffnung übernehmen. Du weißt, der Polit will, daß Du mehr in Erscheinung trittst.« Ich druckste herum, wollte nicht so recht. Schließlich machte er einen Kompromißvorschlag: »Du sprichst des »Wanderers Nachtlid«. Das würde prima für den Abend passen.« Jetzt stand ich an der riesigen Drehbank in der lauten Halle und rezitierte. Kämpfte mit meiner Stimme gegen den Lärm an: »Über allen Wipfeln ist Ruh...« Niemand konnte mich hören. Keiner konnte mich hinter der Maschine sehen. Die Idee von Werner war gut. Lenkte mich ab. Ich mußte ihm vorsprechen; er korrigierte. Gelernter Germanist. –

Der Kulturbend kam. Aufgeregt war ich eigentlich nicht. Aber es gab Aufregung. Im allerletzten Augenblick stieg der verantwortliche deutsche Kultur-Referent aus: »In der Aufmachung? So willst Du Dich in Deinen Arbeitsklamotten auf die Bühne stellen? Du brauchst einen schwarzen, besser einen nachtblauen Anzug. Ein weißes Hemd! Los, los; laß Dir was einfallen!« Irritiert grinste ich ihn an: »Wollen Sie bitte verzeihen? Ich spiele zur Zeit Kriegsgefangener in Druschkowka. Daher meine unpassende Aufmachung.« Der Kulturmensch starrte mich an, packte mein Handgelenk und sauste mit mir los. Der Saal war bereits gefüllt. In der ersten Reihe schon einige der russischen Offiziere mit ihren Frauen. »Tschuldigung, meine Blödheit.« Er sauste mit mir an der Wache vorbei. In das nächste Gebäude. In den ersten Stock. Dort war »seine« Stube.

Er keuchte: »Schnell! zieh meine Klamotten an. Sag Dein Sprüchlein auf der Bühne. Komm wieder her. Dann zieh ich das Zeug wieder an. Der Werner muß die Zeit überbrücken! »In null-komma-nix hatte ich seine schicken Sachen an und rannte los. Huschte hinter die Bühne, wurde vor den Vorhang geschoben, sammelte mich, wollte rezitieren. In dem Augenblick, ich hatte über die Köpfe des Publikums hinweggeschaut. Dann den Blick gesenkt – wie Werner es empfohlen hatte –, um dann den Kopf wieder zu heben. In dem Augenblick sah ich, daß meine Hose nicht geschlossen war! Wann hatte ich zum letzten Mal eine Hose, richtig mit Hosenschlitz getragen. Ein weißes Hemd, das hervorleuchtete ... Mir blieb keine Wahl. Mit einer gemessenen Bewegung drehte ich mich ein wenig nach rechts. Stellte das linke Bein fußbreit vor – knickte das linke Knie ein, drückte das rechte Bein durch. So konnte niemand mehr die Panne sehen. Ich holte tief Luft und begann: »Über allen Gipfeln ist Ruh...«, spürte, wie ich »ankam«. Wie es atemlos still wurde; wie das »bald ruhest Du auch« begriffen wurde; auch im Sinne der Erlösung vom Leben in der Angst und Gefangenschaft. Darauf war ich nicht gefaßt gewesen. Als ich nun seitlich am Publikum vorbei strebte, um den Anzug zurückzugeben, stand ein Kamerad auf. Drängte sich aus seiner Sitzreihe heraus. Erwischte mich im Vorbeieilen an meiner linken Manschette, das Hemd war für mich ein wenig zu groß, und lief mit mir nach draußen: »Du bist der Sohn vom Pfarrer Hahn? Vom Anhalterbahnhof. Dein Vater hat mich konfirmiert. Schön, daß es solche Zufälle gibt. Ich habe fast geheult, als ich in Deiner Stimme Deinen Vater wiedererkannte. Danke!« Wir drückten uns die Hände. Nun waren auch meine Augen feucht geworden. Sprechen konnte ich nicht. So klopfte ich ihm auf die Schulter. Blieb eine Sekunde stehen. Wir sahen uns in die Augen, dann rannte ich los. Zum Kleiderwechsel. –

Dieser Kulturabend hatte unerwartete Folgen für mich; nun war ich auch außerhalb der 4. Mechanischen bekannt. Wurde von vielen als ein »Hoffnungsträger« und Vertrauensmann angesehen. Als deutsche Vertreter für die Lagerleitung gewählt werden sollten, stand mein Name handschriftlich hinzugefügt auf jedem fünften Stimmzettel. Die Stimmzettel waren damit ungültig gemacht! Auf einem

der Zettel stand: »Wir wollen den Pastorensohn«. Der Polit-Kommissar rief mich in sein Büro. Tobte. Als ich mich dann rechtfertigen sollte, ihm sagte, daß ich damit gar nichts, aber auch gar nichts zu tun habe. Daß der Kamerad mich als Sohn »seines« Pfarrers erkennend, spontan etwas in mich projiziert habe, was ich nie angestrebt hätte: Vertreter der Kameraden im Lager .. gegen die Russische Lagerleitung? Er, der Polit wüßte am besten, wie zurückhaltend ich in jeder Hinsicht gewesen sei. Der Kommissar wußte, daß es so und nicht anders dazugekommen sein mußte. So ließ er mich in Ruhe und erklärte: »Was wir hier in der Lagervertretung brauchen, sind Söhne aus Arbeiterfamilien. Nicht Kinder von Intellektuellen. Außerdem habe ich etwas anderes mit Dir vor. Wir brauchen für das neue Deutschland Wirtschaftsfunktionäre. Denke darüber nach. Ein halbes Jahr nach Moskau auf die Funktionärsschule. Dann zurück nach Deutschland! Als gemachter Mann!«

Ungläubig schaute ich ihn an. Der Kommissar stand auf. Strahlte und sagte: »Auf Wiedersehen!« Aufgewühlt trat ich den Weg zu unserer Stube an. Konnte ich darüber überhaupt sprechen? Zunächst: Nachdenken ... Ich war froh, als ich wieder an den Drehautomaten stand, kümmerte mich um meine Räder und meinen Seelenfrieden. Die Zeit raste auf den 31. Dezember zu. Die eine oder andere Exkursion in kleinem Kreis zu einer weiteren Musterkolchose, einem allgemeinen Wohnheim – Obscheljtjel –, und, fast alleine, in die Stahlgießerei, in die Gesenkschmiede. Im Zeichen der Gleichberechtigung: Frauen an den riesigen Pressen. Vier, fünf Meter hohe zylindrische Maschinen. Zunächst sah ich die Menschen gar nicht, die an den dicken, schwarzen Zylindern klebten. Der Arbeitskommissar zeigte nur mit der Hand: »Da, in zwei bis drei Meter Höhe. Ja, da –, das sind die Arbeiterinnen. Die dort bewegt gerade den schweren Hebel, führt damit das Gesenk zum Werkstück!« Der Lärm in der Halle war ohrenbetäubend. Die Arbeitskleidung der Frauen war blank von triefendem Öl. Ich war entsetzt: Ist das die Befreiung der Frau von Heim und Herd? Und nachher, nach der schaurigen Arbeit: In das »Allgemeine Wohnheim«. Mein Gott, und die Kinder zu den Komсомолzen. – Auch der gewaltige Deckenkran wurde von einer Frau geführt. Wie eine Ameise wirkte sie auf mich in dieser schwindeln-

den Höhe. Der Kommissar rief mir ins Ohr: »Die macht das wirklich gut und gern. Naja, neulich ist sie mit einem Stapel Schienen in die Stirnseite der Halle gesaust. Hat ein großes Loch gegeben. Nitschewo. Einer Deiner Kameraden hat sich neulich ja auch geirrt. Mit dem Elektrokarren. Fährt mit seiner Brust direkt auf den Puffer von einem 60-Tonner. Zerquetscht, tot«.

Ich blieb stumm; vielleicht wollte er das? Vielleicht hatte er Angst davor, nach Deutschland zurückzukehren. Wir bekamen jetzt häufiger Rot-Kreuz-Postkarten aus der Heimat. Manchmal sahen die Kameraden nach dem Lesen grau im Gesicht aus. Mancher bat mich, zu helfen, beim Antworten. Offenbar warteten nicht alle auf unsere Heimkehr. Hatten sich ohne uns arrangiert. Hatten nun Angst vor der Gegenüberstellung, vor der Wahrheit –

Die Stimmung auf der Stube war gedrückt, man war verkrampft. Etwas noch vor kurzem Unvorstellbares: Derbe Späße mit Kameraden! Pit schnarchte; hatte sich nach der Nachtschicht zum Schlafen gelegt. Man fühlte sich gestört. Leise schlich ein Kamerad an ihn heran. In seiner Hand ein Glas Wasser haltend. Pit lag auf dem oberen Bett des mittleren Bettenblocks. Zwischen den Fenstern. So konnten alle mit zuschauen, wie das Glas vorsichtig zu dem weit offenstehenden Mund geführt wurde. Langsam floß nun ein feiner Wasserstrahl in Pits Mund, in seine Kehle. Im nächsten Augenblick bekam Pit einen Hustenanfall. Richtete sich tödlich erschrocken auf. Der Kamerad verlor die Herrschaft über das Wasserglas, drohte Pit mit dem unkontrollierten Wasserschwall zu ersticken. Ich war außer mir.

Wir erhielten eine Tabaksration! Toll! Krülltabak, für Pfeife-rauchen geeignet. Es war nicht viel Tabak. Vielleicht ein drittel Wasserglas. Im nächsten Monat sollte es wieder Tabak geben. So etwas bekamen bisher nur die gefangenen Offiziere. Na also. Man fühlte sich von den Russen irgendwie deshalb netter behandelt. Darüber war ich erleichtert! Half es doch, Aggressionen abzubauen. Doch es dauerte nicht lange, und neuer Blödsinn wurde angestellt. Unserem Jüngsten, der nie Soldat gewesen war, mit 15 versehentlich »mitgenommen« worden war, noch nie geraucht hatte, wurde eine Wette angeboten. Er ging darauf ein! Nach dem

Motto: »Wetten, daß Du das nicht kannst«, fühlte er sich herausgefordert, die ganze Monatsration auf »einen Sitz« zu rauchen. Aus Zeitungspapier drehte man eine längliche, schmale Tüte, knickte den offenen, konischen Teil ab und schob ihm das strohhalmartige Mundstück zwischen die Zähne. Nun wurde das pfeifenartige Gebilde mit Tabak gefüllt. Die Füllung gestopft und angezündet. Lachend zog unser Jüngster an der Papierpfeife. Nach kurzem wurde ihm »trieselig« im Kopf, wie er uns mitteilte. »Die Wette gilt auch, wenn Du Dich hinlegst...« Er legte sich hin. Rauchte. Rauchte. Wurde grün im Gesicht. Sein Kopf fiel auf die Seite, Er war »weg« ... Nikotinvergiftung. Unser Kamerad Dr. Nikusch war sprach- und hilflos: »Hoffentlich bekommt er keinen Kreislaufkollaps. Wie wollt Ihr seinen Zustand den Russen verheimlichen?« Der Junge bekam keinen Kollaps, ging geführt von zwei Kameraden mit in die Nachtschicht. Wurde in der Halle versteckt und geschont. Seine Arbeit von anderen Kameraden, so gut es ging, mit erledigt. Bei der Montage der Radsätze war immer ein Durcheinander, da fiel das nicht so auf. Aber trotzdem... Mußte so etwas sein?

Die Kälte führte dazu, daß sich Feldmäuse in unsere Stube flüchteten. In den ersten Stock. Die Mäuse störten empfindlich unseren Schlaf. So stellten wir »Mäuse-Wachen« auf. Jeder kam einmal dran. Die Fangmethode war einfach: Auf den Tisch wurde ein Stückchen Brot gelegt. So groß wie ein Stück Würfelzucker. Die armen Mäuschen waren so verhungert, daß sie an den Tischbeinen hochkrabbelten und sich über die Brotkrumen hermachten. Vor dem Tisch saß der wachende Kamerad. Neben ihm, halb unter dem Tisch, stand ein mit Wasser gefüllter Eimer. Der »Wachhabende« faßte mit blitzschnellem Griff zu und ließ das Mäuschen in den Wassereimer fallen. Armes Mäuschen. –

Eines Tages steckte ein Kamerad ein elektrisches Kabel in den Eimer. Weidete sich lachend und prustend an dem Todeskampf der elektrisierten Maus. Es gab Faustschläge für den Tierquäler. Allein die Tatsache, eine Kreatur zu quälen, sich daran zu weiden! Wir waren dankbar, nicht absichtlich von den Russen gequält zu werden. Und dann so etwas. –

Kontroverse Debatten wurden ausgelöst durch die Geldentwertung. Die Russen hatten den Rubel auf ein Zehntel abgewertet! Die Kameraden, die den Rat des Kommissars folgend, ihr über das Limit hinaus verdiente Geld für die Heimkehr hatten gutschreiben lassen, waren außer sich. Mit der spärlichen Post aus der Heimat kamen auch aus Deutschland Nachrichten über die Währungsumstellung. Die Abwertung von »Uralt-Konten«, von Sparbüchern. Helmut und ich suchten in diese Diskussionen etwas Ruhe hineinzubringen. Versuchten einfließen zu lassen, daß wir ja so bald ohnehin noch nicht nach Hause kämen. »Oder glaubt Ihr etwa an den 31. Dezember? Ihr habt wohl auch an den Endsieg geglaubt? Führer sind immer mit Versprechen zur Hand ...«

Es gab noch durch Gorlowka eine Erkenntnis: Rubel ist nicht gleich Rubel. Verläßt man eine der Unionsrepubliken, kommt unter Umständen nur in eine andere »Uprawlenie«, in einen anderen Verwaltungsbezirk, fällt man durch seine minimal anders aussehenden Rubelscheine auf. Wird nach seiner Reisegenehmigung gefragt. Wo das Geld herkommt. Gestohlenes Geld, ergaunertes Geld war kaum auszugeben, schon gar nicht auf ein Konto einzahlbar. Die Frage: »Woher das Geld? Soviel Geld? Bei Deinem Arbeitsplatz?« diente zur Eindämmung von Kriminalität. So gab es Diskussionsstoff genug. Denkanstöße. Man redete nicht mehr nur von Rädern.

Eines Tages war es soweit: Silvester!

Der gefürchtete Stichtag, der 31. Dezember 1948 war gekommen, wir waren noch immer in russischer Kriegsgefangenschaft. Die 4. Mechanische brachte für uns Routine. Tagschicht. So war wenig Zeit für Diskussionen. Niemand rebellierte. Natürlich wurde gemurrt. Als wir am Abend in unserer Stube waren, rückten wir erstmalig! – alle zusammen. Stellten die zwei kleinen Holztische vor die Bettengruppe, die rechter Hand von der Tür einen gewissen Höhlencharakter vermittelte, ein wenig abgetrennt war. Wie viele Schlafplätze? Etwa 10. So konnten leicht 20 Kameraden und mehr neben- und übereinander sitzen. Wen störte es, daß die Beine, die Füße von den im »ersten Stock« sitzenden Kameraden vor den Gesichtern von denen baumelten, die auf den unteren Bettgestellen saßen. Vier Stühle gab es auch noch. Die kamen vor die Tische in

dem Durchgang. Es kam eine richtige Kommißstimmung auf. Eine Stimmung, wie ich sie beim Abschied aus der Kaserne in Potsdam Nedlitz erlebt hatte. Bei der NEA 3. Als wir uns Tomaten gegenseitig zuwarfen, um die Reaktionsfähigkeit zu testen. Nachdem wir sämtlichen verfügbaren Alkohol in der großen Aluminiumkaffeekanne zusammengeschüttet und dann vertilgt hatten. Alkohol gehört nun mal dazu, nicht zuviel (!), wenn »Stimmung« aufkommen soll! So auch hier in Druschkowka. Die russische Lagerverwaltung hatte dafür gesorgt. Man ließ uns wissen, daß wir im Magazin Wein kaufen können, Krim-Wein. Nur nicht besaufen!

Langsam kam unsere Stube in Schwung. Es stellte sich heraus, daß ein Kamerad Geburtstag hatte. Das mußte gefeiert werden. Bei der Feier wurde festgestellt, daß ich (wieder einmal) meinen Geburtstag übersehen hatte. Den 21.! Der hochdekorierte Berufssoldat, Oberfeld o.ä., blödelte mich an. Wegen der Volljährigkeit, die ich jetzt erst erreicht hätte. Aber erst, nachdem ich eine Lage geschmissen hätte. Eifersucht schwang mit; ich war einer der Bestverdienenden, wurde be- und geachtet. Er mußte schlecht bezahlte Hilfsarbeiten ausführen; war dadurch »unterprivilegiert« in der »Spezialisten«-orientierten Arbeitswelt der Sowjets. So ließ er Dampf ab. Ich fing den Ball auf. Erläuterte ihm, daß er recht dankbar sein dürfte, noch hier zu sein. Daß in dem Nachkriegsdeutschland vielleicht der eine oder andere Soldat auf ihn warte. Sich vielleicht rächen könnte, für schneidige Einsätze unter seinem Kommando. Keinen Zweifel ließ ich aufkommen, wie die Zukunft im »neuen Deutschland« für einen ehemaligen »Zwölfender« (jemand, der sich für 12 Jahre beim Militär verpflichtet hatte) aussehen könnte. »Sei froh, daß wir noch bleiben«, war meine Botschaft. – Gottlob schluckte er meine etwas aggressive Attacke. Entschuldigte sich für seine Blödelei über meine Jugend. Hätte mich eben viel älter eingeschätzt. Die Gespräche liefen nun in der gewünschten Richtung, in ruhigen Bahnen. Keine Kampflieder, keine Kampfstimmung. Auch keinen Betrunkenen. Man legte sich zur Ruhe. War sich bewußt, daß 1949 begonnen hatte. Hatte mit angestoßen, auf 1949 als das Jahr der Heimkehr. – – Ich war erleichtert. – –

Der 1. Januar verlief ruhig, schon glaubte ich, daß alles gut gelaufen sei, da wurde ich zum Polit gerufen. Ich sollte schnellstens in das Besprechungszimmer im »Wach«-Gebäude kommen. In den ersten Stock. Dort war ich noch nie gewesen. Unsere Kameraden, die als Aushilfswächter den russischen Wachsoldaten assistierten, wohnten dort. Eine Armbinde BK (?) kennzeichnete sie. Auch Werner Puhl und Gerd Hanusch waren dort untergebracht. So war mir nicht ganz so unheimlich, als ich die Treppe hinaufging. In dem Zimmer war ein merkwürdiges Durcheinander. Man hatte offenbar versucht, ein paar Tische so zusammenzustellen, daß ein »Round-Table«-Gespräch möglich würde. Stühle waren im »Rund« aufgestellt, um die Tischgruppe herum. Auf einigen Stühlen saßen Kameraden, die ich durch Gorlowka kannte (Prinz Eugen...). Wir nickten uns zu. Unruhig lief der Polit ein paar Schritte vor, dann wieder zurück. In seiner unmittelbaren Nähe unser Arbeitskommissar, der Lagerkommandant, zwei, drei russische Offiziere. Ich traute meinen Augen nicht. Eine derartige Aufgeregtheit! Was ist los? Der Polit sah mich mit leeren Augen an. Erkannte mich dann wohl. Sagte dann undeutlich murmelnd etwas ähnliches wie: »Danke, bei Dir, in Deiner Umgebung, ist alles ruhig geblieben, aber eben nicht überall. Wir müssen überlegen ...«

Jetzt wußte ich wenigstens, worum es in etwa ging. Nach kurzer Zeit waren offenbar alle eingetroffen, die man für die Besprechung haben wollte. Der Lagerkommandant machte mit Hand- und Armbewegungen klar, daß wir Platz nehmen sollten. Irgendwo. Er selbst blieb stehen, auch der Polit. Der Arbeitskommissar. Es mußte etwas Unglaubliches passiert sein. Aufgeregt versuchte der Kommandant uns zu informieren: »Eure Kameraden von der »Außenbrigade« haben ihre russischen Wachsoldaten entwaffnet! Haben die Wachsoldaten gezwungen, unter einen Plattformwagen zu kriechen. Haben mit dem Gewehr im Anschlag die armen Teufel fünf Stunden lang in Schach gehalten, unter dem Waggon frieren lassen! Per Zufall hat einer von Euren deutschen Brigaden das endlich gesehen und die Verrückten zur Vernunft gerufen. Über diesen Vorfall müssen wir reden, müssen beschließen, was zu tun ist.«

Irgendwie tat er mir leid. Das konnte ihm und anderen Offizieren teuer zu stehen kommen. Bei einigen meiner Kameraden hatte ich

auch das verräterische Zucken der Mundwinkel gesehen. Gottseidank hatte niemand gegrint. Die Geschichte war wirklich urkomisch. Und ein wenig Schadenfreude steckt nun mal in jedem. Besonders in den Unterdrückten; auch den Kriegsgefangenen. – Aber warum wollte man mit uns beraten? Der Polit war offenbar ein intelligenter Fuchs: Ein Gewalt-Urteil über die Unruhestifter? Nein, das würde einen Lageraufstand provozieren. Man mußte ein ausgewogenes, mit den deutschen Kameraden abgestimmtes Urteil fällen. Nach einigem Hin und Her wurde auch ich um eine Stellungnahme gebeten. »Da diese Kameraden und ihr Brigadier bisher nachweislich gute Wiedergutmachungsarbeit geleistet haben, sollte man Nachsicht üben. Diese einmalige Entgleisung nicht überbewerten. Die Kameraden zu kostenlosen, zusätzlichen Arbeitseinsätzen bringen, sich bei den Wachsoldaten entschuldigen lassen und das ganze Thema herunterspielen.« Der Polit stellte sich zu mir, sah mich an und fragte: »Wenn bei Euch in Deutschland ein bisher unbescholtener Mann einen Mord begeht, dann ist er ein Mörder und bleibt ein Mörder, wird als Mörder bestraft. Man kann bei Mord kaum mit mildernden Umständen argumentieren. Für uns hier, hier in unserem Lager, grenzt das, was geschehen ist, an Mord! Mord an unserem guten Vertrauensverhältnis zwischen Lagerleitung und Belegschaft!« – Er vermied das Wort »Kriegsgefangene«. Irgendwie war ich beeindruckt, nickte nachdenklich Zustimmung. Sagte leise: »Aber bitte keine Hinrichtung. Es gab ja gottseidank keinen Toten. So auch keinen Mörder ... Der Polit war beruhigt, lenkte ein: »Wir denken an Versetzung in »Straf«-Lager. Alexandrowna. Ist nicht so weit. Aber auch in andere Lager. Verteilen ist besser. Abschieben. Und zwar alle Beteiligten. Deutsche und Russen. Möglichst noch heute. Möglichst wenig Gerede. Versetzt wird auch Euer deutscher Lagervertreter. Ist mit Schuld. Hatte zu wenig Gespür. Hätte mitgehen können. Arbeitseinsatzkommandos besuchen. An solchem kritischen Tag. Eine Selbstverständlichkeit! Wer ist dafür? Arm heben. Wer dagegen? Keine Gegenstimmen. Ich werde in den Bericht schreiben, daß die deutschen Kriegsgefangenen die Situation selbst bereinigt und die Ordnung wiederhergestellt haben. – Danke. Sie können gehen. Informieren Sie in geeigneter Weise Ihre Kamera-

den.« Wir verließen den Raum, gingen gemeinsam die Treppe hinunter. Blieben vor dem Haus im Freien einen Augenblick stehen, bildeten einen kleinen Kreis, standen ganz eng nebeneinander. Einer fing damit an: Er legte seine Arme dem rechts und dem links von ihm stehenden Kameraden auf die Schultern. Die anderen folgten dem Beispiel. Einige Augenblicke standen wir so gemeinschaftlich vereint. Leise sagte der Kamerad, der uns so spontan zusammengebracht hatte: »Noch einmal davongekommen . – .« Die Kehle war mir zugeschnürt. Weder zuvor noch später habe ich Ähnliches erlebt. – –

In meiner Stube berichtete ich zurückhaltend, was sich abgespielt hatte. Die einen lachten, die anderen waren nachdenklich. Letztlich aber waren alle dankbar, daß wir »so gut« in das neue Jahr gekommen waren. Der 2. Januar war wieder Routine. Mir war eine Last von den Schultern genommen. Nicht für lange: Der Kommissar rief mich, teilte mir mit, daß ich mich fertig machen solle für die Reise nach Moskau. »Alles verschenken, was Du an kleinen Habseligkeiten hast. Zu dem Wirtschaftsfunktionärskurs darfst Du nichts mitnehmen, außer Deiner gestempelten Heimatpost. Ich erwarte Dich hier; morgen abend um acht!«

Am nächsten Tag, wir hatten Frühschicht, arbeitete ich wie gewöhnlich an meinem Drehautomaten. Räumte nach getaner Arbeit gründlicher auf als sonst. Verschenkte meine Drehstähle, Widia!, inzwischen organisiertes Werkzeug und marschierte mit meinen Kameraden zurück ins Lager. Packte meine paar Habseligkeiten zusammen. Inzwischen besaß ich ein kleines Holzköffchen. Nur wenig größer als die heutigen Aktenköfferchen, etwas flacher als die modernen Pilotenkoffer. Das russische Kochgeschirr paßte mit hinein. Helmut begleitete mich zusammen mit einigen Kameraden zur Treppe. Das Treppenhaus war finster. Der obere Treppenabsatz war ein wenig erhellt. Durch den Gang, von unserer offenstehenden Stubentür etwas abgeschottet, fiel ein Lichtschimmer aus unserer Stube auf unsere kleine Gruppe. Wir drückten uns die Hände, ich stieg drei, vier Stufen die Holzstiege hinunter. blieb stehen. Sah die Kameraden an und kehrte um. Drückte Helmut mein Köfferchen in die Hand. Sagte: »Ich fahre nicht! Ich gehe jetzt nur zum Kommis-

sar und teile ihm dies mit.« Helmut nahm das Holzköffchen, die Kameraden waren sprachlos. – Der Kommissar war entsetzt: »Sie sind wirklich nicht zu retten! Wie soll ich, wie wollen Sie die Weigerung begründen? Ich hatte ausschließlich Sie für den Kurs vorgeschlagen. Ihnen kann man nicht helfen.«

Ich war zerknirscht, entschuldigte mich, bedankte mich für seine gute Absicht: »Als Wirtschaftsfunktionär, als gemachter Mann kommen Sie nach Hause. In einem halben Jahr.« Ich fuhr nicht. War einem Nervenzusammenbruch nahe.

Am nächsten Tag in der 4. Mechanischen mußte ich mich einreihen in die lange Schlange, die vor der Werkzeugausgabe anstand. Alle Drehstähle, alles Spezialwerkzeug hatte ich verschenkt. Mußte nun wieder alles ausleihen, langsam neues Werkzeug »organisieren«. Der russische Magaziner gab mir, ohne Einschränkungen zu machen, das gewünschte Werkzeug. Das irritierte einen Kameraden, der hinter mir stand: »Und mir hast Du das nicht gegeben, als ich das gestern ausleihen wollte«. Nur mit halbem Ohr hörte ich der Auseinandersetzung zu. Plötzlich hörte ich den Magaziner laut werdend sagen: »Ihn kenne ich; Dich kenne ich. Ihm gebe ich, was er haben will. Er ist ein »Tschesnitschelowek««. Der Dolmetscher, der stets überall und nirgendwo zugegen war, hörte mit. Fragend stufte ich ihn an: »Worum geht es eigentlich? Das Wort, daß er eben gebrauchte, kenne ich nicht, habe ich noch nie gehört.« Der Dolmetscher schaute mich nachdenklich an, zog mich zur Seite und sagte: »Das Wort, daß der Magaziner ausgesprochen hat, heißt: Ehrenmann. Er hat soeben Deinem Kameraden Werkzeug verweigert, was er Dir gegeben hat. Weil Du für ihn ein Ehrenmann bist. Was geht hier vor?« Ich wußte es nicht. Konnte mir keinen Reim darauf machen. Sprachen die Russen über uns, über unsere Haltung? Der Obermeister? Der Arbeitskommissar? Sicher wußten sie Bescheid, hatte der Polit sie informiert. Sprachen die darüber. Mich fröstelte bei dem Gedanken. Was spielte sich alles um uns herum ab?

Wenige Tage später ließ mich der Kommissar rufen, ohne Umschweife kam er zur Sache: »Ab morgen leiten Sie die 4. Mechanische Zeche als Brigadier. Sie sagen »ja«, und ich vergesse, was war. Wir brauchen Sie. Wir haben bereits alles überprüft. Ihre deut-

schen Kameraden werden Sie einstimmig wählen. Der Arbeitskommissar, der Obermeister, der Kontrollchef und die Russen, die zu Ihrer Schicht gehören, sind alle einverstanden, sind für Sie!« Völlig perplex sagte ich: »Ja. Wenn das gewünscht wird. Aber was wird aus dem bisherigen Brigadier? Und warum?« Der Kommissar lachte ein wenig. Offenbar erleichtert. (»Konnte er so plausibel machen, warum ich nicht zu dem Kurs fuhr? Weil man mich als Brigadier brauchte?« Der Gedanke erschreckte mich. Hatte man deshalb ...? Offenbar konnte der Polit Gedanken lesen. Zerstreute sofort alle anderen Spekulationen: »Weibergeschichten! Macht Weibergeschichten. Geht ohne Erlaubnis aus dem Lager; besucht ein russisches Mädchen. Zudem ein nettes. So ein Narr. Er ist untragbar geworden. Jeder in der 4. Mechanischen kennt ihn und das Mädchen. Muß weg. Schachtlager. Nitschewo. Lange dauert Eure Gefangenschaft ohnehin nicht mehr.«

Er freute sich offenbar, daß ich beruhigt war, angebissen hatte und fügte nun noch hinzu: »Die bittere Pille ist dabei, Du bekommst nun nur noch 250 Rubel monatlich; bist kein Bestarbeiter mehr mit 700 Rubeln, manchmal 1500 Rubeln im Monat. Aber ich weiß: Du willst ja alle Arbeiten in der 4. Mechanischen machen!« Ein bißchen wurde ich nun bleich; nicht wegen der 250 Rubel monatlich. Nein. Der Polit wußte alles, wußte von meinem Fegen in der Zeche. Hatte der Obermeister auch erzählen müssen, wie wir auf die Bahngleise gepinkelt hatten, wie er mir den Kurs im Überleben gegeben hat. Ich wäre nicht mehr überrascht gewesen, wenn das der Kommissar gesagt hätte: »Brigadier, das fehlte doch noch bei Deinem Studium in »Gorkis Universitäten« ...

So erschien ich am nächsten Tag in der 4. Mechanischen als Brigadier. Der Obermeister strahlte mich an, führte mich in das Büro. Machte mich meiner künftigen Sekretärin bekannt: Fräulein Elly Schneschinskaja. Ich war verblüfft. Das junge, hochgebildete Mädchen kam aus einer ausgesprochen deutschfreundlichen Familie, sprach lupenreines Hochdeutsch und erklärte mir, daß Sie mich von dem gesamten Verwaltungskram, soweit sie es könne, entlasten würde. Der Obermeister freute sich, genoß meine Überraschung und erklärte: »Und dadurch werden Sie, wirst Du genügend Zeit haben,

das Hauptaugenmerk auf die Produktion zu legen.« »Ja, das werde ich auch!« Mit Feuereifer ging ich an diese neue Herausforderung. Kümmerte mich um den Produktionsfluß, meine Kameraden und das »Drum-herum«. Keine Fehlzeiten! Keinen Ausschuß« Genug Material! Einwandfreie Maschinen! Bedarfs- statt Routinewartung! Bereitstellen der Radsätze für den Abtransport! Alles, alles ist gleichermaßen wichtig und: Besonders wichtig ein gutes Gesamtergebnis bei gutem, individuellen Monateinkommen jedes einzelnen Kameraden – die russischen Fachkollegen eingeschlossen.

Nach der Schicht war ich pitschnaß geschwitzt und todmüde. Die Halle war mindestens 50 Meter lang. Wie oft war ich hin- und hergehetzt? Elly hatte Wort gehalten. Die Ab- und Aufrechnungen und, und, und, waren fix und fertig vorbereitet. Ich hatte vom ersten Augenblick an volles Vertrauen zu ihr, hielt mich nicht auf mit der Kontrolle ihrer Arbeit. Wieder half ich dem einen oder anderen Kollegen. Immer noch gab es jemand, der keine modernen, widia-belegte Drehmeißel hatte. So half ich, welche zu besorgen. Zeigte, wie man diese schleifen mußte, die Maschinen neu einstellen. Nach 14 Tagen Brigadiertätigkeit war ich nach der Arbeit immer noch wie im Schweiß gebadet, aber erste Erfolge, die Brigade in dieser Art zu führen, stellten sich ein. Als der Monat abgerechnet wurde, bedankte sich der Arbeitskommissar bei mir: »Ein so gutes Ergebnis haben wir noch nie gehabt. Ich hatte gehofft, daß Sie neuen Schwung in die 4. Mechanische bringen.« Mit soviel Anerkennung hatte ich nicht gerechnet. Auch nicht damit, daß mir diese Tätigkeit soviel geben würde. Ich sagte zu Helmut: »Das ist das erste Mal seit Ischewsk, seit Loschkin, daß ich mit meiner Arbeit so richtig zufrieden bin. Du hattest Recht. In der 4. Mechanischen kann man was dazulernen.

Ja, das konnte man. Auch etwas über Probleme, die man nicht vorher sehen konnte! Ein Kamerad erhielt Post von daheim: Seine Frau hatte ihn verlassen. Ohne zu sagen warum, erbat er sich meine Nagelschere. Meine Kostbarkeit. Wievielen Kameraden hatte das Scherchen schon die Nägel geschnitten, wie oft hatte ein kundiger Kamerad aus Solingen die Schere geschärft. (Die Schere benutze ich heute noch; sie ist mit mir zurückgekehrt.) So gab ich dem Kame-

raden arglos die Schere. Erschrak kurz darauf: Mit der Schere zerschnipselte der Kamerad das kleine Foto seiner Frau. Er war nicht zu beruhigen.

Wir rückten zur Spätschicht aus. In der Nähe des unglücklichen Kameraden arbeitete eine junge, sehr nette russische Dreherin. Plötzlich schrie das junge Mädchen, rannte auf mich zu. Das linke Auge blutüberströmt, die Augenbraue heruntergeklappt. Wie mit dem Messer am oberen Rand der Braue scharf abgetrennt. Ich winkte nach einem Kameraden. Bat ihn, das Mädchen zu stützen, war voller Angst, daß sie ohnmächtig wird, zwischen die Maschinen oder schlimmer, in eine Maschine fällt. Nahm nun das Mädchen an ihrem rechten Arm, führte sie zur Ambulanzstation. Dazu mußten wir hinaus aus der Halle, mußten Richtung Wachhäuschen zum Eingangstor laufen. Das Mädchen weinte, konnte aber schon wieder zusammenhängend sprechen: »Und der Lohnausfall! Meine Familie braucht das Geld!« Ich beruhigte sie: »Wieviel wird im schlimmsten Fall fehlen?« – »Etwa 500 Rubel« – »In Ordnung. Darum kümmerere ich mich. Den Lohnausfall bezahlen wir Dir. Wir sind Deine Schichtkollegen. Für Dich ein bißchen verantwortlich« – »Meinst Du wirklich? Danke ...« – Wir waren in der Ambulanz. Man beruhigte das Mädchen, sagte ihr, es würden keine Narben zu sehen sein. Die Augenbraue ließe sich gut und mit kleinen Stichen nähen. Mein Kamerad blieb bei dem Mädchen in der Ambulanz. Dr. Nikusch kam mir entgegen. Ich erläuterte ihm, worum es ging, bat ihn, das junge Ding zu beruhigen. Wegen der Narbe. »Inzwischen sammle ich etwas Geld für das Mädchen, ich weiß, wer im allgemeinen Geld dabei hat.« Dr. Nikusch teilte meine Ansicht: »Geld ist ein gutes Wundpflaster; gib ihr ruhig etwas Schmerzensgeld. Spart meistens Ärger.« In kürzester Zeit hatte ich fast tausend Rubel gesammelt. Als das Mädchen kam, drückte ich ihr das Schmerzensgeld in die Hand. Um Lohnausfall mußte sie sich nun nicht sorgen. Doch ich hatte nicht mit der Niedertracht Bösmeinender gerechnet. Auf der Ambulanz wurde dem Mädchen nahegelegt zu sagen, daß der deutsche Kriegsgefangene absichtlich auf sie geworfen habe. Jemand behauptete, gesehen zu haben, wie das Mädchen dem Pit die Zunge herausgestreckt habe. Pit habe daraufhin geworfen. Einen Kaliber-

dorn, direkt ins Gesicht. Er habe sich verspottet gefühlt, wegen der ungetreuen Ehefrau. Eine Reaktion auf die Heimatpost. Pit waren wiederholt Scheiben aus der Drehbank gesprungen. Die Preßluftspannvorrichtung war nicht kräftig genug. Wodurch war das Mädchen verletzt worden? Kaliberdorn? Herausgesprungene Scheibe? Mein spontan gesammeltes Schmerzensgeld – auf jeden Fall traf Pit eine gewisse Mitschuld – wurde als »Schweigegeld« mißdeutet. Zu allem Überfluß gab es noch einen Maschinenschaden. Ein Teil der »Schürze« vom Support brach ab. An der Bruchstelle war deutlich zu sehen, daß es einen alten Bruch, einen Anriß gab. Die Stelle war dunkel, leicht angerostet. Daneben war blank glitzerndes Metall, feinkörniger Stahlguß zu sehen. Für jeden Fachmann ein klarer Fall. Auf meinen Wunsch wurde das Bruchstück verwahrt, kam in einen vorsintflutlichen Tresor. Ich war beruhigt. Wenige Tage danach, das Mädchen hatte zwar einen wilden Kopfverband, stand aber fleißig an ihrer Maschine, kam eine Kommission. Auch Pit bearbeitete mit wilder Verbissenheit seine Scheiben. Die Kommission ließ sich den Schaden an Pits längst wieder reparierten Maschine erläutern. Ging dann mit mir in das Büro, um ein Protokoll aufzunehmen. Ich erläuterte, daß es sich um einen alten Anriß handele, der bei einer wenig höheren, aber noch im normalen Bereich liegenden Arbeitsbelastung durchgebrochen sei. Man nickte zufrieden. Wollte das Beweisstück sehen. Nikola öffnete den Tresor, nahm das Bruchstück heraus, gab es mir. Im nächsten Augenblick sprang ich empört auf: Jemand hatte die Bruchstelle mit Altöl so verschmiert, daß der Unterschied zwischen altem Anriß und neuer Bruchstelle unkenntlich geworden war. Ich bat, die Stelle mit Lösungsmittel säubern zu dürfen. Nikola rief jemand; nach kurzem war das Bruchstück wieder da. Nun aber in Petroleum getaucht! Der Farbunterschied an der Bruchstelle war unkenntlich gemacht. Meine Beherrschung verließ mich. Ich sprang auf. Sagte anklagend: »Was ist das für eine Kommission, die derartiges erlaubt. Damit will ich nichts zu tun haben!« Ging steif aufgerichtet, im Kommißstil rückwärts schreitend zur Tür, nickte, mich leicht verbeugend, zum Abschied und schmiß die Tür zu. Zu meiner Überraschung ließ man mich in Ruhe. Die Schicht lief weiter. Ich vergaß die ganze Geschichte fast. Schärfte dem Pit ein,

besonders fleißig und aufmerksam zu sein. Sich auf keinen Fall von Nikola oder dem Mädchen provozieren zu lassen. Pit war vernünftig. Alles lief zur vollen Zufriedenheit von unserem Arbeitskommissar. Er machte mich mit meinem Kollegen von der Wagonettki bekannt. Mir wurden die automatisierten Schweißanlagen für die Muldenkipper gezeigt. Die gut durchdachte Organisation in der Halle. Man bewältigte das riesige Materialvolumen mit einem einzigen Deckenkran und kleinen Transportgleisen für die fertig montierten Grubenwagen. Der Brigadier freute sich über meinen Beifall. Begleitete mich zurück zur 4. Mechanischen. Wir arbeiteten praktisch Wand an Wand. Es gab aber keine Kontakte zwischen den beiden Fabrikteilen. Man mußte über den Verladebahnhof gehen, um in die jeweilige Nachbarhalle zu kommen. Während des gemeinsamen Laufens erklärte er mir: »Ich bin eigentlich kein Fachmann auf dem Gebiet wie Du etwa, ich bin Kaufmann. Das hier hat nur mit Verteilorganisation zu tun. Das Wichtigste aber ist für mich, immer an die drei P zu denken. Um die dreht sich alles. Die lösen alles aus. Gutes und Böses. Vergiß das nicht.« Der dunkle Sinn seiner drei P blieb mir verborgen; so fragte ich: »Was sind denn die drei P?« Er lachte: »Pimmel, Punz und Portemonnaie. Die 3 P regieren die Welt!« Ich war entsetzt, schäumte über seine, aus meiner Sicht, frivole Vereinfachung der Welt. Er lachte: »Bist noch ein Idealist; macht nichts. Vergiß sie trotzdem nicht; achte darauf. Dein Vorgänger hat es nicht getan und nun — «

Ich war bereits wieder in der Hallenmitte der 4. Mechanischen, mit den Gedanken noch ein wenig bei der spöttischen Bemerkung: »Idealist«, als Nikola zu mir eilte. Heftig winkend und zur Endmontage zurücklaufend. Mir war im Vorbeilaufen nichts aufgefallen. Hoffentlich kein Unfall! Jetzt standen wir nebeneinander, vor uns ein Kamerad, der erst seit kurzem hier bei uns arbeitete. Nikola schnaubte vor Wut: »Hier, der da; der Koch vom Hospital. Unglaublich. Bringt alles durcheinander. Macht alles falsch, stört die anderen.« Der Beschimpfte stand mit dem Rücken zu den 3 überdimensionierten Pressen, mit denen die Kugellager in die Räder eingedrückt wurden. Neben ihm eine alte Ständerbohrmaschine, mit der für das Schmierloch Bohrung und Gewinde eingearbeitet wurden. Dort hin-

ein kamen dann die kurzen Schrauben, bei denen ich vor einiger Zeit Gewinde nachschneiden mußte. Als ich mich nach dem Kurs in Kramatorsk mit Nikola angelegt hatte. Die Zeiten hatten sich geändert. Nikola brauchte mich. Nahm mich als Brigadier offenbar sehr ernst. Was wollte er eigentlich? Spontan schrie ich den unglücklichen Kameraden an: »Ich schreie Dich jetzt an. So laut ich kann. Das beruhigt den Meister. Mach bitte ein zerknirschtes Gesicht. Entschuldige Dich bei Nikola auf Deutsch. Der versteht kein Wort von dem, was ich jetzt brülle. Wichtig: Ich brülle! Und dann erkläre mir, worum es eigentlich geht.«

Das arme Schwein begriff sofort, nahm Demutshaltung an. Entschuldigte sich. Er hatte einen Gewindebohrer in einem Rad stecken lassen. Hatte das Rad zu hastig aus der Maschine genommen; sich ungeschickt angestellt beim Herausdrehen des Bohrers. Abgebrochen! Den Fertigungsfluß dadurch aufgehalten. Jetzt war er dem Heulen nahe. Das war gut. Nikola hatte wohl doch ein weiches Herz. Für reuige Sünder, nicht für verstockte wie Pit! Im ruhigen Ton fanden wir eine Lösung. Der Vorschlag, eine große Stahlplatte als Zwischenablage für »den Neuen« hinzulegen, den Fertigungsfluß ein wenig zu verlegen, die Operation vorübergehend zu doppeln, fand Anklang. Mir war das sehr lieb. Eine Gemeinschaftsaktion, bei der alle mit anpacken konnten. Nikola, ich, der Neue. Kameraden in der Nähe. So etwas reinigte die Atmosphäre. Eine geeignete Stahlplatte stand an der Hallenwand in der Nähe. Die Platte ging mir fast bis zur Nasenspitze. War sauschwer. Wir standen dicht an dicht. Bugsierten mit äußerster Anstrengung die Platte an den vorgesehenen Platz. Stellten sie hochkant ab, um sie dann gezielt fallen zu lassen. Ich schaute noch einmal nach unten. Wollte sehen, ob die Platte richtig auf der Markierungslinie stand, da traf mich fast der Schlag: Eine Schuhspitze schaute unter der Platte hervor. Mein Blick huschte von der Schuhspitze an der Platte entlang nach oben. Ein leichenblaues Gesicht hing am oberen Rand der Platte über dem Schuh. Nein! Nicht noch ein Unfall! Der Kamerad schrie nicht. Vorsichtig ließ ich die Platte anheben. Die Fußspitze verschwand. Wir gaben der Platte einen leichten Schubs, daß sie nach vorne in die gewünschte Position klappte. Ein dumpf-

fer Schlag. Die Stahlplatte lag am Hallenboden. Der Kamerad, dem die Fußspitze gehörte, stand. Wurde gestützt von seinem Kameraden zu Linken. Ein anderer kniete bereits vor seinem Fuß, faßte vorsichtig den Schuh. Der Fuß zog sich scheinbar selbständig aus dem Schuh. Kein Blut, keine Quetschung. Mein Blick wechselte vom Fuß in das dazugehörige Gesicht. Das lachte. Befreit lachten wir mit. Klopfen ihm auf Rücken und Schultern. Lachten nun alle. Der »Eingeklemmte« fand seine Sprache wieder. Halb lachend, halb dem Weinen nahe, stieß er hervor: »Alles noch dran. Bin kein Krüppel geworden. Die verdammten riesengroßen Latschen. Hab immer drauf geschimpft. Haben mir heute meinen Fuß gerettet.« »Ja, ja. Schuhe mit Vorwarnung. Schon was wert.« Wir gingen auseinander. Jeder zu seiner Arbeit. Ich war erleichtert. Ging ins Büro. Die Tagesabrechnung durchsehen. Berichtete kurz von den Schuhen mit Vorwarnung. Sie verstand sofort. Kriegsgeneration. Vorwarnung. Luftangriff. Flak-Geschützdonner. (Flak = Fliegerabwehrkanone) Entwarnung. Nach dem Sirenengehül: Aufräumen. Ich unterhielt mich mit der Sekretärin nicht über den Krieg. Sie freute sich aber, wenn ich einmal ein Viertelstündchen Zeit zum Plaudern fand. Gerne sprach sie über Literatur. Unbedingt müßte ich die Bibliothek ihres Vaters sehen. Sie in ihrem Elternhaus besuchen. Es wäre nicht weit. Den Vorschlag mußte ich leider ablehnen. Darüber war sie enttäuscht. Ich erinnerte an Paul. – »Ach der »- Nun, ich hatte meine Lektionen gerade bekommen, auch in der Wagonettki. Niemand würde mir Verständnis entgegenbringen, wenn ich leichtsinnig wäre, das Lager verließ. Einen Besuch bei ihren Eltern machte. So nett es gewesen wäre. Daß ihre Eltern sich auf meinen Besuch gefreut hätten, empfand ich als Ehre und versöhnliche Geste. Ich glaube, ihre Eltern respektierten meine Haltung. – So blieb es bei unserer netten, kollegialen Zusammenarbeit und einer gelegentlichen Plauderei. Feinsinnig unterschied sie zwischen Diskutieren, Debattieren, Polemisieren, Politisieren und Informieren. Ein Sonnenstrahl in das Leben eines Kriegsgefangenen; eines jungen Einundzwanzigjährigen, der in der Männergesellschaft lebte. Wie in einem Kloster und außer Kampf und Arbeit fast nichts kannte. Vielleicht ein wenig Literatur...

In den nächsten Wochen lief in der 4. Mechanischen alles wie am Schnürchen. Man war mit uns, mit mir zufrieden. Wir lagen über Plan. So begann ich die Aufregungen mit Pit zu vergessen. Aufmerksam beobachtete ich zwei russische Techniker, die uns schon vor einem Jahr besucht hatten. Unter anderem auch Helmut und mich befragt hatten. Sieh dabei unsere Angaben bezüglich der von uns gewählten Schnittgeschwindigkeit, Spindeldrehzahl, Vorschubgeschwindigkeit, Art der Drehmeißel und anderes mehr notierten. Auf unsere Frage, wofür diese Angaben benötigt würden, erklärten sie uns damals stolz: Für die Automatisierung der Räderherstellung. Wir schauten ein wenig ungläubig. Solch eine große Linie automatisieren? 12 Drehautomaten durch einen Spezialautomaten ersetzen? Naja, genau genommen zwei. Ein einziger Automat, wenn der ausfällt! Bei dem Kompliziertheitsgrad. – Wir werden zwei Automaten einsetzen, dann haben wir Reservekapazität. Eure Angaben wollen wir, um vorher alles an Optimierung auszunutzen, was drin steckt. An sich liefern die Standardangaben ja Tabellenbücher!

So richtig konnten wir uns aber nicht vorstellen, wie so ein Automat aussehen sollte, der unsere Fertigungslinie ersetzen könnte. Inzwischen waren sie nun da, die beiden Automaten. Standen hinter unserer Linie. Nebeneinander. Zwischen den hohen Ständerbohrmaschinen und der Presse für die Kugellager. Vor der Montage. Die Automaten wirkten recht schlicht, waren unauffällig. Sahen aus, wie zwei kleine Kinderkarussells. Der Drehteller hatte einen Durchmesser von vielleicht drei Metern. War etwa in Brusthöhe gelagert. Horizontal. Auf dem Drehteller lagen in Kreisform gleichmäßig verteilt acht Räder. Mit dem Radkranz auf dem Rundtisch liegend. Wie Strohhüte, dachte ich. Jedes Rad wurde in der jeweiligen Bearbeitungsposition einzeln angetrieben. Die Drehmeißel fuhren von unten in die Bohrung. So fiel das zerspannte Material nach unten problemlos aus. In jeden der sechs Bearbeitungssektoren war der komplette Vorschubmechanismus – für den Betrachter unsichtbar – unter dem Drehteller in den Maschinenkörper eingebaut! – Die beiden Techniker von damals genossen meine Bewunderung: »Das Einstellen ist nicht einfach; was für Könner. Aber wenn die Maschine läuft! Wild! Wir haben eine Be- und eine Entladestation vorgesehen. Der

Durchmesser des Rundtischautomaten ist dadurch ein wenig größer. Die Kosten? 10 Prozent höher. Aber die Taktzeit! Wir be- und entladen zeitgleich! Brauchen dafür nur die halbe Zeit! Alle Arbeitsgänge laufen zur gleichen Zeit ab, wenn die Maschine erst einmal voll beladen und gestartet ist!« Der andere Techniker zog mich zur Seite: »Nur für Dich: Wenn die Automaten auf voller Leistung sind, Eure Drehbanklinie ersetzen können, freigegeben von der Zechenleistung – . Dann werdet Ihr hier nicht mehr gebraucht. Dürft Ihr nach Hause fahren. Dann ...! Aber jetzt noch »rabotti, rabotti, tawai; dann aber »tamoi, tamoi« – »

Ungläubig schaute ich ihn an. Sein Kollege nickte vorsichtig Zustimmung: »Nicht darüber reden. Aber so ist die Planung.«

Ich holte tief Luft. Auf die Idee wäre ich nicht gekommen. Ersatz von Kriegsgefangenen durch Vollautomaten. Mein Studium in Gorkis Universitäten lief also weiter. Das in dieser Vorlesung Gehörte behielt ich für mich. Keine unnötigen Hoffnungen wecken.

Ostern kam. Hoffnung durch die Auferstehung des Herrn. Als ich durch den dunklen, langen Gang in der 4. Mechanischen zum Büro lief, dachte ich an Ostern 1945. Meine Eltern. Ihren Besuch im »Härtelager« bei Spandau. An meine Frage: Gefangenschaft oder Freitod. Mein Vater hatte meine Ängste verstanden, mir den »Aus«-Weg nicht verboten. Ich hatte mir keine Kugel durch den Kopf geschossen. Hatte überlebt. Arbeitete in Rußland. Jetzt als Brigadier. Eine Sekretärin wartete auf mich im Büro. Unvorstellbar. Ich kam in das geräumige Büro. Von dem Schreibtisch linker Hand von der Tür, die Schreibtische standen als Viererblock in der Raummitte, wartete man auf mich. Die junge Russin stand auf, strahlte mich an und sagte, einen Schritt auf mich zukommend: »Der Herr ist auferstanden!« Ich ging auf sie rasch zu und antwortete: »Er ist wahrhaftig auferstanden!« So wie es Gepflogenheit im »alten« Rußland war. Doch dann blieb ich stehen, wie angewurzelt. Nach dem Ritual hätte ein Austausch von Küssen folgen müssen. Unschuldigen Küßchen auf die Wange: Wir waren allein im Raum. Es wäre nichts Unrechtes gewesen, im Gegenteil. Was ich tat, was ich nicht tat; spröde, prüde, unentschuldig! Aber ich hatte Angst vor einer russischen Romanze. Russische Romanzen endeten immer traurig. Auch in den russischen

Märchen. Es durfte kein Funke überspringen. Sie verstand sofort, ein wenig traurig. Russische Romanzen können traurig sein, ehe sie beginnen, dachte ich. Aber ich hatte die Verantwortung gegenüber der jungen Russin zu tragen, hatte die Konsequenzen zu sehen. Zu meiner Überraschung wurde kurz darauf ein Frühlingsfest veranstaltet. Offensichtlich war man bemüht, uns in positive Stimmung zu bringen. Auf dem Ölberg spielte die Lagerkapelle. Von der Kolchose geliehene Pferde wurden vorgeführt. Auf Wunsch durfte man selber reiten. So setzte ich mich auf eines der Pferde. War aber enttäuscht. Das Pferd reagierte nicht so, wie ich das aus Düppel gewohnt war. Kein Reit-, kein Schulpferd. Die Kapelle bot an, auf den Instrumenten selber zu spielen. Nur so. Zur Unterhaltung. Zur Abwechslung. So ganz kam ich mit dem »Fest« nicht mit. Das es so etwas gibt? Dann ließ ich mir ein Piston geben. Spielte ein wenig darauf. War aber mit mir unzufrieden, hatte keinen rechten Ansatz mehr. Die Schneidezähne. Die Kronen. »Ach,« meinte der Kamerad, der mir das Instrument geliehen hatte, »das kommt schon wieder, halbes Jahr oder so. Wenn Du wieder zu Hause bist. Dein eigenes Instrument wieder hast.« – »Das Instrument gibt es nicht mehr. Silber, Pumpventile, etwa 1850. Und einem wunderschönen Ton. Mit ausgebombt. Wenn ich nach Hause komme, wird wohl kein Geld für so etwas da sein. Auch keine Zeit. Dasselbe, wie mit dem Reiten. Mein Vater ist inzwischen 71. Weiß nicht, ob ich mir überhaupt ein Studium leisten kann. Gottseidank ist das großväterliche Haus in Berlin-Friedenau stehen geblieben. Meine Eltern und mein Bruder wohnen seit jüngster Zeit dort. Waren vorher auf unserem Wochenendgrundstück.« Irgendwie hatte ich Zukunftsangst. Zum erstenmal wurde mir bewußt, daß ich nicht mehr dort wieder anfangen konnte, wo ich 1944 aufgehört hatte, Kind zu sein. Als ich überganglos hineingestoßen wurde ins »Erwachsensein«. Jetzt war ich 21. Benahm und fühlte mich wie ein älterer Herr. Trug Verantwortung für Erwachsene in einer schwierigen Umgebung, einer schwierigen Lebenssituation. Benahm mich gegenüber einem jungen Mädchen, das mich anschwärmte, onkelhaft und war ausschließlich vom Verstand geleitet. Mir war plötzlich klar, daß mir

die Jugend gestohlen worden war. – Nachts träumte ich vom Reiten in Düppel, vom Piston-Blasen und meinem Musiklehrer Herrn Kogelschatz. Kinderträume.

Gottlob lief in der Zeche alles einwandfrei. Bei aller Hetze fühlte ich mich bei dieser Arbeit, dieser Aufgabe zufrieden, richtig eingesetzt. Die Ruhe war trügerisch. Eines Tages wurde ich im Lager zum Polit gerufen. Er erläuterte kurz: »Pit wird ein Prozeß gemacht. Arbeits-sabotage usw. In der 3. Baracke in dem ebenerdigen Besprechungszimmer wartet der Kommissar auf Sie. Der, dem Sie vorgeworfen haben, Unkorrektheiten bei der Untersuchung zu dulden. Viel Spaß!« Mit gemischten Gefühlen ging ich zu dem Besprechungszimmer. Klopfte an die Tür. Der Kommissar öffnete persönlich, rückte mir einen Stuhl zurecht, bat mich, Platz zu nehmen. Mit dem Gesicht zum Fenster. – Er selber saß nun mir gegenüber. Bot mir höflich eine Papyrossi an. Eine sündhaft teure. Begann ein wenig zu plaudern. Die Methode war filmreif, er würde bald zur Sache kommen. Und er kam zu Sache. Fischte einen Satz hervor, schob ihn mir über den Tisch. »Dort«, er zeigte auf eine Linie auf der Schlußseite des Textes, »dort, unterschreiben Sie bitte. Die Geschichte kennen Sie ja. Da brauchen wir nicht mehr drüber zu reden.« Das Papier in die Hand nehmend, antwortete ich: »Bevor ich unterschreibe, möchte ich aber zunächst den Text lesen.« Der Text, mehrere Seiten handschriftlich, auf russisch, die Schrift kalligraphisch schön. Gut zu lesen. Der Kommissar winkte ab: »Nicht nötig. Steht alles richtig drinnen. Wie Sie es gesagt haben.« Ich bestand auf: Lesen, dann unterschreiben. Der Kommissar machte noch einen Anlauf, ich blieb stur, er drehte durch. Sprang auf. Riß mich vom Stuhl, drängte mich an den linken Türpfosten. Drehte den Schlüssel um. Hielt im nächsten Augenblick seine Pistole in der rechten Hand. Drückte mir die Mündung der Pistole an die linke Schläfe. Preßte mich mit seinem Körper fest gegen den Türstock. Die linke Hand an meinem Hals und Schulter. Er war ein wenig kleiner als ich. Ich rührte mich nicht. War merkwürdigerweise nicht aufgeregt. Hatte keine Angst. Der Kommissar bemerkte es. Lockerte etwas den Druck und fragte »keine Angst, daß ich abdrücke?« – Es war mir möglich, ihn anzuschauen; ich antwortete: »Nein!« – Der Kommissar war leicht irri-

tiert: »Und warum?« Meine Antwort: »Nein, ich habe keine Angst davor, daß sie abdrücken. Und Angst vor dem Sterben? Gewohnheit für Soldaten...«

Er senkte die Pistole, ließ mich aber nicht frei, wollte aber mehr wissen: »Warum sollte ich nicht abdrücken?« –«Wegen Ihrer Karriere. Sie kommen vor's Kriegsgericht.« – »Warum sollte ich das?« – »Wegen Mord an einem Gefangenen. In der »preußischen Armee« wär es etwas ehrenrührig.« – »Ist es hier auch. Aber ich sage: Die Waffe ist beim Reinigen losgegangen.« – »Das darf einem Offizier nicht passieren. Man wird sie dafür degradieren.«

Jetzt ließ er mich los. Bot mir wieder den Stuhl an. Nahm selber Platz. Nahm die Schachtel mit den Papyrossi. Hielt sie mir hin: »Bitte. Rauchen wir eine. Wir haben es uns verdient.« Ich nahm die Papyrossi, faltete das Mundstück, wie es sich gehört – der Kommissar bemerkte es beifällig – ließ mir von ihm Feuer geben – und rauchte mit ihm. Irgendwie war ich ihm nicht böse, hielt sein Verhalten für absolut normal bei »unserem Rollenspiel«. Als ich die Zigarette fertig aufgeraucht hatte, fragte ich höflich: »Darf ich das Schriftstück jetzt lesen?« Der Kommissar grinste: »Aber selbstverständlich. Aber nicht zuviel Änderungswünsche. Wir haben schon viel Zeit verloren.« Meine Änderungswünsche nahm er entgegen, machte die gewünschten Streichungen und Einfügungen. Ich unterschrieb. Machte scherzend eine Bemerkung über die Verschandelung des kalligraphischen Kunstwerks. Der Kommissar ging darauf ein und sagte: »Sicher schade drum. Wird man nochmal schreiben müssen. Statt Deiner Unterschrift steht dann »gezeichnet«. Aber ich habe ja das Original. So wie es jetzt aussieht, passiert dem Pit nichts. Zufrieden?« »Ja, danke!« Er brachte mich zur Tür, verabschiedete sich per Handschlag. –

Pit wurde nicht angeklagt. Die Arbeit in der 4. Mechanischen lief wie gewohnt weiter. Merkwürdigerweise gab es aber keine Vorbereitungen für eine Sonderschicht zum 1. Mai. Darüber machte ich mir keine Gedanken. Fand es aber sonderbar.. Der 1. Mai 49 kam. Wir waren im Lager. Plötzlich kam ein Bote vom Polit: »Nimm alle Deine Sachen. Komm zum Tor, Du mußt weg. Mehr weiß ich auch nicht! Schnell!«

Helmut Rindermann starrte mich an: »Sonst hast Du doch immer vorher gewußt, wenn Du weg mußt? Pit?« Pit stand in unmittelbarer Nähe, dem Heulen nahe: »Daran bin ich Schuld...« Bevor ich ihn beruhigen konnte, kam der Bote zurückgerannt: »Pit! Du mußt auch mit!« Wir schauten uns an: »In die Verbannung?« Es gab nicht viel zusammenzupacken. Ich hatte meine wenigen Habseligkeiten, meine kleine weiße Decke, die Pferdeknöchendecke, das Wichtigste: Das Kochgeschirr, ruck-zuck in meinem Holzköffchen. Helmut und einige andere Kameraden liefen mit. Die Treppe hinunter. Vor das Lagertor. Um einen LKW wogte aufgeregt eine Schar von Kameraden. Wer mußte von denen mit, wer kam zum Verabschieden? Nolte, der Elektriker, rannte auf mich zu: »Helmuth, gehörst Du zu denen?« – »Ja, ich bin aussortiert worden« – »kann ich Dir noch etwas Gutes tun ...? Ich schulde Dir noch Geld...« – »Laß sein. Wenn Du mir eine Freude machen willst, geh rasch in den »Verstärkerraum«, wirf »meinen« Plattenspieler an, schalt den Lautsprecher über dem Tor an. Der Polit wird Dich nicht gleich fressen.« Ich schaute mich um: »Der ist auch gar nicht zu sehen! Auch nicht der Arbeitskommissar. Nicht der Lagerkommandant!« – Nolte hatte mitgeschaut, fand blitzschnell eine Erklärung »1. Mai!? Pflichtfeiern –. Ich sause jetzt, welche Platte?« Ich grinste: »Leg auf: »Das gibt's nur einmal...« Dabei dachte ich nicht an: »Das ist zu schön, um wahr zu sein«, ich meinte die Gemeinheit, verbannt zu werden. Ohne Verhandlung. Jetzt wurden die Namen aufgerufen. Helmut kam noch einmal zu mir, ganz dicht: »Deine Eltern verständige ich: Berlin-Friedenau, Ringstraße 51.« Wir drückten uns gegenseitig an die Brust. Ein Abschied auf immer? »Wenn ich doch noch nach Deutschland zurückkomme, melde ich mich: Göttingen, Kreuzberggring 45.« Nicht nur wir beide hatten feuchte Augen. Auch andere Kameraden prägten sich gegenseitig die Adressen ein. Was wir uns merken wollten, mußten wir auswendig wissen. Aufzeichnungen, Notizen machen, war streng verboten. So schulten wir unser Gedächtnis. Mein Name wurde aufgerufen. Ich kletterte auf die Plattform, die ungesicherte Ladefläche des LKW's , da setzte der Lautsprecher mit der Melodie ein: »Das gibt's nur einmal, das kommt nie wieder...« Makaber. Als ich zu dem Fenster vom Ver-

stärkerraum hinauf sah, winkte mir Gustav Nolte zu. Strahlte wie ein Schulbub nach einem geglückten Streich. Sein lachendes Gesicht war ansteckend. Ich mußte laut lachen. Die Leichenbitterstimmung kippte ein wenig um, wurde fast Aufbruchstimmung. Ich sah viele bekannte Gesichter, quasi »Lagerprominenz«. Vor dem Magazin, auf der Außentreppe waren jetzt auch viele Kameraden, die uns nachwinken wollten. Die russische Magazinerin kam dazu. Schaute böse zu uns auf den LKW. Keifte so laut zu den Umstehenden, daß ich es hören konnte: »Das sind die Schlimmsten von den Schlimmen, jetzt werden sie fortgebracht.« Der LKW setzte sich mit uns in Bewegung. Das gegenseitige Zuwinken und Glückwünschen für die Zukunft gab dem ganzen den Glanz einer Sympathie-Kundgebung für die so Deportierten. Gut, daß der Polit nicht anwesend war.

Kapitel 5

Nie mehr nach Hause ?
Schacht-Lager Nowokondratjewka.
Eisenschleppen.

Die russischen Wachtposten öffneten das Lagertor. Langsam schob sich der LKW aus dem Lager. Blieb vor dem Tor stehen. Durchzählen der Gefangenen auf der Plattform des Wagens. Die Formalitäten waren abgeschlossen. Letzte Zurufe von den Kameraden aus dem Lager: »Nicht aufgeben ...« Keiner wagte zu rufen: »Auf Wiedersehen.« Der LKW setzte sich in Bewegung. Fuhr gerade aus. Nach links wäre der Weg zur Zeche gewesen. Zur 4. Mechanischen. Ein merkwürdiger Abschied. Ein »Abgeschoben-werden«. Noch immer Winken von Kameraden am Lagertor. Niemand griff ein. Zurückwinken ... Rechts und links der Straße kleine Häuser. Merkwürdigt dunkel. Trist. Statt grüner Vorgärten erdige Flächen vor den Häusern. Die gardinenlosen Fenster stimmten traurig. Die Kameraden auf dem LKW ließen die Köpfe hängen. Dem aufgeputschten Abschiedstrubel folgte Nachdenken über die Situation, in die wir blitzschnell gestürzt worden waren. So achteten wir nicht auf unsere Sicherheit. Bemerkten nicht recht, wie niedrig die Bordwand der Ladefläche war. Hielten uns nachlässig, immer noch zum verschwindenden Lagertor zurückschauend, kaum fest, stützten uns mit der Hüfte an der Bordwand ab. Der LKW verließ jetzt die Ortsstraße, bog nach rechts ab. Kam auf eine betonierte Fernstraße. Pionierbatalion XX 1943? Der Fahrer gab Gas, schüttelte uns beim Schalten durcheinander, weckte uns aus unserer Erstarrung. Wir suchten blitzschnell Halt und etwas Sicherheit bei dem nächststehenden Kameraden. Erst nach einigen Sekunden schauten wir, an wen wir uns geklammert hatten. Wir kannten uns flüchtig. Vom »Sommer-

fest« im Lager. Dem »Reiten«. »Warum bist Du auf dem LKW ?« fragte er. »Du warst doch jetzt Brigadier von der 4. Mechanischen? Waren doch alle zufrieden!« – – »Ich weiß es nicht. Pit meint: Seinetwegen. Er hatte Ärger. Habe ihn gedeckt. Aber das ist es wohl nicht. – – »- – – »So ist das halt. Man weiß nie warum. Ich weiß nicht mal, ob ich nach Hause will. Vielleicht ist es gut so.« Ich schaute ihn an. Wir sahen uns in die Augen. Er seufzte, sah nach oben, fing an zu erklären: »Weißt Du, ich habe Fehler gemacht. Habe nie darüber gesprochen. Der Polit stocherte immer wieder drin herum. In meiner Vergangenheit. Is' nicht draufgekommen: »Ich bin schon einmal gefallen«. War damals Spieß. Habe mir selbst den Heldentod bescheinigt. Meine arme Frau. Das ganze Zeremoniel. »Ich hat« einen Kameraden«. Salutschüsse. Ich finde mich zum Kotzen. Wollte noch «mal neu anfangen. Wollte «raus aus der Handwerkerfamilie, in die ich eingehiratet hatte. Weg von der Schwiegermutter und allem. Ich war zum »Tapferkeits-Offizier« vorgeschlagen worden. Nach dem Frankreichfeldzug. War zum Offizierslehrgang. Alles lief prima. Zu dem Lehrgang gehörte als Clou ein Skikurs. Toll ! Bei Garmisch. Zivilisten waren auch dort. Bei einer Abfahrt treffe ich auf ein junges Mädchen. Lag im Schnee. Mutterseelenallein. Bein gebrochen. Ich habe das arme Ding aufgesammelt, ins Tal gebracht. Beim Roten Kreuz abgeliefert. Alles war in Ordnung. Der Kurs zu Ende, ich schon mit meinem Lametta an der Uniform, da kommt der Vater von dem Mädchen. Bedankt sich. Lädt mich ein. Alles noch in Ordnung. Ich sage »ja?« Irgendwann. »Wenn ich mal Urlaub habe.« – »Aber gewiß, Sie sind jederzeit herzlich willkommen. Sie haben meine Tochter gerettet.« – Monate später mache ich den Besuch. Den Fehler. Große Villa, hochherrschaftlich. Wein, Sekt, tolles Abendessen. Man feiert mich. Das junge Mädchen ist süß. Der Vater Bankdirektor. Mag mich. Die Mutter auch. Ich – angehender Offizier – Mehr aus Scherz mache ich mit. Verliebe mich. Es kommt zu einer Verlobungsfeier. Noch nicht schlimm. – Is'ja nur Spaß. Für das Mädchen nicht. Den Rest kannst Du Dir zusammenreimen. Ich fahre zu meiner alten Einheit. Gehe in mein altes Büro. Stelle die »nötigen« Papiere aus. Sterbe den Heldentod, Heirate ... Ich weiß nicht, ob ich nach Hause will, weiß nicht, wo ich hingehöre. Weiß

nicht, was werden soll ...« Ich klopfte ihm auf die Schulter. Schwieg. – »Danke für's Zuhören.« – Nachdenklich schaute ich meinen Kameraden an: »Ich habe Dir zu danken. Für Dein Vertrauen. So recht weiß ich nicht, womit ich helfen kann. Aber soviel doch: Falls wir doch einmal aus der Gefangenschaft entlassen werden, keine Panik. Fahre mit bis Brest. Dort kannst Du einen Antrag stellen, daß Du in Rußland bleiben willst. Erst dort! Das weiß ich von unserem Polit. Du mußt dort nicht über Privates reden. Wichtig ist nur, daß Du bei keiner »Sondereinheit« warst. Und Spezialist für die Industrie bist. Hals- und Beinbruch. Fang noch «mal neu an...« Wir nickten uns zu und begannen, uns an der Bordwand entlang tastend, nach einem anderen Platz umzuschauen. Wir waren zuviel, um auf dem Boden zu sitzen, die Bordwand viel zu niedrig, um sich anlehnen zu können. Halbwegs sicher konnte man nur am Fahrerhäuschen stehen. Im kameradschaftlichen Wechsel wurden die Plätze getauscht. Wie lange würde die Fahrt dauern? Jeder sollte sich einmal anlehnen können. Die Fahrt dauerte und dauerte. Ein anderer Kamerad vertraute sich mir an. Und dann noch einer. Der Schock des unvoresehenen Abtransportes hatte offenbar die Zungen gelöst. Unbewältigtes wurde während der gefährlichen Fahrt auf dem LKW offenbart. Eine letzte Chance zu »beichten«. Vor dem endgültigen »Aus«? Der Kamerad, keine 25 Jahre alt, hatte eine handtellergroße Stelle im Haar, die weiß war. Er bemerkte meinen Blick, meine Verwunderung. »Habe ich von heut« auf morgen bekommen. Ich bin weggerannt; habe meinen Kameraden im Stich gelassen. Partisanen haben ihn angenagelt. Ans Scheunentor. Wie Christus. Ich habe geschrien; wie wahnsinnig. Bin weggerannt. In Panik. Den Russen direkt in die Hände. War froh, als Gefangener nichts mehr mit dem Krieg zu tun zu haben. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll mit mir. Falls wir nach Hause kommen, was soll ich sagen? Zu den Eltern. Am liebsten wäre ich tot.« Ich versuchte ihn zu trösten, zu beruhigen; ich wußte auch nicht, wie es weitergehen würde. War ich deshalb auf dem LKW? Um zu trösten? Dann hatte das Ganze vielleicht doch einen Sinn? Plötzlich sah ich Willi; Willi war Schweißer. Ich kannte ihn von der Wagonettki. Willi war erstaunt und erfreut, mich zu sehen: »Was machst Du denn hier, auf dem Scheiß-LKW?

Du, wir sollten zusammenbleiben. Is» immer besser mit «nem guten Kameraden. Habe in der Wagonettki von der Sache mit Pit gehört. Hätte wohl kaum einer seinen Kopf für hingehalten. Dafür »biste« nu» hier. Scheiße ...« Ich winkte ab: »Weiß nicht, ob Pit der Grund war. Der Polit hatte mich eigentlich in Ruhe gelassen. Konnte wohl den Kommissar nicht leiden, der mich vernommen hat. Wie auch immer. Bleiben wir zusammen. Du bist der erste Lichtblick in dieser Situation. Aber, warum bist Du hier drauf?« Willi grinste: »Wohl weil ich den Polit geärgert habe. War doch bei den Panzern. Auch in Afrika. War Fahrer. Was macht der Fahrer? Schaut nach vorn, nach allen Seiten. Fährt dahin, wo er soll. Ich habe nie geschossen, habe keinen auf dem Gewissen. Dem Polit genügte das nicht. Ob ich Zeuge war von Massen-Exekutionen oder anderen Verbrechen. Da hat mich der Teufel geritten. Ich habe gesagt: »Ja, aber erst nach der Exekution.« Der Polit war ganz weg: »Erzählen Sie, erzählen Sie!« drängte er. »Nun« sagte ich, »durch meinen Sehschlitz vom Panzer sah ich etwas, das aussah wie eine Schonung. Eine Neuanpflanzung von Bäumen. Irgendetwas war aber merkwürdig. Fuhr dichter «ran. Konnte es nicht glauben. Stiegen deshalb aus dem Panzer. Gingen bis «ran. Was aussah wie kleine Bäume, eine Neuanpflanzung, waren aufgerekte Arme. In Reih und Glied. Die Kameraden waren »standrechtlich« begraben worden, – lebend? Hatten den linken Arm hochhalten müssen. Damit man den Ärmelstreifen sehen konnte. Division XX. – – – Viel weiter bin ich mit meiner Geschichte nicht gekommen. Der Polit hat getobt. Hat mich dann «rausgeschmissen. Wenn er mich aber auch so fragt ...?« Lachen konnte ich nicht über seine Geschichte. Willi hatte das wohl auch nicht von mir erwartet. Grinste aber immer noch voller Schadenfreude darüber, dem Polit auf diese Weise die Meinung gesagt zu haben. »Diese Verbrecher«, sagte er, diese Verbrecher. Alles sollen wir gewesen sein. Naja. Einmarschiert nach Rußland sind wir. Manche haben uns sogar freundlich empfangen. Aber nachher. Der Rückzug. Die verbrannte Erde. Eine Schande. Unser Funker, ein sensibler Mensch. Er hatte nicht die Nerven für den Rückzug. Wir waren von der Versorgung abgeschnitten. Mußten was organisieren. Wir fanden eine halb verhungerte Kuh. In einem Bretterverschlag. Ein Mann kam aus dem Haus.

Frau und Kinder hinterher: »Laßt uns die Kuh, es ist das Einzige, was wir haben«. Alle schrien durcheinander. Wir zogen an der Kuh. Der Mann machte eine ungeschickte Bewegung. Ein Schuß. Der Mann bricht zusammen. Tot. Totenstille. Weinen. Wir nehmen die Kuh mit. Binden sie auf unseren Panzer. Steigen wieder ein. Fahren los. Erzählen unserem Funker, der am Gerät geblieben war, was los war. Den Schuß hatte er gehört. Was macht unser Funker. Brüllt: »Anhalten!« Schnappt sich eine M.P. Steigt aus. Rennt los. Wir hören seine Maschinenpistole knattern. Er kommt zurück. Setzt sich wieder ans Funkgerät. Als wir wieder fahren, findet er seine Sprache wieder: »Ihr Schweine! Klaut die Kuh! Legt den Mann um! Überlaßt die Frau mit den Kindern dem Hungertod! Ihr Schweine! Habt Ihr denn gar kein Mitgefühl?« Wir sagten nichts. – Wir brauchen auch Verpflegung. Wir bekommen von niemandem etwas. Wir müssen uns das nehmen, was wir brauchen. – So bleiben wir still. Nach einer ganzen Weile sagt der Funker: »Ich habe sie alle erschossen. Die Frau und die armen Würmer. Damit sie nicht lange leiden müssen. Verhungern ist schrecklich ...« –

Willis Geschichte vom Mitleid des Funkers drehte mir endgültig den Magen um. Ich begann zu sinnieren: Christliche Nächstenliebe, Wert der abendländischen Kultur ? Mord aus Mitleid, oder ist Töten aus Mitleid kein Mord? Der schnelle Tod aus Gnade? Willi war bestürzt. Es war nicht seine Absicht gewesen, mich zu verstören, mich stumm zu machen. So erzählte er unvermittelt von seiner ersten Geschäftsreise nach Prag. Der Übernachtung in einem »sau«-teuren Hotel. In dem Zimmer war ein Radio, damals vor dem Krieg ganz ungewöhnlich. Willi, verärgert über den Zimmerpreis läutet nach dem Zimmerservice. Ein Zimmermädchen erscheint: »Würden Sie bitte das Radio einschalten? Danke.« Nach einer viertel Stunde erneuter Ruf nach dem Service. Das Mädchen erscheint wieder: »Sie könnten das Radio jetzt langsam leiser stellen. Dann bitte ausschalten. Anschließend dürfen Sie gehen.« – Willi hatte gesiegt. Ich lachte. Voller Stolz sagte er: »Bei dem Preis! Da hätte ich mir eigentlich noch einiges mehr einfallen lassen können ...«

Als der LKW im neuen Lager mit uns ankam, schien noch die Sonne. Der LKW wurde durch das Tor gelassen, fuhr noch zwan-

zig, dreißig Meter weiter, auf einen großen Platz. Erst dann durften wir absteigen. Unter Bewachung. Waren wir hier als die Schlimmsten von den Schlimmen angekündigt worden? Kaputt von der langen Fahrt auf der halsbrecherischen Plattform wollten wir uns ein wenig die Füße vertreten. »Nein, Ihr geht sofort in die Zelte. Da! Links hinter dem Steinbau. Da sind die Stalingrader drin. Bei den Offizieren habt Ihr nichts zu suchen. Klar?« Blitzschnell wurden wir eingeteilt und zu den Zelten geführt. Willi und ich achteten darauf, zusammenzubleiben. Tatsächlich glückte es uns. Unser Trupp kam hinter dem Steinbau zu nagelneuen großen Hauszelten. Zwischen den vorderen beiden Zelten hindurchgehend, kamen wir zum Eingang »unseres« Zelt. Rechts und links waren die Feldbettreihen zu sehen. Zwei Betten immer aneinandergestellt. Am Fußende eines jeden Feldbettes eine Decke. Zusammengelegt. Alles penibel. Preußische Ordnung. Jetzt erlaubte man uns in das Zelt hineinzugehen. Nacheinander. Man erlaubte uns, Betten nach eigener Wahl zu belegen. Willi und ich schafften es, nebeneinanderstehende Feldbetten zu ergattern. Ein kleiner Erfolg. Ein gutes Omen.

Nach einiger Zeit, es war immer noch ein wenig hell, erschien ein Russischer Offizier. Von der Lagerverwaltung? Irgendetwas trieb ihn, uns zu beruhigen, uns auf dieses merkwürdige Lager einzustimmen. Er kam bis zur Zeltmitte zu uns herein. Winkte uns näher zu sich heran und erklärte: »Ehe der Winter kommt, ist das andere Steinhaus beziehbar. Dann kommt Ihr dort hinein. Ihr müßt nicht den Winter im Zelt verbringen. — »Die Rede erstaunte mich. Hatten wir nicht heute gerade den 1. Mai? Den 1. Mai 1949. Ach so... . Daran hatte ich ja gar nicht gedacht: Vor vier Jahren hatte ich die erste schreckliche Nacht in der Kriegsgefangenschaft überlebt. Mein Gott...! Und der redet schon vom Winter. Vom Winter 1949/50! – Der Russe fuhr in seiner Erläuterung fort: »Bitte geht einzeln auf die Latrine. Unsere Posten sind neu und noch schrecklich nervös. Keine Bewegung im Lager gewöhnt. Morgen früh, nach dem Wecken, – Antreten zum Abmarsch. Arbeitseinteilung erfolgt auf dem Schachtgelände. Ihr seid hier im Donbaß, im Kohlrevier, in Nowokondratjewka. Arbeitet gut, dann wird es Euch hier nicht schlecht gehen. Gute Nacht. »Erstaunt schauten wir uns an. Für ein »Ver-

bannungslager« war der verdammt nett. Einzelnen, wie gewünscht, suchten wir die Latrine auf. Legten uns dann schlafen. Mit Decke! Plötzlich mußte ich an die »Nebensächlichkeiten« denken. Einzelnen zur Latrine. Wegen der Nervosität der Posten. – Niemand hatte sich den Kopf zerbrochen, wie wir die Fahrt auf der gefährlich niedrigen Plattform des LKW's durchstehen. Hatte man mit eingeplant, daß wir durch die Ecken der Heckklappe und seitlichen Bordwände pinkeln? Da war man hier ja geradezu fürsorglich. Die dachten schon an den Winter. Noch gingen mir die LKW-Berichte – Beichten ? – durch den Kopf, das Mitleid des Funkers und, und, und ... Schließlich schlief ich ein. Als ich am Morgen durch den Sonnenschimmer im Zelt geweckt wurde, dachte ich voller Entsetzen an die Zukunft, die mir bevorstand.

Bald ließ man uns antreten. Zuvor war etwas Brot im Zelt verteilt worden. Erst jetzt war mir klar, daß wir ja seit Druschkowka nichts zu Essen bekommen hatten. Offenbar war man hier auf uns kaum vorbereitet gewesen. So wenig wie wir auf – wie hieß das nur ? Nowokondratjewka.

Abmarsch vom Lager. Mitten durch den Ort. Das war offenbar nicht nur für uns ungewöhnlich. Vor den Häusern standen Menschen. Bestaunten unseren Gefangenenzug. Der Marktplatz (?) war fast oval angelegt. Reihen von dünnen, noch niedrigen Bäumchen. Der Platz und die Häuser sahen nicht ganz so trostlos aus, wie die gestern gesehenen. Machten es vielleicht auch die Menschen vor den Häusern? – Das Schachtgelände war erreicht. Eingezäunt. Riesig. Wohl doch nicht rundherum eingezäunt? Willi schaute mich fragend an: »Ein, zwei Quadratkilometer? Da vorne: Ein Wohnheim. Die Fördertürme. Die großen Gebäude. Ob wir in den Schacht müssen? Unter die Erde?« Man ließ uns durch das Tor ein. Jetzt, auf dem Schachtgelände: Aufstellen zur Einteilung. Deutsche Kameraden assistierten dem Arbeitskommissar. »Ist unter Euch ein Markscheider?« – Was ist das denn? – »Gibt es Steiger, Bergbauingenieure oder ähnliches. Einen Architekten?« Tatsächlich meldeten sich einige Kameraden. Die »Spezialisten« wurden weggeführt. Hier brauchte man andere Spezialisten als in Druschkowka. Jetzt waren plötzlich wir die »Schorni Rabotschiks«, die »Schwarzarbeiter«. Ohne nach

besonderen Kenntnissen oder Fähigkeiten zu fragen, teilte man uns in 6-Mann-Trupps ein. Zu unserem Trupp hatte sich Pit gesellt. Jetzt waren wir zu dritt: Willi, Pit und ich. Ich war erleichtert. Zu dritt hatten wir schon eher etwas Einfluß auf das Arbeitsklima. Vielleicht auch auf die Arbeit? Seit gestern früh war Pit mir aus dem Weg gegangen. Ich war beruhigt, daß er den Anschluß wieder gefunden hatte, ihn gesucht hatte. Schuldgefühle wegen meiner Deportation brauchte er aus meiner Sicht nicht zu haben. Unsere kleine Gruppe mußte nicht weit laufen. Kaum 200 Meter. Wir mußten uns im Kreis aufstellen. An den Händen fassen. Was sollte das? Unsere erstaunten Gesichter betrachtend, grinste der Brigadier: »Also etwa hier, genau hier kommt ein großer Fabrikschornstein hin. Ihr grabt hier ein großes Loch. Für das Fundament. So etwa sechs bis acht Meter tief. Durchmesser vielleicht fünf, sechs Meter. Fangt schon mal an. Genaueres ergibt sich später!«

Ohne lange zu fragen, scharrten wir mit den Füßen den groben Kies an der Oberfläche weg; damit es keinen Zweifel geben konnte über »etwa« und »genau« hier. Lange dauerte es nicht, da hatten wir Spaten, Schaufeln, Spitzhacken und »Nassilkis« – Tragbretter für zwei Männer. »Aber es gibt hier auch Schubkarren« wurde uns stolz mitgeteilt. Wir fingen an zu Hacken und zu Graben. Der Boden war steinhart. Selbst die Hacke konnte kaum in die Oberfläche eindringen. Es gab kaum Aushub, der wegzutragen war – weil wir nicht in die Erde eindringen konnten. Nach einigen Stunden wurden wir zu einem nahegelegenen, provisorischen Holzhaus gerufen. Suppe wurde ausgeteilt. Das Flachdach des Holzhauses war weit vorgezogen. Der Boden mit kräftigen Bohlen belegt. Regengeschützte Arbeitsfläche für das Biegen und Schweißen von Armier – Eisen, Monier – Eisen – Eisenbetonbau –. Willi schaute mich an: »Schweißen kann ich ja. Was meinst Du? Soll ich mal fragen?« Der russische Meister kam. Stellte sich nett bei uns vor: »Ich heiße »Krasni Schappka«, rote Mütze. Ehrenname aus dem Interventionskrieg. Habe mitgekämpft. War bis Irkuts Wenn Ihr etwas von mir braucht, sagt zu mir: »Krasni Schappka«. Das fand ich toll. Ging zu ihm hin. Streckte ihm die Hand entgegen und sagte: »Und das ist Willi, das ist Pit. Ich bin Helmuth. Willi ist Schweißer. Pit und ich sind Dre-

her. Wir graben zur Zeit für das Fundament von dem neuen Schornstein.« Krassni Chapka strahlte: »Den Willi kann ich gebrauchen. Mir fehlt ein Schweißer. Einen Dreher sucht mein Kollege in der Reparaturwerkstatt.« Pit schubste mich: »Bitte. Geh, Du!« So gab ich mein Interesse zu erkennen. Krassni Chapka wollte die Dinge in die Hand nehmen, mit den verschiedenen Zuständigen sprechen. Wir gingen wieder zu unseren Spitzhacken und Schaufeln zurück; versuchten weiter in den Boden einzudringen. Jetzt aber mit etwas mehr Hoffnung und Zuversicht.

Am nächsten Morgen wartete Krassni Chapka auf unseren Gefangenenzug. Offenbar hatte er, so weit möglich, alles geklärt. Er wartete auf Willi und mich, als sich die Marschkolonne auflöste und die Arbeitstrupps in verschiedene Richtungen abrückten. »Für Willi ist alles klar. Bei Ihnen – haben Sie eine Schublehre – Schiebelehre?« Strahlend sagte ich »Ja!« und holte eine kleine, etwas 15 cm große »Mauser«- Lehre aus der Tasche. Als ich Brigadier wurde, hatte ich sie mir gekauft. Trug sie wie die anderen »Schätze«, die ich besaß, die Nagelschere, das Soldbuch und meine Rubel, ständig bei mir. – Jetzt strahlte Krassni Chapka. Winkte uns beide an seine Seite und trabte mit uns zu seiner Rechten los. Hin zu dem großen Hauptgebäude, in dem offenbar die Reparaturwerkstatt war. Das Tor der Werkstatt war weit geöffnet. Ohne Umschweife ging »Krassni« mit uns hinein. Das Meisterbüro war linker Hand an der gegenüberliegenden Hallenwand. Dadurch wurde eine Ecke gebildet. Dort stand die Drehbank. Ein älteres Modell; aber Leit- und Zugspindel waren vorhanden. Reitstock und Pinole. Support mit Feineinstellung in beiden Achsrichtungen. Wenn es die Bank war, würde ich zufrieden sein. Der Meister war in seinem Büro. Hatte uns durch sein Fensterchen bereits gesehen. Er konnte von seinem Platz aus die ganze riesige, hohe Halle überblicken.

Nach kurzer Unterhaltung im Meisterbüro gingen wir in die Halle. Es war die Drehbank, die ich bereits gesehen hatte. Ein Schleifstein für Drehstähle war vorhanden. Rasch waren wir uns einig. Der Meister gab mir eine Skizze. Ein großer Spezialbolzen mit Ansätzen. Ich nickte mit dem Kopf: »Karascho, kann ich machen ...« Krassni Chapka strahlte. Er hatte seinem Kollegen einen Gefallen getan, mir

zu einer sinnvolleren Arbeit verholphen. »Also, dann bis zum Mittag. Essen gibt es für Dich nach wie vor bei meiner Baracke...« Er schob Willi aus der Halle; ich machte mich an die Arbeit. Gegen 10 Uhr war ich mit dem gewünschten Bolzen bereits fertig. Lieferte das Werkstück beim Meister ab. Überrascht und erstaunt über die schnelle Erledigung seines Auftrages, überprüfte er die Maße des Bolzens mit meiner Schieblehre. Befriedigt nickte er mir zu und legte die Lehre auf den Support der Drehbank. Ich sagte ihm, daß ich dringend zur Latrine müßte. Wo? Es gibt nur die eine, allgemeine Latrine in der Nähe des Werktores, also: »Tawai, tawai«. Ein wenig peinlich war mir das schon. Aber schließlich war wohl allen klar, in welchem Zustand unsere Schließmuskeln durch die jahrelange Unterernährung waren. Wieder zurück in der Halle, holte ich mir aus dem Meisterbüro den nächsten Auftrag. Die neue Skizze in der Hand, mehr auf die Zeichnung schauend, als in die Halle, trat ich an die Drehbank. Die Schieblehre! Die Schieblehre, die auf dem Support abgelegt worden war! Die Schieblehre war fort! Mein Herz schlug wie wahnsinnig. Ich sauste zum Meister ins Büro: »Die Schieblehre? Haben Sie die Schieblehre? Sie liegt nicht mehr auf dem Support!« Entsetzt schaute mich der Meister an. Stieß einen ellenlangen Fluch aus. Dann die nüchterne Feststellung: »Die ist geklaut! Was man hier liegen läßt, wird geklaut. Du kannst ja mal durch die Halle gehen, kannst die Leute fragen. Wird nichts bringen...« Verstört machte ich mich daran, durch die Halle zu gehen, zu schauen, zu fragen. Ohne Erfolg. Nur wenige Menschen waren in der riesigen Halle. Die Halle war unübersichtlich. Wirkte merkwürdig dunkel auf mich. Eingerichtet um Großgerät aus dem Schachtbetrieb zu reparieren, waren die weißgekalkten Mauern erst in mehreren Metern Höhe durch Fenster aufgelockert. Nein, niemand hatte gesehen, wie die Schieblehre weggenommen worden ist. Leider. Man war weder feindselig noch schadenfroh. Ich gab das Suchen auf, ging zum Meisterbüro. »Was nun?« – »Ohne Schieblehre kannst Du kaum arbeiten. Schade, ich hätte Dich gerne als Dreher gehabt. Scheiße ... Geh« jetzt mal zu Krassni Chapka. Vielleicht hat der eine Idee. Vom Basar oder so. Vielleicht taucht dort Deine Lehre auf. Wer weiß ...« Wir schüttelten uns die Hände. Er kam noch mit

bis zum Hallentor...

Tief enttäuscht und deprimiert suchte ich Krasni Chapka. Fand ihn. Erzählte von meinem Pech. Ihm war die Sache schrecklich peinlich. Blamabel für seine Landsleute. Auf dem Basar? Naja. Schauen könnte er ja. Aber hier ist Kohlerevier. Solche Meßwerkzeuge: Mangelware, Kostbarkeiten. Willi hatte mich gesehen. Unterbrach seine Schweißarbeiten. »Was ist los? Ärger?« Ich berichtete ihm. Jetzt auf Deutsch. Es hörte sich nicht besser an. Krassni Chapka wollte wissen, wie Wili darüber dachte. »Nun, Willi nimmt es locker. Schicksal. Soll so sein. Als einzigen Dreher behalten die Dich vielleicht hier. Wer weiß? Als Schorni Rabotschik schicken »Sie« Dich vielleicht nach Hause. Nach allem, was war? meint Willi ... Das gefiel Krassni Chapka. So brauchte er sich nicht ganz so sehr für die diebischen Landsleute in der Halle zu schämen. Er machte mir ein Angebot: »Wenn Ihr mit dem Schornsteinloch fertig seid, wenn Du neue, vernünftige Arbeit brauchst, sag es mir. Wir brauchen immer Armaturschikis.« – »Was ist das?« – »Leute, die sich um das Armier-Eisen bei den Betonträgern kümmern. Eisenflechter, die die Rundeisenstäbe mit Draht zusammenbinden, in die richtige Form für die Betonträger bringen, die dann gegossen werden.« Irgendwie war ich verblüfft, wie er dann begeistert mit den Händen zeigte, was hier in Bälde entstehen würde: 50 Meter hohe Fördertürme in Stahlbeton mit »Schlaffer«-Armierung. Schachtgebäude mit Sortier- und Laderampen, unterirdisch laufende Gleisanlagen für die Gruben-Wagonettkis – die Ihr in Druschkowka gebaut habt, für die Ihr die Radsätze und die Muldenkipper gebaut habt. Seine Augen leuchteten. Die Vision der glorreichen Revolution hatte ihn wieder erfaßt. Er begann mir den Sinn der Koppelung von der Kohleförderung im Donezgebiet und den Erzgruben im südlichen Ural zu erläutern: Dort, nur Erz – hier, nur Kohle: Erz hierher, Kohle dorthin. Kein Güterzug fährt leer! Wir verhütten Eisenerz hier wie dort! Toll, nicht wahr?« Er hatte es geschafft, wir redeten nicht mehr über die unglückliche Geschichte mit der Schieblehre, setzten auf die Zukunft. Willi und ich auf die Heimkehr.

Nach dem Mittagessen ging ich zusammen mit den anderen Kameraden zu dem »Schornsteinloch«. Pitt war erleichtert: »Du bleibst

doch jetzt bei mir?« – »Aber gewiß, Pit. Willi meint, als einzelnen Spezialisten an der Drehbank, behalten die mich womöglich hier. Als »Schwarzarbeiter« haben wir vielleicht mehr Chancen, doch noch nach Hause zu kommen. Und, Krassni Chapka, dem ist das so peinlich mit der geklauten Schiebelehre. Der will sich ein bißchen um uns kümmern. Sobald die großen Eisenbetonträger gebaut werden. Mit »Schlaffer«-Bewährung...«

Ich ahmte ein wenig »Krassni« nach, und zeigte Pit, was alles gebaut wurde. Ein potemkinsches Dorf? – Pit war das egal. Er machte keinen Hehl daraus, wie glücklich er war, mich wieder an seiner Seite zu haben. Im Vergleich zu mir war er ein Riese, beim Kommiß war er ein Flügelmann gewesen. Aber, ich hatte ihn beschützt. Vor der Kommission. Vor Sibirien bewahrt. Wenn ich bei ihm wäre, hätte er keine so große Angst vor den Russen. Ich war gerührt. Wir blieben zusammen. – Helmut Rindelmann war wahrscheinlich bereits zu Hause. Gewiß hätte er wohl zu mir gesagt: »Warum noch einmal Dreher spielen? Du willst doch dazulernen! Deine Universitäten. Mach ruhig mal die Sch...Erdarbeiten. Ist ja nicht für lange; und dann Armaturschik – was immer das ist. Nachher weißt Du es...« Ich fügte mich dem Unvermeidlichen, richtete mich innerlich auf. So anständige Kameraden: Willi, Pit, Krassni Chapka – – ach nein, »Krassni« war ja Russe, hatte in Irkuts gekämpft. –

Das »Schornsteinloch« wurde und wurde kaum tiefer. So sehr wir hackten und gruben. Beim besten Willen konnte ich mir nicht vorstellen, daß das Loch jemals fertig würde. Aber es war eine kameradschaftliche Atmosphäre, in der jeder dem anderen half. Wie selbstverständlich wechselte man sich ab. Nahm die schwere Spitzhacke, gab sie wieder einem anderen Kameraden. »Erholte« sich beim Wegschaffen des Aushubes. Die »Nassilki«, die Trage machte es möglich, sich zu unterhalten. Bei der Arbeit. Was wußten die »modernen« Menschen, die mit der Schubkarre arbeiteten, von dem »Komfort« (-dem Trost-), der im Benutzen der Trage für den Erdtransport lag. So erzählte mir Pit nach und nach seine Geschichte, von seinen Problemen, die ihn schließlich hatten »ausrasten« lassen. Nachts, im Zelt, wurde ausgesprochene Ruhe bewahrt. Es gab kaum Streitereien. Einem Kameraden, einem ausgesprochenen »Besser-

wisser«, wurde niederträchtig sein Schlafsack aufgetrennt. Mühevoll hatte er die Decke, die man jedem von uns, zu meiner Freude, zum Empfang auf das Feldbett gelegt hatte, zum Schlafsack zusammengenäht. Mit primitiver Nadel und weißem Faden. Er legte morgens seinen Schlafsack stets der Länge nach sorgfältig auf das Bett. Abends schlüpfte er dann in den schmalen Sack vom Kopfteil des Bettes vorsichtig mit den Füßen beginnend hinein. An diesem Abend klaffte die Decke zu seinem Entsetzen an der Nahtstelle auseinander, je tiefer er mit den Füßen in den vermeintlichen Sack hineintauchte. Beim Beginn dieses allabendlichen Rituals, hatte er von der sorgfältigen Trennarbeit nichts bemerken können: Man hatte Stich um Stich zwischen Ober- und Unterseite der Decke einzeln aufgeschnitten. So sah seine mühevoll gearbeitete Naht unversehrt aus. Umso größer jetzt die Verblüffung. Fast weinerlich fragte er: »Warum habt ihr das gemacht?« Willi sagte es ihm: »Das war wohl ein Denktettel. Höre auf, mit der ewigen Besserwisseri. Wenn einer sagt »weiß«, korrigierst Du ihn, sagst »nein, es ist »schneeweiß«. Meint jemand »schwarz«, verbesserst Du ihn, erklärst: »rabenschwarz«. Und so weiter. Begreife: Du bist weder tüchtiger noch intelligenter als wir. Versuche mal, Kamerad zu sein.« Ein nachdenkliches Gespräch schloß sich an. Als sich unser »Besserwisser« schließlich fast entschuldigte, klopfte Willi ihm begütigend auf die Schulter: »Laß sein; wenn Du immer nur Schreibstubensoldat warst, konntest Du ja nicht lernen, wie man sich unter Kameraden benimmt. »Hast« hier Gelegenheit zu üben...«

Es gab viele Gelegenheiten! Inzwischen waren alle fünf Zelte belegt. Kleinere und größere Gruppen von den »Schlimmsten der Schlimmen« wurden nach und nach in unser Lager gebracht. Arbeitskompanien und Züge gebildet. Uns betraf das nicht. Ein Großteil der neuangekommenen Kameraden wurden für den Hochbau eingesetzt. Die Leitung übernahm eine russische Architektin und ein deutscher Kamerad als Brigadier. Als ich die beiden zusammen an einer Baustelle sah, machte ich mir Sorgen. Das konnte nicht gut gehen. Die junge Architektin, bildhübsch, blond, sehr sympathisch; er ein Jungsiegfried aus dem Bilderbuch. Die beiden jungen Menschen hatten jeweils in dem anderen ihre erste große Liebe gefun-

den. Liebe, die durch den Krieg und die Gefangenschaft bei ihnen aufgestaut war. Die jungen Russen waren Besatzer in Deutschland. Er war für Sie der Mann! Sie machte keinen Hehl daraus. Längst leitete er den ganzen Hochbau. Sie war dekorative Begleiterin. Großzügig sah die Zechenleitung darüber hinweg, bis es eine Panne gab: Bei den Erdarbeiten war gemogelt worden. Unser Liebespaar hatte es nicht bemerkt. Die unterirdische Kleinbahnanlage für den Kohletransport, die Kohleverteiler innerhalb des Zechengeländes war nicht so tief geschachtet worden, wie in den Plänen gefordert. 70 cm fehlten! Da die Planierung des Gleiskörpers das vorgeschriebene Niveau hatte, stand für die Kontrollkommission fest: Betrug! Man hatte die vollen Kubikmeter Erdarbeit abgerechnet, sich die vorzeitige Fertigstellung prämiieren lassen. Betrug! Nun wurden die Fundamente der Hochbauten überprüft: Dasselbe Bild. Russische Liebesnovellen enden eben traurig. – –

Unser Schornsteinloch wurde tiefer und tiefer. Obwohl ich es kaum für möglich gehalten hatte, wurde uns eines Tages verkündet: Fertig! Die Arbeit war mehr und mehr mittelalterlich geworden. Es gab für uns keine Rolle, kein Zugseil, keinen Korb, um den Erdaushub nach oben zu schaffen. Wir bekamen schmale Leitern, Bretter. Bauten schließlich in drei Ebenen Zwischenflächen zum Schaufeln. Nach anfänglichem, leichten Protest über diesen unsinnigen Arbeitsaufwand schaufelten wir apathisch den mühsam aufgehackten Aushub von Niveaufläche zu Niveaufläche... Und trotzdem: Das Loch war fertig gestellt worden! Dieses Ergebnis habe ich nie mehr vergessen. Man braucht eben viel, viel Geduld bei manchen Arbeiten. Jetzt standen wir um »unser« Schornsteinloch herum, sahen in die Tiefe, bestaunten unsere Erdarbeit. So etwas hatte von uns noch keiner gemacht, machen müssen. Auch beim Reichsarbeitsdienst war ich vor solchen Arbeiten verschont geblieben. Während ich mir noch ein wenig melancholisch über Sinn und Unsinn von Arbeit Gedanken machte, brach ein Kamerad das Schweigen, dachte laut für uns nach. Wie soll es weitergehen? Im Rahmen des hier Machbaren: »Also, wir haben wahrscheinlich in den Wochen im und am Schornsteinloch kaum das Geld in die Suppe verdient. Allerdings sind wir auch nicht geschimpft worden. Niemand hat uns Vorwürfe

wegen der Norm gemacht. Vielleicht ist die Erdarbeit anteilig in den Gesamtaufwand für den Schornstein gerechnet worden. Das wäre für uns ganz günstig... Noch einmal, möchte zumindest ich, solche Scheißarbeit nicht machen. Und schon gar nicht Erdarbeiten für die »Schacht-U-Bahn«! Wie ich das einschätze, drücken die uns den 70 cm-Beschiß mit aufs Auge. Danke schön. Da machen wir uns kaputt für nichts und wieder nichts. Hat einer von Euch schon mal nachgedacht, was wir machen könnten?« – Nein – Keiner von uns hatte darüber nachgedacht. Hätten wir überhaupt eine Chance, das selber in die Hand zu nehmen? – Unser Kamerad grinste fröhlich: »Dann ist also alles klar. Ihr habt noch nicht nachgedacht; ich schon. Ihr wählt mich zu Eurem Brigadier. Ich Sorge für Euch, Sorge für gut bezahlte Arbeit. Dafür schaufelt Ihr, ich renne durch die Gegend. Schau, wofür es sich lohnt, zu schaufeln.« Einige maulten: »So eine kleine Brigade, und dann als Brigadier nicht mitarbeiten...« – Ich war für seinen Vorschlag: »1 : 6, das geht gerade noch. Ist auf jeden Fall besser, er macht voll auf Brigadier, als halb auf Schaufel. Das habe ich in Ischewsk miterlebt. Also, meine Stimme hast Du!« Die anderen wollten wissen, wie das in Ischewsk war. Ich erzählte es kurz. Allen leuchtete ein: Arbeit richtig bezahlen zu lassen, ist sehr wichtig. Und, hier mußte danach gesucht werden. Sonst büßen wir für den 70 cm-«Beschiß» vom U-Bahnbau. »Und was stellst Du Dir vor? Was für andere Erdarbeiten gibt es denn hier für uns? Was anderes kriegen wir hier doch sowieso nicht!« – Er strahlte: »Doch. Entladen von Schüttgut aus Güterwagen. Eine sehr wichtige Arbeit. Die Waggons haben Termine. Müssen bis dann und dann leer sein. Da gibt es Laufzettel an den Waggons und eine Zentrale mit Listen. Ich kenne inzwischen den Listenführer. Man zahlt Prämien für bestimmte, überfällige Waggons. Natürlich müssen wir den Waggons nachrennen. In dem ganzen riesigen Bahngelände oder der Schachtanlage. Ich bekomme die Pläne, Sorge für die Entladung, dafür gibt es gutes Geld. Ihr müßt nur mitmachen!«

Er war so enthusiastisch, daß er auch den Argwöhnichsten mit seiner Vision der »fliegenden« Entlade-Brigade ansteckte. Tatsächlich waren wir bereits am nächsten Morgen beim »Schwellenwalzer« auf den Geleisen des weit verzweigten Schienennetzes. Fanden den

gesuchten Waggon. Fingen an, ihn leerzuschaukeln. Einen 60 Tonner! Der helle Wahnsinn; aber wir schafften es. Am Abend waren wir die Größten. Wurden noch vor dem Abmarsch wegen hervorragender Leistung öffentlich gelobt. Unser Brigadier verstand offensichtlich sein Handwerk. Mir war es gleichgültig, ob er sich nur deshalb so ins Zeug legt, um nicht selber schaukeln zu müssen. Er schenkte uns ein Stückchen Freiheit während des Tages und verbreitete Optimismus. Ohne Wachsoldaten liefen wir mehrere Kilometer täglich zu den jeweils auszuladenden Waggonen. Das Wetter war prächtig. Wir bekamen Routine. Schleppten zeitweilig große Blechtafeln, wer weiß wie weit mit, um die Räder der Güterwagen abzudecken. An sich mochten wir die Wagen am liebsten, die seitliche Klappen für Rieselgut hatten. Aber unter dem Wagen die Räder freischaukeln! Eine scheußliche Arbeit. In der gebückten Haltung doppelt anstrengend. Ein Kamerad schwärmte uns vor: »Man müßte eine riesige Entladevorrichtung bauen, die den kompletten, oben geöffneten Waggon um die Längsachse dreht und ausschüttet.«

Schon bald wünschten wir uns, daß es so etwas gäbe: Der Zement für den Monier-Eisenbau wurde geliefert. In geschlossenen Waggonen. Eingefüllt über Druckschläuche durch die oberen Ventilationsklappen lag der Zement, durchs Fahren festgerüttelt, im Innenraum. Vom Dach konnte man nicht heran. Als wir es endlich geschafft hatten, eine der Waggontüren aufzuschieben, fiel uns etwas Zement entgegen. Nur wenig. Der Zement stand wie eine Wand vor uns. Wie sollten wir das Zeug entladen? Es würde uns entgegenstürzen. Wir hatten keine Leitern, keine Plattform, um von oben an das Material heranzukommen. Mühsam und vorsichtig machten wir rechts und links von den Schiebetüren Zement locker, versuchten mit einer Stange das oben, über der geöffneten Seite liegende, uns bedrohende Material zum Stürzen zu bringen. Schließlich schoß, eine riesige Staubwolke entwickelnd, der Zement zu uns herunter. Das Unternehmen blieb gefährlich. So ging immer nur einer von uns in das Waggoninnere hinein, damit eine Chance bestand, ihn zu befreien. Wir hatten Glück. Niemand wurde verschüttet. Als dann genügend Material aus der Mitte hinausgeschafft war, gingen wir gemeinsam an die waghalsige Entladearbeit. Wie hoch ein 60-Tonner ist! Es war

schon Abend, als wir mit unseren Schaufeln die Bodenbretter spürten. Noch immer lagen aber an den Wänden fast zwei Meter hoch »Zementhalden«. Wir mußten weiterschaukeln, bis der ganze Waggon leer war. Er mußte fort geschafft werden, Platz machen für den Nächsten. »Insgesamt warten acht Waggons mit Zement auf Euch. Und das ist erst der Anfang. Was meint Ihr, was hier verbraucht wird! Die Bauerei geht ja erst los!«. Geduldig hatte ein Wachsoldat gewartet, bis wir mit dem Entladen fertig waren. Unbegleitet, ungeschützt, durften wir in der Dunkelheit ja wohl nicht durch die Ortschaft. »Nein, daß Ihr fortlauft, glaubt hier keiner. Obwohl, bei der Dreckarbeit könnte ich es schon verstehen. Wie Ihr aussieht. Arme Schweine. Und in den Klamotten schlafen. Könnt Euch nicht einmal duschen.« Einer der klangvollen Flüche folgte. Irgendwie tat es uns wohl gut, von unserem Bewacher so bedauert zu werden. Aber, was blieb uns übrig? Am meisten litt aber offenbar unser Brigadier. Er hatte ja für uns sorgen wollen. Konnte es aber nun doch nicht. Waggons mit Zement!? »Ich hatte an Säcke mit Zement gedacht; wie in Deutschland. Solche Sauerei habe ich nicht ahnen können. Hätte ich mir denken müssen. Wie toll bezahlt. So toll, daß ich hätte mißtrauisch werden müssen. Aber – – Ihr laßt mich doch nicht hängen? Für die acht Waggons habe ich mich verbürgt...«

Von da an redete er nicht mehr, seine so ansteckende Zuversicht kippte um in Resignation. Als wir nach etwa einer Woche den letzten Zementwaggon entladen hatten, sagte er: »Danke. Entschuldigung. Sucht Euch bitte einen neuen Brigadier.« Er ging, ohne sich noch einmal umzuschauen von uns fort. Schräg durch das Schachtgelände, in Richtung »Lager«. Erschrocken blieben wir vor »unserem« Waggon, wie angewurzelt, stehen. Warteten, bis er unseren Augen entschwunden war. Die Situation war unwirklich. Die Sonne stand schon recht tief. Mir war zum Heulen. Mehr seinetwegen. Als ich wieder sprechen konnte, ohne mich zu verraten, geheult wird nicht –, ergriff ich die Initiative: »Schade. Das mit dem Zement war wirklich daneben gelangt. Daß er das sich zu Herzen nimmt ... Nun gut. Ich gehe jetzt zu Krassni Chapka. Inzwischen wird das mit den Armateurschiks hoch aktuell sein. Wer kommt mit?« Achselzucken. Kopfnicken. Dann schlurften wir los. Von oben bis unten zementfar-

ben. Man hätte uns auf einen Sockel stellen, darunter schreiben können: Kriegsgefangene Deutsche und niemand hätte auf den ersten Blick angenommen, daß wir noch lebten. Keine Skulpturen eines Mahnmals waren.

So kamen wir zu Krassni Chapka. Der war von unserem Aussehen entsetzt: »Ihr hättet schon längst zu mir kommen können. Ich habe jetzt saubere Arbeit für Euch.« Nun, wir konnten unseren Brigadier nicht sitzen lassen. Er hatte sich so um uns bemüht. Mit dem Zement hat er daneben gelangt. Einer sprach es aus: »Hoffentlich nimmt er sich nicht das Leben.« Erst vor einigen Tagen mußten wir zu einem Förderturm. Das Antriebsrad war in einem riesigen, tiefen Beton-Becken. Wir mußten alle einzeln an die Kanten dieses Beckens herantreten. Es gab keine Schutzeinfassung, keinen Zaun oder ähnliches. Wir wußten nicht, was das sollte. Der ganze Gefangenhaufen mußte morgens, als wir auf das Schachtgelände kamen, im Gänsemarsch zu diesem Turm und dann jeder einzeln vom Beckenrand hinunter schauen. Von der Stelle, an der ein Russe stand und monoton immer wieder etwas murmelte. Als ich an der Stelle war, hinunter schaute, verstand ich: »Nicht aufgepaßt, tot«. Die Hände faltend, ging ich weiter. Ich war unsicher mit dem »nicht aufgepaßt«. Jeder von uns war inzwischen auf der Suche nach »Erlösung«. Vor einem LKW habe ich im letzten Augenblick an meine Eltern denkend, zurückgezuckt. Sie taten mir leid. Ich hatte in letzter Zeit alle LKW's angeschaut. Ich wollte auch, daß es nach einem Unfall aussieht. Wollte aber nicht als Krüppel unter dem LKW hervorgezogen werden. Die tiefen, breiten Furchen, die die riesigen LKW-Räder in die Straße auf dem Schachtgelände gegraben hatten, ließen kein Ausweichen zu. Die Fahrer zogen ihre schweren Fahrzeuge unglaublich dicht an unserer Kolonne vorbei, wenn wir morgens zu unserem Arbeitseinsatz marschierten. Die Furchen waren gelblich braun, breit wie ein Grab. Man brauchte nur einen winzigen Schritt zu tun – es wäre schnell vorbei.

Pit schreckte mich aus meinen trüben Gedanken auf: »Wir sollen uns entscheiden: Armaturen tragen oder flechten? Flechten kommt für mich nicht in Frage. Bin nicht schwindelfrei. In der Höhe! Die windigen Eisenstäbe mit Draht zusammenbinden! Ich nicht!«

Krampfhaft versuchte ich mich zu konzentrieren. Armaturschik, in bis zu 50 Meter Höhe, stundenlang Eisenstäbe ordnen, zum Träger zusammenbinden. Bis gegossen werden konnte. Nein! Nicht wegen schwindelfrei oder nicht. Nein, wegen der Versuchung! Der Versuchung, sich fallen zu lassen. Wofür hatte ich durchgehalten? Um mich jetzt fallenzulassen. Die LKW's waren keine so große Versuchung. – Pit war irritiert: »Du meinst, Du stehst das Eisenschleppen nicht durch? Und wenn ich mehr zur Mitte hingehe? Die Stäbe sind bis zu acht Meter lang. Wenn ich mehr zur Mitte hin trage, hast Du weniger Last auf Deiner Schulter. Sag ja...« Mit ein wenig schwimmenden Augen sagte ich: »Ja; ich werde mit Dir Eisenschleppen. Ich glaube, daß das Eisenflechten auch für mich zu gefährlich ist.« Krassni Chapka war damit sehr zufrieden. Da wäre er persönlich unser Einsatzleiter. Er würde uns nicht ausbeuten. Dafür habe er damals bei der Intervention gekämpft, vor mehr als 25 Jahren. Keine Ausbeutung! Er wurde still und fügte an: »Ich schäme mich auch, wenn hier Kriegsgefangene ausgebeutet werden.« Pit und ich begannen Eisen zu schleppen. Die Norm lag hoch: Pro Mann ca. eine halbe Tonne 1000 Meter weit am Tag. Da mußte man schon gut beieinander sein. Zu zweit das Doppelte. Die Eisenstäbe lagen üblicherweise in Stapeln á 80 kg bereit. Auf Balken, damit man gut greifen konnte. Wir organisierten uns Böcke. Zur Zwischenablage. So bekamen wir die langen, schwankenden Bündel leichter auf die Schulter. 12,5 Mal am Tag hin, 12,5 Mal her. Sind 25 Kilometer am Tag. Davon 12,5 Kilometer mit 40 Kilogramm Eisen auf den Schultern. Bei einem Eigengewicht von 45 kg! Wir waren ja seit Jahren völlig unterernährt! Mein gerade wieder erwachter Durchhaltewille war in Gefahr, als ich die Norm grob überschlagen hatte. »Pit, ich glaube nicht, daß wir das durchhalten können. Auch wenn Du noch mehr »zur Mitte« gehst. Ich spreche noch mal mit Krassni Chapka. Der ist in Ordnung.« Krassni Chapka hörte mir aufmerksam zu: »Ich dachte, Ihr seid nicht schwindelfrei, habt Ihr doch gesagt? Oder hat der Dolmetscher falsch übersetzt?« Jetzt war kein Dolmetscher dabei. Ich wurde sehr direkt: »Ich habe mehr Angst, daß man mal die Nerven verliert. Aber sonst?« Merkwürdigerweise ahnte ich, was Krassni Chapka wollte: Er wollte, daß wir die fertigen, auf Länge

geschnittenen, in Form gebogenen, zum Teil verschweißten Eisenstäbe, direkt zu dem jeweiligen Einsatzort brächten, zu den Eisenflechtern. Bis in 50 Meter Höhe! Krassni Chapka hatte begriffen, gefühlt, was in mir vorgegangen war, hatte uns zementgeschädigte, arme Schweine bedauert. Jetzt sah er die Lösung, strahlte: »Also, wenn Ihr das Eisen direkt zum Einsatzort nach oben bringt, wäre das toll. Die Norm sinkt dann auf ein Zehntel. Ich werde zu Euren Gunsten rechnen. Ihr braucht dann aber Gummischeuhe. Hier...« Die Gummilatschen, es waren keine Schuhe, eher Badeschuhe, mit Fußlappen tragen? Unmöglich. Wir nahmen die Gummilatschen, zogen sie aber nicht an; blieben in unseren provisorischen, primitiven Schuhen. Die waren wir gewohnt. Man hatte Armaturen für einen bestimmten Bauabschnitt des neuen Förderturmes bereitgelegt. Uns gesagt, gezeigt, wo das Material hin muß. »Da, etwa im oberen Drittel. Die warten schon drauf. Dirigieren Euch dann an die richtige Stelle. Die Holzverschalung für den zu armierenden, zu gießenden Träger, ist schon zur Hälfte fertig. Nach oben offen. Das Eisen auf Anweisung einpacken. Aber richtig rum! Klar?« Uns war im Augenblick gar nichts klar, alles scheißegal. Hauptsache, keinen Zementwagen mehr entladen; aber auch keinen Gewaltmarsch in der Horizontalen mit 8 meterlangen Eisenstäben auf dem Buckel. 80 kg!

So trabten wir los in das neue Abenteuer, kamen zu dem, im Bau befindlichen, Förderturm und schauten nach oben. »Mein Gott, ist der hoch.« Pit wurde fast schwindelig. »Schau, da ist eine richtige Holzterrasse. Bis obenhin. Das schaffen wir schon!« Man hatte uns nur halbsoviel Eisen aufgebürdet, wie für den Horizontaltransport. Pit war noch schwankend: »Terrasse ja. Kein Geländer! Das sind glatt 30 Meter Höhe!« Er hatte Recht; aber wir hatten keine Wahl: Zement- und Staublunge oder Zusammenbrechen bei der mörderischen Norm für den Horizontal-Transport. »Komm, Pit, sei kein Frosch. Soll ich vorgehen?« – »Ja. Bitte. Ich kann dann auch bei der Schräglage mehr in der Mitte tragen und sehe Dich vor mir. Nicht die entsetzliche Höhe.« Pit brauchte mich, obwohl ich nicht so kräftig war. Also los. Ohne die Eisenlast abzusetzen, wechselten wir vorsichtig die Richtung unserer Nasenspitzen. Nun war ich vorne. Noch einen 180 Grad Schwenk mit dem langen Zeug auf den Schul-

tern. Jetzt konnte es losgehen: Rauf auf die Treppe! Während ich die erste Wendung auf dem Absatz zur nächsten Holzstiege vorsichtig ausführte, wurde mir klar, warum kein Geländer vorhanden war. Man hatte es entfernt. Wegen der langen Armatureisen. Unseretwegen. Ich wollte nicht als Eisenflechter auf dem Armaturen sitzen. Die Stäbe mit Drähte verbinden. Wegen der Gefahr ...as hier war um ein Vielfaches gefährlicher! Das waren Himmelsleitern. Aber ich spürte schlagartig: Mir wird nichts passieren, ich muß auf Pit achtgeben. Er würde mit mir stürzen. Unverantwortlich...

Ich tastete mich von Treppe zu Treppe, jeden Richtungswechsel sorgfältig auf dem Treppenabsatz ausführend. Endlich waren wir oben. Zwei Eisenflechter warteten auf uns. Hatten uns beobachtet. Wir hatten Glück. Die Biegungen der Eisenstäbe waren an der richtigen Seite angebogen; wir brauchten das Material nur in die Holzverschalung zu packen, mußten es nicht umdrehen, geschafft. Pit schnaufte erleichtert. Legte wie ein großer Bär einen Augenblick seinen rechten Arm um meine Schulter: »Prima. Habe eigentlich keine Angst gehabt. So wird das schon gehen ...« Erleichtert stiegen wir noch – nun ohne Last – bis ganz nach oben. Wegen des Überblicks, das ganze Schachtgelände lag zu unseren Füßen, aber auch zur Überprüfung. Waren wir ausreichend schwindelfrei? Ja! – Als wir den Turm auf der abenteuerlichen Treppe hinuntersteigend, verließen, fühlten wir uns wie zwei Schulbuben nach einem geglückten Streich. Diese Arbeit werden wir durchstehen. Aufpassen ist alles – und nicht leichtsinnig werden ... und nicht müde. Lebensmüde. –

Wir holten die nächste Armaturaladung. Kletterten auf der »Treppe« den Turm hinauf. – Bis zum Abend war es fast Routine. Krasni Chapka war sehr zufrieden. Schrieb sehr gute Reporte. An diesem Monatsende bekamen wir endlich wieder etwas Geld. Rasch lernten wir mit den Gummilatschen an den Füßen, mit oder trotz Fußlappen, zu laufen und zu arbeiten. Wir mußten begreifen, warum man die Dinger brauchte: Wegen der Schweißer! Wegen der sogenannten Schrittspannung. Der ganze Boden war elektrisch verseucht. Die Schweißer zogen jeweils nur ein Schweißkabel mit ihrem Elektrodenhalter zu ihrer Arbeitsstelle. Die häufig genug auch in luftiger Höhe war. Die zweite Zuleitung vom Schweiß-Trafo zum Schweiß-

gut hin, bildeten Eisengerüsteile, zufällig herumliegendes Monier-eisen, Blechtafeln und so weiter. Es gab viele Schweißer auf dem Gelände. Es gab viele provisorische, elektrische Zuleitungen. Die Spannungen waren hoch genug, einen Veitz-Tanz auszulösen. Mit Eisenarmaturen auf den Schultern, im falschen Augenblick in gefährlicher Höhe – nicht mehr zum Lachen. Tödlich!

Inzwischen wollte ich wieder überleben. Die Krise war überwunden. Pit war ein guter Kamerad. Ich hatte ihn nun auch trösten, ihn von seinem Schuldgefühl mir gegenüber befreien können: Er war nicht Schuld an meiner Deportation. Der Arbeitskommissar aus Druschkowka hatte mich besucht! Unvorstellbar! Ich hatte es nicht glauben können, als ich bei der Rückkehr von der Arbeit aufgefordert wurde, noch auf dem Hof zu bleiben und dort zu warten. »Warum?« Ich machte mir keine Gedanken, fragte auch nicht. Was sollte sein? Pit und ich machten unsere Arbeit gut, gegen mich konnte eigentlich nichts vorliegen. So war ich auch nicht aufgeregt, als von der Wache ein Kommissar auf mich zu kam. Plötzlich erkannte ich ihn: Kolbassa. Freudig lief ich auf ihn zu. In der Abendsonne sah ich wie er strahlte, wie seine Augen glänzten. Er war offenbar erleichtert, gerührt, daß ich ihm entgegengelaufen kam. Nicht verbittert war. Er streckte mir seine Hand entgegen; ich ergriff sie und hörte mit Erstaunen: »Ich wollte Sie hier besuchen. Mich bei Ihnen für Ihre Arbeit als Brigadier bedanken. Wir hatten nie zuvor so gute Produktionszahlen in der 4. Mechanischen!« Jetzt war ich derjenige, der sich zu bedanken hatte. Mehr als: »Spassivo, bolschoi spassivo...«, brachte ich nicht heraus. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Eine derartige Haltung, seinen Dank – das hatte ich nicht erwartet. In den letzten Wochen war ich fast an meinem Gefangenenschicksal verzweifelt. Kolbassa legte vorsichtig seine rechte Hand auf meinen Rücken, lief, langsame Schritte machend, los. Mich an seiner Seite haltend. Niemand, der uns so gesehen hätte, wäre auf den Gedanken gekommen, daß hier ein russischer Arbeitskommissar mit einem gemäßregelten Kriegsgefangenen spricht. Ein vertrauliches Gespräch führt. Kolbassa sprach nun sehr leise: »Sie sollen wissen, daß ich alles versucht habe. Ich konnte Ihnen aber nicht helfen.« Stehenbleibend, ihn anschauend, fragte ich: »Wegen der dum-

men Geschichte von Pit? Körperverletzung – .. Maschinensabotage. Meine Stellungnahme gegen die Vorwürfe?« Mich wieder anschauend zum Weiterwandeln, bewegte er abwägend Kopf und Schultern. Nicht bejahend, nicht verneinend: »Eigentlich nein. Ihre Haltung dabei; vielleicht »ja«. Aber nicht so primitiv, ob Recht oder Unrecht, Sabotage oder nicht Nein: Ihr Alter.« Jetzt sprach der Kommissar noch leiser, flüsterte fast: »Es war der letzte Anstoß für die Zweifel. Ich sage es Ihnen und Sie sprechen mit niemand darüber?« Ich nickte und sagte: »Ja«. Kolbassa sagte es: »Man ist der Meinung, Sie sind etwa 35 Jahre alt. Nicht 21. Die Reife, mit der Sie arbeiten, führen, sich benehmen. Mit 21? Nie...« Wer »man« ist, ließ er offen. »Aber ich habe alle notwendigen Zusatzangaben gemacht. Wehrstammrollen-Nummer, Wehrpaß,- Soldbuchnummer angegeben. Das ist überprüfbar. Ich habe die wichtigsten Daten alle auswendig gelernt, bevor ich zum Einsatz kam.« Der Kommissar nickte mit seinem Kopf: »Wenn die nicht glauben wollen, glauben die nicht. Man geht davon aus, daß Sie in einer Spezialeinheit waren. Daß Sie deshalb falsche Angaben machen. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen das zu sagen. Bitte; Kein Wort darüber!« Spontan streckte ich meine Hand aus; er ergriff sie und wir besiegelten das Versprechen mit einem gegenseitigen, kräftigen Händedruck. Wieder lauter sprechend, dirigierte er unsere Schritte in Richtung Wache. Redete von Stand der Produktion in der 4. Mechanischen, davon, daß meine Kameraden nun Richtung Heimat führen. Auch davon, daß die beiden großen Rundtischautomaten gut liefen und nun die Drehautomaten der Fertigungsstraße ersetzen würden. Und damit auch die daran arbeitenden Kameraden. Sie waren nun auf der Heimreise. Der Kommissar nahm mich noch mit hinein in die Wache. Verabschiedete sich dort von mir, so daß es alle anwesenden, russischen Soldaten und Offiziere sehen konnten. Wir wünschten uns gegenseitig alles Gute. Ich verließ die Wache und ging in das Zelt. Legte mich auf die Pritsche; ich konnte nicht schlafen. Konnte das Erlebte kaum fassen. Dachte darüber nach, ob ich als Kommissar alles geglaubt hätte, was ein Kriegsgefangener erzählt. Meine nüchternen Angaben auf die immer wiederkehrenden Fragen: geboren wann?; Vater/Großvater/väterlicherseits/mütterlicherseits: 1927, 1877, 1822, 1854, waren

sicherlich nicht so einfach zu glauben. Mit 15 Jahren: Wehrpaß, mit 16 Reichsarbeitsdienst und dann zur Wehrmacht. Das gab es schon häufiger. Aber, mußte ein Kommissar mir glauben? Ich schlief endlich ein. Erzählte am Morgen das, was ich von Kolbassas Besuch berichten durfte. Willi und Pit fanden es sehr anständig, daß er mich besucht hatte; fanden es eigentlich auch richtig. »Nachdem, wie Du Dich für den Laden und die Kameraden eingesetzt hast...« Ich hatte es sehr gerne getan, mich gefreut, dem einen oder dem anderen helfen zu können. So auch dem Kurt, der als Rundschleifer arbeitete, der kaum noch die schweren Achsen heben konnte...«

Pit schuftete mit mir nun schon einige Tage als »Armaturschik«. Meine rechte Schulter war bereits kaputt, wund von den schweren Eisenstangen. »Wir brauchen Kissen für unsere Schultern, zum Unterlegen...« Aufmerksam schauten wir, ob wir etwas Geeignetes fänden. »Da, Ärmel von einer Wattejacke!« Hatte sich jemand wegen der Sommerhitze, die Ärmel aus der Jacke getrennt? »Egal, wenn die rumliegen, gehören sie jetzt uns.« Pit nahm das wattierte Zeug. Am Abend machte ich mit Schere, Nadel und Faden daraus Tragekissen. Die rechte Schulter mußte aber erst einmal Ruhe haben. So trugen wir auf der linken. Plötzlich erinnerte ich mich an etwas, was ich als Kind gelesen hatte. Über Gefangene, die als Ruderer in Galeeren verbannt waren. Hatte ich es in »Quo vadis« gelesen? Aufgeregt sagte ich zu Pit: »Auf der Galeere hat der Held der Erzählung immer mit seinem Leidensgefährten Tag für Tag den Ruderplatz getauscht. So konnte er einmal mehr den rechten, einmal mehr den linken Arm einsetzen. Ihm war früher, vor seiner Verbannung aufgefallen, daß die ehemaligen Galeerensträflinge, die freigekauft oder begnadigt worden waren, die überlebt hatten, für immer gezeichnet waren.« Pit meinte: »Mit Brandzeichen oder so?« – »Nein, die Arme waren verschieden lang geworden! Und so ähnlich wird es uns hier ergehen, wir fangen bereits an, »schief« zu werden! Wir müssen konsequent von Mal zu Mal die Schulter wechseln, auch wenn wir rechts besser tragen und auflegen können.« – »Wenn Du meinst.« Pit war einverstanden. Damit ich bei der stumpfsinnigen Schleppelei nicht vergaß, auf welche Seite gewechselt werden mußte, klemmte ich von nun an, nach dem Absetzen der Last, jeweils den Daumen von der Hand

zwischen Zeige- und Mittelfinger, mit der ich die Eisenstangen auf der Schulter festgehalten hatte. So kamen wir nicht durcheinander. Pit war zufrieden. Krasni Chapka war ein anständiger Kerl. Ich würde es schon durchstehen. Nicht schief werden.

Eines Tages mußte Willi zum Kommissar. Ohnehin war es merkwürdig »ruhig« gewesen in diesem Lager. Willi kam zurück ins Zelt, strahlte, grinste, wirkte ganz übermütig, jungenhaft. »Was ist los Willi? Darfst Du nach Hause?« Willi schüttelte den Kopf: »Nein, aber es war lustig. Hoffentlich ist er nicht sauer, der Polit. Ich habe ihn »reingelegt«; ich sag Euch, der hat vielleicht dumm geguckt, bis er begriffen hat, daß ich mit ihm scherze!« Dann erzählte er die Geschichte: Der Kommissar hatte ihm die üblichen Fragen gestellt. Wollte wissen, wo Willi gekämpft hatte. Willi sagt: »In Afrika«. Der Kommissar neugierig: »Dann haben Sie auch Löwen gesehen?« Willi: »Nein, Löwen nicht, aber Tiger.« Der Kommissar: »Da gibt's doch keine Tiger in Afrika ...« Willi: »Als ich dort war, gab es Tiger. Und oben hatten sie einen Geschützturm mit 8,8 (?).« Der Kommissar sprachlos, leicht verwirrt. »Ihr verdammten Panzerleute. Also gut, in Afrika gab es Tiger. Und wo waren Sie in Rußland mit Ihrem Tiger?« So ganz konnte ich nicht darüber lachen; fand es ein wenig leichtsinnig, mit einem Polit zu »spielen«. Von nun an wartete ich darauf, daß mich der Polit rufen würde. Er rief mich nicht! Ich wurde in diesem Lager nie zum Polit gerufen! Kolbassa? Hatte er bei seinem Besuch mehr für mich getan, als sich bei mir zu bedanken? Mich damit aufzurichten?

Früher als erwartet zogen wir aus den Zelten um in das Steingebäude, das Gebäude, das dicht am Lagetor linker Hand lag. Fast gegenüber der Wache. Die Stube, in die wir kamen, war im rückwärtigen Teil des Gebäudes. Erdgeschoß. Darunter war eine Bania! Gefließt; Duschen mit warmem Wasser! Wir waren ganz weg. Auch die russischen Offiziere kamen zum Duschen dorthin. Ganz unkompliziert. Stellten sich, wenn es sich gerade so ergab, mit einem von uns unter denselben Duschstrahl. Unterhielten sich mit uns. Auf deutsch, auf russisch, wie es gerade angebracht schien. Einmal sprach mich einer der Russen an. – War es der Polit? – Ich hatte ihn ja noch nicht kennengelernt. – »Ist das nicht merkwürdig, fast

alle Deutsche sprechen mich auf russisch an? So schwach ihr russisch auch sei. Warum eigentlich? Was denken Sie? Mangelnder Nationalstolz? Wichtigtuerei? Anbiederei?« Lachend antwortete ich spontan: »Falsch verstandene Höflichkeit? Suche nach Bestätigung der erworbenen Russischkenntnisse?« Der Russe wurde nachdenklich: »Deutsche Überheblichkeit? Halten uns für ungebildet?« Energisch schüttelte ich den Kopf: »Gewiß nicht! Ein nettes Aufeinanderzukommen...« Der Offizier meinte: »Hoffen wir's. Aber, wo haben Sie russisch gelernt? So weit ich weiß, sprechen Sie recht gut russisch.« – »In Ischewsk. Von Sommer 45 bis Herbst 47 war ich in Ischewsk. Dann in Druschkowka. Die haben gestaunt, was wir für Flüche mitbrachten. Haben sich bemüht, uns unseren utmurkischen Ton abzugewöhnen.« – Unsere Unterhaltung unter der Dusche war beendet. War ich gerade ein wenig verhört worden. War die Frage, die versteckte Frage: »Warst Du beim Vormarsch der Deutschen dabei? Hast Du russisch für Gefangenenerhöre gelernt?« – Vielleicht war es der Polit. Auf jeden Fall, ich mußte nicht zu ihm. Das Lagerleben nahm eine merkwürdige Wendung. Wir mußten auf dem Hof antreten. Der Lagerkommandant stellte sich vor. Wir wußten, daß er ein hochrangiger General gewesen war, degradiert. Warum? – »Auch ich bin in Kriegsgefangenschaft gewesen. Im ersten Weltkrieg. Ich habe damals ein sehr positives Bild von den Deutschen bekommen. Ihr leistet hier gute Arbeit. Nehmt die Wiedergutmachung ernst. Wann Ihr nach Hause kommt? Ich weiß es nicht. Aber ich möchte, daß Ihr mit guten Erinnerungen an uns hier denkt. Ich will, daß Ihr nicht mit einem Gefangenenhaarschnitt in Deutschland ankommt. Ab sofort dürft Ihr Eure Haare wachsen lassen. Die Haare wachsen langsam, nimnoschko, nimnoschko. Aber sie wachsen. In einem halben Jahr seht Ihr wieder ganz normal aus. Ich will, daß Ihr tanzen lernt. Wenn Ihr nach Hause kommt, sollt Ihr tanzen können. Nicht sagen müssen: »Wir mußten marschieren, kämpfen, unsere Knochen hinhalten, dann wieder marschieren, aber zum Arbeiten, zur Wiedergutmachung, wieder unsere Knochen hinhalten. Ich will, daß Ihr sagen könnt: »Und wir haben tanzen gelernt. In Nowokontratjewka!« Vor Erstaunen hielten wir die Luft an. »Dort«, und er zeigte wo, »dort werdet Ihr eine Tanzfläche gießen. Dann gibt Euch

einer Eurer Kameraden Tanzunterricht. Ihr tanzt abwechselnd mal als Herr, mal als Dame. Ich schaue mir das an. Wenn ich zufrieden bin, lade ich aus dem Internierungslager die Deutsch-Ungarinnen ein. Dann zeigt Ihr, was Ihr von Eurem Tanzlehrer gelernt habt!« Beifall brach aus. Ganz unmilitärisch wurde in die Hände geklatscht. Ein neuer Abschnitt begann.

An der Schinderei beim Eisenschleppen hatte sich nichts geändert. Wir schufteten fast bis zum Umfallen. Die riesige Baustelle benötigte Unmengen von Moniereisen. Krasni Chapka versorgte die verschiedenen Objekte. Vor allem mit Spezialarmaturen. Gebogene, geschweißte, auf Länge geschnittene. Er sorgte für den Bindedraht. Alles ohne Hast, ohne Geschrei. Nach der Ansprache unseres Kommandanten wurde mir erst bewußt: Niemand auf der Baustelle trieb uns zur Arbeit an. Glaubte uns »Beine machen zu müssen«! Nicht Sklaverei, wie beim Torfstechen, beim Ziegelsteinschleppen. Nein, man hatte uns Wochen hindurch offenbar bei der Arbeit beobachtet. War zu dem Schluß gekommen: »Das sind nicht die Schlimmsten von den Schlimmen! Das sind keine verkappten Kriegsverbrecher«. Krasni Chapka hatte das schon länger gewußt; wußte, daß Pit und ich, ohne zu murren, ohne zu klagen, fast ohne weitere Hilfe, das Eisen hoch hinauf zu den Baustellen schafften. Ein Organisations-talent, der »Krasni«. Wenn wir von einer »Tour« zurückkamen, lag schon der nächste Packen Eisen auf »unseren« Böcken. Ein leiser Hinweis »wohin dieses Eisen« und abging's.

Unser Kommandant und Krasni Chapka fühlten sich mit uns solidarisch, fanden es peinlich, wie man uns und für welche Arbeit man uns einsetzte. Wie man uns im Lager untergebracht hatte, zusammengepfercht, eineinhalb bis zwei Quadratmeter pro Kopf im Zelt, dann im Steinbau. – Ich atmete wieder frei. Kolbassa hatte mich besucht. War wahrscheinlich meinerwegen beim Kommissar gewesen. Es gab noch eine Chance für mich, nach Hause zu kommen. Als wir den nächsten Kameraden durch einen Arbeitsunfall (?) verloren hatten, dem Ritual folgend, in nächster Nähe an seiner Leiche an der Unglücksstelle vorbei geführt wurden, nahm ich mich zusammen. Schaute auf den blau-rot geschwollenen Kopf, die blutüberströmte, aufgerissene Schulterpartie und schwor mir: So will ich nicht aus

der Gefangenschaft heraus... Der Kamerad war von einem provisorischem Gerüst gestürzt. Das Gelände der Plattform war von dem Schweißer nur geheftet worden. Noch nicht fertig verschweißt... Von dem Gerüst aus sollten armstarke Rohre mit Sand gefüllt werden, dann wieder in die Horizontale gelegt, im Kohlefeuer an bestimmter Stelle glühend gemacht und dann gebogen werden. Archaische Technik. Ohne Sandfüllung hatte das Rohr schrumpelige Knicke bekommen. Jetzt war der Kamerad tot. Aber dieses Mal war wohl keiner mehr unter uns, der ihn beneidete. Wir hofften wieder. Als kurze Zeit später der Fabrikschornstein fertiggestellt wurde, für den Pit, Willi und ich, mit an dem Loch für das Fundament gegraben hatten, wurden wir eingeladen: »Jeder, der mit geholfen hat, darf einmal hinaufklettern! Das ist unsere Einweihung. Unsere Feier!« Ich wollte nicht so recht. Sah vor mir den entsetzlich entstellten, verunglückten Kameraden. Es half nichts: »Du mußt darauf; später darfst Du nicht rauf. Solche Einweihung bringt Glück, macht Mut!« Man hob mich hoch, damit ich an das untere Steigeisen heranreichte – Um das Besteigen zu verhindern, gab es erst in etwa zwei Meter Höhe ein Eisen. Ein Klimmzug. Mit den Füßen an den Schornstein. »So, jetzt. Klettern, klettern, klettern!« Tatsächlich, ich schaffte es. Kam bis nach oben. Mußte in den Schornstein schauen, die Gegend ansehen. »So. Und nun wieder heruntersteigen. Nicht nach unten sehen! Den Schornstein angucken!« Ich kam heil unten wieder an. Wurde beklopft, gelobt. »Der Nächste bitte!« Der arme Pit sollte auch ... Ihm wurde doch schon beim Eisentragen auf dem Förderturm schwindelig. Man erließ es ihm... Aber irgendwie waren wir beide stolz. Schließlich genügte es, wenn einer von uns Armaturentägern oben war. Was hätte ich ohne Pit gemacht?

Eines Tages war die Tanzfläche fertiggestellt. Eine Art Oktogon. Eine Tanzkapelle war gebildet worden. Ein Tanzlehrer gefunden. Der Kommandant sorgte dafür, daß wir gelegentlich nun – wie die Schachtione (Helden der Arbeit!) am Sonntag nachmittag frei bekommen. Der Tanzlehrer teilte ein: »Abzählen, eins, zwei; eins, zwei. – Gut. Eins ist jetzt »Herr«, zwei ist jetzt »Dame«. Nachher: Wechsel!« Er erläuterte: »Wiener Walzer, Langsamer Walzer, Marsch(-fox), Tango werden wir lernen. Schritte für Herr und Dame in der

Grundform fast gleich. Geht um führen und führen lassen. Ha, ha, ha. Hier gibts wieder Führung.« Willi war jetzt »Herr«, ich »Dame«, Willi konnte tanzen, ich nicht. Es machte uns allen Riesenspaß. Keiner wurde müde. Der Unterricht dauerte Stunden! Wie Exerzieren, nur schöner! Willi war ganz aufgeregt. Er war ein guter Tänzer und wir waren kaum in unserer Stube, da wurden sämtliche Betten hin- und hergerückt, bis eine kleine Eckfläche für die Fortsetzung des Tanzunterrichtes frei war. Sein erklärtes »Opfer« war ich. Ich hatte ja noch nie eine Tanzstunde gehabt! Und ich konnte »soo...« schön singen. »Also, Langsamer Walzer; Du singst Schröders »Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein.« Willi mühte sich mit mir ab, tanzte bis zum Umfallen. »Am nächsten Sonntag will ich, daß Du mit mir auf der großen Tanzfläche einwandfrei langsamen Walzer tanzen kannst. Dann kommen die anderen Tänze »dran« – Der nächste Sonntag kam. Willi war mit mir zufrieden, unser »Tanzmeister« auch. Wieder wurde mehrere Stunden getanzt. Die Kameraden von der Musikkapelle taten mir ein wenig leid. Sie konnten ja nicht tanzen lernen. Die Stimmung im Lager war mit einem Mal umgeschlagen, durch das Tanzen waren wir auf »Zukunft« eingestellt. Abends, nach dem zermürenden Eisenschleppen mit Pit, Tanzen mit Willi. Jetzt war Tango an der Reihe; ich sang: »Oh Donna Clara, ich habe Dich tanzen gesehn...« Willi legte sich voll ins Zeug: »Und wenn am nächsten Sonntag der Kommandant mit uns zufrieden ist, dann kommen die süßen, feurigen Deutsch-Ungarinnen zu uns. Und dann werde ich beim Tango so und so machen ...Er bewegte sich sehr »unsoldatisch«. Ich reagierte: »Und dann wird Deine feurige Ungarin so und so machen ...«

Willi schrie auf. Drei Rippen waren gebrochen, wie die Ambulanz feststellte. »Arbeitsunfall beim Schweißen...« Willi kam von der Ambulanz mit einem Wickelverband um den Brustkorb zurück. Mehrere Wochen mußte ich diesen, viele Meter langen, Wickel um seinen Brustkorb legen, bis endlich die Bruchstellen verheilt waren. »Wenn Du auch so empfindliche Rippen hast; geh' nicht so scharf ran an die Ungarinnen«. Wer den Schaden hat. –

Die Ungarinnen kamen, waren von unseren Tanzkünsten begeistert. Der Kommandant strahlte, versprach die Veranstaltung zu

wiederholen. Alle waren zufrieden, vergaßen für einige Stunden das Elend der Gefangenschaft. Lange konnte das nicht gut gehen. Man verliebt sich schnell unter solchen Umständen. Nachts krochen einige Kameraden unter dem streng gesicherten Zaun hindurch. In der Nähe der Latrine war ein neuer Abflußkanal. Noch unfertig, noch nicht geflutet. Der Kommandant nahm es leicht. Ließ eines Nachts die Latrinenabwässer einleiten, während die leichtsinnigen Kriegsgefangenen auf Brautschau waren. Überrascht von zusätzlich patrouillierenden Posten, mußten sie an der Wache um Einlaß bitten. Der Kommandant nahm uns ins Gebet. Aber mit den Ungarinnen war es nun aus. Ganz aus? Ich glaube nicht. Der Kommandant räumte uns eine neue, unvorstellbare Freiheit ein: »Verlassen des Lagers am nächsten Sonntag nachmittag!« Wir trauten unseren Ohren nicht: »Ich will, daß Ihr die Gegend ein wenig kennen- und lieben lernt. Ihr dürft bis in die nächste Stadt. Dürft dort auch ins Kino gehen. Seid aber vorsichtig, wenn ein Propaganda-Film, ein Kriegsfilm läuft, bei dem die Deutschen, die Bösewichte sind. Die Bevölkerung ist nicht berechenbar. Ich lasse Bescheid sagen, so daß die Polizeiwachen wissen: Ihr habt Ausgang!«

Tatsächlich fuhren wir auf einem LKW, den wir unterwegs angewinkt hatten, in die Stadt. Pit, Willi und ich gemeinsam. Sahen uns einen Film an. Kamen an einer Tanzkapelle vorbei. Alles war harmonisch. Einer der Musiker wurde, während wir der Kapelle zuhörten, von einem Verrückten von hinten erdolcht. Wahnsinn. Wir waren froh, als wir unbehelligt wieder ins Lager zurückkamen. Aber, irgendwie war es toll gewesen. –

Wir verdienten jetzt sehr gut, Krasni Chapka beherrschte das Normenklavier perfekt. Im Lager konnte man nun neben der Wache ein wenig kaufen. Brot! Aber auch Wein, Krimwein! Ich hatte Geburtstag, kaufte für die ganze Stube Krimwein. Ob ich am meisten getrunken hatte oder am wenigsten vertrug? Am nächsten Morgen wurde ich nicht wach. Pit und Willi waren bereits aus der Stube; auch keiner von dem Dutzend anderen Kameraden in der Stube hatte bemerkt, daß ich noch, wie tot, im oberen Stockwerk des Bettgestelles lag. Flach, kaum zu sehen. Plötzlich sah ich wenige Zentimeter vor meinen Augen das Ziffernblatt einer großen Armbanduhr. Ein

russischer Wachsoldat hielt sie in der Hand. Schuckelte mich wach: »Tawai, tawai!« Er half mir aus der, in meinem Zustand gefährlichen, Höhe. Schwankend sauste ich neben ihm her zur Wache, wurde von ihm rasch noch in die Kolonne geschoben, die bereits das Tor fast vollständig passiert hatte. Ich stammelte einen Dank. Wer hatte ihm gesagt, daß ich noch fehlte? Daß der Soldat mich gesucht, mich gefunden hatte! Glück gehabt. So tolerant der Kommandant auch war. Betrinken und dann die Arbeit sabotieren! Das war für ihn undenkbar. Langsam kam ich während des Marsches zur Baustelle wieder zu mir. Plötzlich fiel es mir ein: Reisschnaps! Irgend jemand hatte mir Reisschnaps angeboten. An der Baustelle angekommen, trank ich gierig kaltes Wasser. Ich hatte einen unheimlichen Durst. Im nächsten Augenblick drehte sich alles um mich herum; ich schwankte wie betrunken. Ungläubig sah mich Krasni Chapka an. Bevor er fragen konnte, erklärte ich ihm: »Mein Geburtstag; gestern; wir haben ihn begossen. Krimwein und Reisschnaps. Eigentlich bin ich nüchtern; aber jetzt, nach dem Wassertrinken. Mir ist, als wenn es Schnaps gewesen wäre.« Krasni lachte: »Das kenne ich. Teufelszeug, der Reisschnaps. Kaum trinkt man was, geht's schon wieder los. Bis heute mittag ist's vorbei... Dann schaute er streng: »So gehst Du mir nicht auf die Gerüste. Stürzt ab. Pit mit... Macht heute Bindedraht. Brauch» sowieso wieder was davon.«

Wir machten ein Feuer, legten eine alte Stahltrasse vom Gruben- aufzug aus, zogen sie nach und nach durch den brennenden Holzstoß. Trennten mit Schrotmeißel und Vorschlaghammer auf einem provisorischen Ambos etwa 40 cm lange Stücke von der Trasse ab. Dann, nachdem das Stück ausreichend erkaltet war, – wir durften es ja nicht mit Wasser abschrecken, der Stahldraht wäre sonst gleich wieder hart wie eine Klaviersaite geworden –, fieselten wir das Seil auseinander. So gab es handliche Bündel Bindedraht für die Eisenflechter. Wir kannten das Spiel bereits von einem der wenigen Regentage, die es gegeben hatte, da ließ »Krasni« uns auch nicht in die gefährliche Höhe mit unserer schwankenden, schweren Eisenlast. Am nächsten Tag lief alles wieder ganz normal; vielleicht war ich noch etwas fleißiger. »War schon sehr anständig vom »Krasni« », meinte Pit ebenfalls.

Durch das Tanzen waren wir »Schlimmsten von den Schlimmen« näher aneinander herangekommen. Außerhalb der Zelte, später in der Stubengemeinschaft hielt man sorgfältig Abstand voneinander. Man hatte uns ja aus den verschiedensten Lagern zusammengewürfelt. Nun, durch das Tanzen, mußten wir aufeinander zugehen. Der Tanzmeister hatte darauf bestanden, das altmodischer Anstandsunterricht mit dazugehörte. Eingeteilt in Gruppe 1 und 2, mal seid ihr die Herren, die anderen die Damen, dann umgekehrt, – mußten sich die Damen an Tische setzen. Die Herren höflich an den Tisch gehen, die Damen auffordern, mit ihnen zur Tanzfläche gehen, tanzen, dann zurück zum Platz geleiten. Es war zum Brüllen komisch. Und man war irgendwie stolz, keine »Mauerblume« zu bleiben. Auch der Tanzmeister achtete darauf, kümmerte sich um die weniger Begehrten. Einmal kam zum Auffordern einer der Schachtöre zu mir. Er leitete eine kleine Brigade; stammte aus dem Ruhr-Kohle-Revier. Beim Tanzen fragte er mich: »Du warst doch der Brigadier von der 4. Mechanischen?« – »Ja, warum?« – »Das muß ja schlimm für Dich sein. Du schleppst doch Eisen mit dem Pit?« – »Ja; aber Pit ist in Ordnung. Man kann auch hier einiges für später lernen; vielleicht kommen wir ja tatsächlich wieder nach Hause.« – »Also, wenn Du noch nie in einem Schacht warst. Interesse an der Technik hast und so ... Ich lade Dich ein zu einer Führung durch den Schacht; ich bin so <was, was man Bergbau-Assessor nennt. Kann Dir <ne Menge erklären. Wilst Du?« Sofort war ich Feuer und Flamme. Es war der pure Wahnsinn.

Pit und ich arbeiteten hier ausschließlich tagsüber. Die Schachtöre hatten Tag- und Nachtschichten. Die Nachtschicht war von 23 Uhr bis etwa 6 Uhr in der Früh. Mein Kamerad teilte mir mit: »Jetzt ist es möglich; ich hol Dich zur Schicht ab. Wir sind nur zu fünft. Einer bleibt hier, für den gehst Du mit. Ich hab da so Spezialaufgaben. Merkt keine Sau, wenn ich für Dich eine Führung veranstalte.« Durch die Lagerwache durch, für die paar Mann wurde das Tor nicht aufgemacht. Registriert. Alles klar. – Auch im Schacht gab es keine Probleme. Der Kamerad hatte Umkleideschränke für seine Leute. Grubenlampen. Er ein Modell, das bei Grubengasen reagierte. Entsprechend ausgestattet zum Grubenaufzug, in den Förderkorb. Hinab

in die Unterwelt.« Hier liegt die Kohle bis zu 300 Meter tief. Unsere Ruhrkohle liegt viel, viel tiefer. Die Flöze sind bei uns mächtiger. Hier teilweise nur 30 cm dick. Der Abbau ist mühsam. Viele von Hand. Liegend! Es gibt auch Schrämm-Maschinen. Elektrisch angetrieben. Schlecht gesichert. Neulich ist der Maschinist vom Strom getötet noch mehrere Stunden auf der Schrämm-Maschine mitgefahren, bis es bemerkt wurde.

Wir waren jetzt auf einer der unterirdischen Gleisanlagen. Die Wände waren elektrisch beleuchtet. Der Kamerad war wirklich kompetent. Zeigte mir, wie Sprengungen vorbereitet wurden, Grubenwägelchen beladen, nach oben geschafft wurden, nach Klassen sortiert. Ventilationsschächte. Fasziniert lief ich nun schon zwei Stunden mit ihm durch das Labyrinth, das er offenbar in- und auswendig kannte. Zu meinem, zu unserem Glück: Er war mit mir und noch einigen Kameraden in einen Nebenaufzug eingestiegen, um mir noch etwas Besonderes zu zeigen. Wir waren bereits etwas nach oben gezogen worden. Da stoppte der Fahrstuhl. Die mechanische Sicherung krallte sich fest. Stromausfall. Totalausfall, wie wir bald wußten. Was nun? »Und wir sind nicht korrekt registriert.« Das gibt ein Theater!« Er hatte Recht. Am nächsten Morgen würde Pit »im Freien« stehen. Der daheimgebliebene Mitarbeiter unseres Anführers war als einziger in der Stube seiner Brigade! Wir mußten hier »raus«. Durch lautes Rufen versuchten wir uns bemerkbar zu machen; uns mit anderen zu verständigen, die an den »Röhren« des Labyrinths in anderen Höhen vielleicht standen. Gottseidank hatten wir die Grubenlampen. Unser Korb hatte nach oben hin einen Notausstieg. Vielleicht auch für Reparaturzwecke? Einen Kameraden hoben wir hoch; er kletterte auf das »Dach« unseres Fahrstuhlkorbes, leuchtete mit der Lampe den Schacht ab: »Da, etwa einen Meter über dem Korbdach, seht Ihr? Da ist ein großes Loch in der Wand, alter Ventilationsschacht oder so.« Ein Hoffnungsschimmer. Kurze Lagebesprechung. Immerhin war zwischen Korb und Schachtwand ein halber Meter Abstand. Oder mehr? Ein Stück Eisenträger, armstark, mehr als einen Meter lang, lag im Fahrstuhl. »Schmeiß den mal runter!« Der Kamerad nahm den Träger, ließ ihn den Schacht hinunterfallen. Polternd schlug das Eisen gegen die Wände des

Fahrstuhlschachtes, hin- und herspringend. Schließlich hörte man aufklatschendes Wasser. Ganz unten stand Wasser in dem Schacht. Laut brüllte eine Stimme aus der Tiefe. An den Stollenenden standen offenbar Schachtiole. Nach dem Fahrstuhl in der Dunkelheit suchend, hatten wir sie erschreckt, gefährdet mit dem herabstürzenden Eisenträger. Egal. Unser »Bergassessor« war nun sicher: »Wir sind schon fast oben. Eine Wahl haben wir nicht. Ich gehe vor. Steige über in den kleinen Ventilationsstollen. Hilfe Euch. Bitte! Nicht springen. Kein Leichtsinn. Macht Euch gegenseitig Mut. Ich ziehe Euch rauf in den Stollen ... Er kletterte auf's Dach. Geschickt wie eine Katze überwand er den Zwischenraum, der in die dunkle Tiefe gähnte. Jetzt leuchtete er aus dem Stollen zu uns hinüber. Der Stollen war wohl anderthalb Meter im Durchmesser. Der Nächste, bitte! Ein Kamerad, offensichtlich aus der Branche, kletterte ihm nach. Der Nächste bekam Angst. Schreckte zurück. Ich entschloß mich; machte mich stocksteif, wie ein Brett, um mich an die Schachtwand fallen zu lassen. Mit den Füßen am Fahrkorb abstützend, mit den Händen ausgereckt die rettende Wand suchend. Durch's Freie fallend. Unter mir 300 Meter Tiefe. Mein Herz raste wie wahnsinnig. Dauerte es wirklich nur eine Sekunde? Warme Hände umfaßten jetzt meine Handgelenke. »Prima, jetzt weg mit den Füßen vom Fahrkorb. So, brauchst nicht zu klettern, ziehen Dich hoch. Fliegengewicht!« Die Kameraden zogen mich, auf dem Bauch liegend, in den Stollen hinein. »Beruhige Dich. Wir holen den Nächsten.« Wie ein großer Teddybär patschte er meine Wange. Ließ mich liegen. Zum erstenmal war ich dankbar, daß ich nur 45 Kilo wog. Mittlerweile hatte man alle herüber geholt. Halb gebückt, halb kriechend, folgten wir unserem Anführer. Unaufhörlich machte er uns, sich?, Mut: »In dieser Ecke war ich zwar noch nicht. Aber ich kenne die Anlage aus den Plänen. Wir kommen hier raus. Zwei Stunden oder so. Bald wird der Schacht wieder höher. Wir kommen in einen uralten Stollen. Kommen zu einem Abschnitt, in dem noch mit Grubenpferden gearbeitet wird. Schweinerei. Die Tiere werden blind. Man läßt sie nie mehr ans Tageslicht. Sie könnten es nicht ertragen. Aus dem Schacht kommen sie nicht mehr lebend heraus. Wenn sie tot sind, ihre Kadaver...« Er stockte, tat, als wenn er husten müßte. Er hatte

sich vergaloppiert. Nicht mehr lebend heraus. Seine Schuld war der Stromausfall nicht; aber er hatte uns in Gefahr gebracht. Hatte mit unserem Leben gespielt. Jetzt, wo wir gerade wieder Hoffnung auf die Heimkehr nach Deutschland geschöpft hatten. –

Tatsächlich wurde der Stollen höher und breiter. Merkwürdigerweise gingen wir »bergab«. Wir wollten doch nach oben? »Die Topographie ist hier kompliziert. Wir kommen in ein Tal. Die Strecke ist seitlich in den Berg gegraben. Die Wägelchen konnten leer nach oben gezogen werden. Gefüllt mit Kohle, schwer beladen, konnten sie durch ihr Eigengewicht, durch die Schwerkraft, fast von allein nach draußen rollen. Auf Holz-Geleisen.« Unser Bergfachmann hatte sich wieder gefangen. Brachte uns zu den Pferden. Stallungen unter der Erde! –

Endlich sahen wir Lichtschimmer am Stollende. Schließlich waren wir im Freien. Ich fand es ganz normal, daß wir uns gegenseitig umarmten, daß die Augen ein wenig feucht und gerötet waren. Gesprochen wurde nicht. Im Eilschritt marschierten wir zum Lager zurück. Kamen noch rechtzeitig kurz vor sechs Uhr an die Wache: »Keine besonderen Vorkommnisse. Durcheinander durch Stromausfall«. Der Wachhabende nickte wissend und verständnisvoll: »Totalausfall! Noch immer nicht behoben. Warten noch auf Eure Kameraden von der großen Schachtbrigade!«

Wir waren »gerettet«. Kurze Zeit später rückten wir zum Arbeits-einsatz aus. Pit war besser ausgeschlafen als ich. Willi hatte keinen Strom zu schweißen. So machten wir auf »pomalo, pomalo« (langsam, langsam). Nahmen uns Zeit für's Erzählen. Meine Eindrücke vom Leben unter der Erde im Schacht, von dem unbeabsichtigten Abenteuer durch den Stromausfall, mußten erst einmal verdaut werden. Anschließend waren wir uns absolut einig: »Wenn schon in der Scheiße von Nowokondratjewka, dann lieber bei »Krasni Chapka«. Krasni Chapka bekam etwas von unserem Gespräch mit. Hatte volles Verständnis dafür, daß ich dazu lernen wollte, den Schacht ansehen, die Arbeit unter Tage mal erleben wollte. Er nahm mich beiseite und sagte: »Komm mit mir mit, ich will Dir die andere Seite des Lebens mit dem Schacht zeigen.« Ohne zu fragen, was er damit näher meinte, zog ich mit ihm mit. Er ging mit mir in den großen Sei-

tentrakt des Hauptgebäudes, das mit einem Förderturm »gekrönt« war. »So, hier sind wir in dem »Obscheljitel«, dem allgemeinen Wohnheim.« Einen langen Flur entlanggehend, suchte er nach einer Aufsichtsperson. Fand eine Frau, die einen Kübel und Besen in der Hand trug. Sprach sie an und bat sie, einige Zimmer aufzusperren. Die Wände weiß gekalkt. Spartanisch eingerichtet: Bett, Tisch, Schrank, Stuhl. Größe verschieden, je nach Familienstand. Krasni Chapka hatte wohl ein wenig mehr Begeisterung von mir erwartet, so schwärmte er von den Vorzügen der geschickten Organisation: »Wer hier wohnt, braucht nicht mehr ins Freie zu gehen. Da – den Gang lang, den Flur, ... Man kommt direkt zu den Schachtaufzügen! Kein Zeitverlust durch Einkaufen und Kochen: Es gibt eine Kantine. Für die Kinder ist auch gesorgt! Wenn sie größer sind, kommen sie ja sowieso zu den Komsomolzen. Alles durchdacht! Bis ins Kleinste. Alles auf die Arbeit ausgerichtet. Toll, nicht wahr?« Ich nickte höflich, wollte ihn nicht kränken. Mein Hals war mir ein wenig eng geworden: »Man braucht nicht mehr ins Freie ...«

Die Pferde, die armen Grubenpferde. Sie brauchten auch nicht mehr ins Freie. Wurden blind. Vertrugen das Sonnenlicht nicht mehr – und die Freiheit. Toll, alles auf die Arbeit ausgerichtet. Schrecklich, was man mit Mensch und Tier alles machen kann. – Die Kinder kommen später sowieso zu den Komsomolzen. Vorher werden sie tagsüber aufbewahrt. Wofür? Für wen? – Krasni Chapka merkte, daß er nicht ins Schwarze getroffen hatte. Führte mich aus dem Gebäude heraus, erläuterte den ideologischen Hintergrund, die Intervention-Kriege, darum Schwerindustrie als wichtigste Grundlage. Die Schachtione an vorderster Front beim Kampf gegen die Agressoren. Er war wieder auf sicherem, politischen Boden ...

Zurückgekehrt zu seiner Baracke mußte ich berichten. Wir löffelten unsere Mittagssuppe. Plötzlich kam ein Kamerad herausgeplatzt: »Da hast Du wirklich Schwein gehabt mit Deinem nächtlichen Bildungsabenteuer. Dafür hätte ich das nicht riskiert. Aber ich war neulich nachts auch im Schachtgelände. Hier, ganz in der Nähe. Mich hätte der Krasni aber bestimmt nicht so nett behandelt, wenn er dahintergekommen wäre. Du hast ja sogar noch einen »Bildungsnachschlag« von ihm bekommen. – Kann ich noch einen Nachschlag

von der Suppe haben?« Ja, er konnte. Aber er hatte uns neugierig gemacht: »Erzähl schon. Was hast Du hier draußen nachts getrieben?« »Na, was schon. Nachdem die uns den Zaun im Lager so dicht gemacht haben. Es die Ungarinnen nicht mehr gibt. Was schon? Hier gibt es eine Nachtwächterin. Da drüben. Da in der Holzbude. Die ist nicht mehr ganz jung, aber recht entgegenkommend. Für ein paar Rubel. Ich bin eben kein Idealist. Schlimm?« Nein, nicht schlimm, aber ich war irritiert, fand das Verhalten unmöglich. War froh, daß Krasni das nicht mitbekommen hatte. Es hätte ihn gekränkt, er versuchte, uns immer wieder den Sowjetmenschen positiv, idealisiert zu zeigen – vorzuleben. Heimliche Prostitution am Arbeitsplatz? Das paßte nicht in dieses Weltbild...

Unvermeidlich löste diese, für mich schwer verständliche, Geschichte mit der Nachtwächterin, Diskussionen über Abenteuer aus. Weniger über Abenteuer in der Unterwelt des Schachtes. Mehr über unseriöse, appetitliche, vorwiegend aber unappetitliche, aus der unteren Komißschublade. Unvermittelt mußte ich wieder an die Funkerkaserne in Stahnsdorf denken. Unseren kleinen Literaturzirkel. Der aufgelöst wurde, weil der Leiter, ein junger Offizier, im Rotlichtviertel am Bahnhof Friedrichstraße »erwischt« worden war. War das tatsächlich der Grund? Die Geschichte lag unglaublich lange zurück: 5 Jahre! September 1944. Inzwischen war ich »uralt«. 35 Jahre, meinten die Russen. Nun glaubte ich schon gar nicht mehr vordergründigen Behauptungen, warum dieses oder jenes geschah, geschieht. Damals in dem Literaturzirkel. War es die Lesung der Antigone? War es, weil der Wachhabende bei dem Schrei »Blut, Blut« in unser Zimmer gestürzt war. Später Meldung erstattet oder nur erzählt hatte, daß er in diese dramatische Lesung geplatzt war. Zu unserem Kreis gehörte ja auch der Intendant vom Schiffbauer-Damm-Theater, nun in bescheidener Uniform als Funke. Hatte er sich zu weit vorgewagt? Hatte eine unerwünschte oder gar verbotene Fassung der »Antigone« ausgewählt? Zur Belohnung für einen Katastropheneinsatz nach einem Luftangriff auf Berlin, war ich im April 44 in das Volkstheater am Gesundbrunnen eingeladen worden. Man hatte es damals in Horst Wessel-Theater unbenannt. Gespielt wurde Goethes »Torquato Tasso«. Mir wurde in

Rußland erzählt, daß dieses Schauspiel zwischen 1933 in Deutschland und 1945 unerwünscht war. In der UdSSR wurde dafür in der Zeit unserer Gefangenschaft Emilia Galotti besonders gerne aufgeführt. Kultur und Politik... Ein schwer zu durchschauendes Metier. Dogmatische Ideologen sind stets fleißig um Vernebelung bemüht. Notfalls hilft »Rotlicht« bei der Vernebelung; erleichtert das Verbieten.

Das Eisenschleppen war für Pit und mich mehr und mehr Routine geworden. Viele Kameraden kannten uns nun. Manche suchten das Gespräch. Allmählich wurde ich so etwas wie ein Beichtvater. Hörte mir die Geschichten der Kameraden an. Unbewältigte Probleme. Fehler, die wohl nicht ungeschehen gemacht werden konnten. Irrtümer. Wie man falsch an das Leben, das Berufsleben, die Ehe herangegangen war. Bei mir bildete sich eine Meinung – über die ich nicht sprach – was ich machen wollte, was ich vermeiden wollte, wenn ich doch noch nach Hause käme. Nach und nach begriff ich, daß meine Kameraden, daß ich den Schock der »Verbannung« ins Schachtlager überwunden hatten, daß wir wieder an die Zukunft dachten, an die Heimkehr glaubten. Überlegten, was denn auf uns wartete.

In unser Lager kamen immer neue Trupps mit Kameraden aus anderen Lagern. Auch »Zurückgebliebene«. – »Schlimme«?

Der Oktober kam. Die Witterung war immer noch angenehm warm. Sonnig. Unser Kommandant wurde eines Tages konkret, sprach vom Heimtransport. Von seiner Einschätzung des Transportproblems. »November vielleicht. Auf jeden Fall noch in diesem Jahr. Die Arbeiten auf der Baustelle sind fast abgeschlossen...« Unfaßbar! Aus der Heimat bekamen wir nun wieder Rot-Kreuz-Postkarten. Meine Eltern hatten aus unserem Gartenhaus in Thyrow bei Potsdam, wo sie, nachdem die Bernburger Straße 22 total ausgebombt worden war, (über-) leben können, nun nach (West-) Berlin ziehen können. In das großväterliche Haus in Friedenau. Ich war erleichtert. Aus der spärlichen, zensierten Post erfuhren wir, daß unsere Kameraden aus Druschkowka nach Deutschland heimgekehrt waren. Sich gemeldet hatten. Mitgeteilt, daß wir irgendwie »aussortiert« waren. Aber man hoffte...

Unsere Gedanken richteten sich nach vorne, in die Zukunft. Manche dachten laut darüber nach, daß sie sich als allererstes scheiden lassen wollten. Die Ehefrauen hatten die gefangenen Männer abgeschrieben. Sich neuorientiert. Aber auch Treue bis in den Tod gab es: »Nur nicht durchdrehen! Hier, was mir geschrieben worden ist. Die Frau von meinem Kameraden hat sich erhängt, wenige Stunden, bevor er nach Hause kam. Sein Name war nicht ausgerufen, vorgelesen worden. Fehlte in der Heimkehrerliste. Seine Kameraden, die aus dem Transportzug kamen, vermuteten, daß er zum Schluß noch von den Russen »gekascht« worden war. Da hat sie die Nerven verloren. Behaltet die Nerven!« Uns wurde klar, man brauchte uns nicht in Deutschland. Wirklich treu warteten nur die Eltern. Die eigenen Kinder? Die kannten ihre Väter ja nicht. Die Väter waren nicht willkommen... Die störten nur in den neugefügten Familien. Hatten merkwürdige Vorstellungen. »Gehorchen lernen; nicht bei der Mami im Bett schlafen«. Auf dem Arbeitsmarkt waren die Heimkehrer auch nur im Wege. Die, die jetzt kamen, waren abgehärtet, konnten, wollten arbeiten. Keine Dystrophiker, Lahme ... Die Spätheimkehrer von 1949 waren nicht so willkommen. Das lernten wir aus der spärlichen Post. Jede Information wurde ausgetauscht. So bekamen wir ein gewisses Bild über die Situation. Bis hin zu Entnazifizierungsveranstaltungen, Jugenderlassen... Immerhin hatte man offenbar begriffen, daß jeder Jugendliche ab ca. 1937 mit 14 Jahren in die Pflicht-HJ mußte! Wir erfuhren zurückhaltend über die Berlin-Blockade. Aha! Darum das Theater mit Dezemer 1948 und Stalins-«Wort« über unsere Entlassung.

Unsere Arbeit lief weiter, auf vollen Touren. Manch Betonträger wurde nachgebessert. Wenn der Zement, der Betonguß nicht vollständig eingebracht worden war, die Schalung erst am nächsten Tag aufgefüllt worden war, gab es häßliche Risse. Gottseidank waren es wenige. Aber im großen und ganzen war man, waren wir recht zufrieden mit dem Ergebnis unserer Arbeit. Die Russen der näheren Umgebung kannten uns nun, kamen zu uns in die Nähe von Krasni Chapkas Baracke. Einen Zaun gab es dort nicht. (Nachts eine gefällige Wächterin!) Man verkaufte uns, was es so am Basar gab: Tabak vor allem. Machorka. Aber manchmal auch Milch, Dickmilch. Ab

und an gab es sogar Brot. Die Frauen brachten teilweise ihre Kinder mit. Es herrschte ein netter Kontakt. Eines Tages fiel das Wasser aus. Auf der ganzen Baustelle. Wir brauchten unbedingt einen, besser zwei Eimer Wasser. Die Russen, die uns gerade wieder besuchten, Tabak verkauften, erklärten uns: »Da unten, zwischen den Abraumhalden, den Geröllbergen, gibt es noch ein Haus. Von hier aus könnt ihr es sehen. Die anderen Häuser sind alle weg: »Der« hat sich als einziger nicht wegbewegt mit seiner Familie. Da schütten sie ihm den ganzen Abraumdreck aus der Grube rechts und links, vor und dahinter, so nahe ans Haus, daß er kaum noch Luft, kaum Licht bekommt. Aber er bleibt; er hat einen eigenen Brunnen! Hat noch Wasser. Wenn ihr euch dahintraut, darum bittet, gibt er euch gewiß Wasser.« – »Warum sollten wir uns nicht hintrauen? Wir sagen »Krasni« Bescheid. Was soll sein?« – Die Russin druckste ein wenig herum: »Er hat eine bildhübsche, junge Tochter und paßt eifersüchtig auf. Wehe es macht ihr jemand zu große Augen...«

Nach kurzer Beratung fiel die Wahl auf mich: »Du sprichst gut russisch, hast gute Manieren. Man merkt, daß Du nicht gleich »was« willst«. Ich war erstaunt. Meine »erfahrenen« Kameraden kniffen vor dem jungen Mädchen. »Na gut, dann werde ich mal...« Nahm zwei Eimer, sagte Krasni Bescheid; der grinste, was für ihn ungewöhnlich war: »Aber, aber. Zu dem hübschen Mädchen! Das mir keine Klagen kommen...«

Amüsiert zog ich mit den Eimern ab. In der kargen Mondlandschaft der Abraumhalden konnte man den Weg zum Haus, wer weiß wie gut, beobachten. Das junge Mädchen kam mir bis zu dem Stake-tenzaun entgegen, der das Hausgrundstück einrahmte. Das Mädchen strahlte mich an. Es war wirklich hübsch und zudem nett. Ich erklärte ihm, was ich mit den Eimern wollte. Das wir dringend Wasser brauchten. »Aber gewiß, zunächst aber: Komm rein. Einen Schluck Kwas muß Du bekommen. Den Eltern guten Tag sagen.«

Unkompliziert ging das Mädchen vor, stellte mich den Eltern vor. Man bot mir einen Stuhl an. Brachte ein Glas Kwas. Der Vater erzählte mir von seinem Ärger mit dem Schacht, von seinen »Rechten«. Er würde um sein Haus kämpfen. Bis zuletzt! Aufmerksam hörte ich zu, war beeindruckt und angerührt. Gottseidank kam

bald das Mädchen mit der Mutter in die kleine, niedrige Stube, die freundlich und friedlich wirkte. Bei der hochstehenden Sonne kam angenehmes Licht durch die winzigen Fenster. Wie wäre es wohl im Winter? Eingekegelt von den Abraumhalden; bei tiefstehender Sonne. »Das Wasser ist in den Eimern; unsere Tochter kommt mit Ihnen mit. Hilft mit tragen.« Ich versuchte, das entgegenkommende Angebot der Mutter, abzuwehren. Ahnten diese Menschen, daß ich an die hundert Tonnen Eisen geschleppt hatte? Ähnlich viele Tonnen Material beim Drehen der Räder über die Maschinen in Druschkowka gehoben hatte? Ausgehungert und dünn, wie ich war?

Das junge Mädchen kam mit mir. Die Eltern winkten mir nach. Wir kamen zu Krasni Baracke. Zunächst: Stummes Staunen, dann großes Hallo. Man feierte mich als Helden des Tages; das hübsche Mädchen wurde mit vielen »Dankeschöns« wieder auf den Weg gebracht. Der Glaube an meine kommunikativen Fähigkeiten wuchs bei meinen Kameraden. So wunderte ich mich nicht, als ich 14 Tage später einen delikaten Wunsch zu erfüllen hatte: Einkaufen – während der Arbeitszeit in einem kleinen Ort in der Nähe. »Wie weit? Was soll ich da kaufen?« Meine Begeisterung hielt sich in Grenzen. »Krasni Chapka weiß Bescheid und Du bekommst Geleitschutz...« Ein untersetzter, breitschulziger Kamerad, Prototyp des vertrauenswürdigen Feldwebels, grinste mich an, nickte mir aufmunternd zu: »Kann nichts passieren, wenn ich dabei bin. Alter Nahkämpfer...« Meine Zweifel wuchsen. »Was wollt Ihr von mir?« ... »Also,« – bei dem Wort »also« wäre ich fast geneigt gewesen »Nein!« zu sagen, – »also, Du mußt uns helfen. Da gibt es ein Magazin und da kann man Damenstrümpfe kaufen. Baumwollpullover und so etwas. Mitbringsel für unsere Frauen. Der Kommandant hat doch gesagt, neuwertige, hier gekaufte Waren dürften wir mitnehmen, wenn wir entlassen werden.« – »Ja, gewiß. Ich habe es gehört. Er sprach aber von Tee und Zigaretten.« – »Also, so kleinlich darf man das nicht nehmen. Wir wissen, daß es dort das Magazin gibt, daß es vor ganz kurzer Zeit mit diesen Sachen beliefert worden ist.« – »Na schön. Und wie weit?« – »Bis zum Abend bist Du locker zurück. Zehn, fünfzehn Kilometer oder so...« – Mit zweitausend Rubeln, einem Einkaufszettel, einem Nahkämpfer als Beschützer und einem mulmigen Gefühl

in der Magengrube, machte ich mich auf den Weg. Anfang November. Immer noch überraschend sonnig und warm. »In Ischewsk sind sicherlich minus 30 Grad und alles im Schnee versunken«, dachte ich dankbar für die angenehme Wärme.

Nach einer Stunde Wanderung durch die Mondlandschaft der Abraumhalden, die zu Berghügeln geformt, ohne Bewuchs ein merkwürdig tristes Landschaftsbild ergaben, wußte ich noch immer nicht, wo hier eine Ortschaft sein könnte. Mein Beschützer tat aber, als ob er sich auskenne – war er als Soldat schon einmal hier gewesen, im Donbaß? – Und erzählte munter. Nach und nach fand ich Gefallen an unserer Wanderung. Gegen Mittag tauchte überraschend zwischen zwei Hügeln eine, die? Ortschaft auf. Der Pfad verbreiterte sich zu einer Landstraße. Die Straße führte uns direkt zu dem Magazin. Ohne Probleme kaufte ich die Strümpfe, es gab verschiedene Größen! Farben! – Die Pullover waren weiß. Ich kaufte mir auch einen. Meine Stimmung war sehr gehoben, als ich an die Kasse ging. Die Russin an der Kasse staunte, als ich das Geld vorzählte. »Soviel Geld auf einmal, das haben wir hier selten!« Die Äußerung nahm ich als Kompliment. Bedankte mich freundlich. Mein Beschützer blieb ständig fast körpernah an meiner Seite, ging mit mir mit, als ich nun zum Ausgang zusteuerte. Von der Kasse zur Tür waren es vielleicht fünf, sechs Meter. Noch zwei Schritte und wir wären wieder im Freien. Da legte sich eine Hand schwer auf meine linke Schulter. Ein Blick: Die rechte Hand lag auf der rechten Schulter meines Beschützers. Ich spürte, wie die Hände unsere beiden Körper aneinanderschoben, wie ein dritter Körper sich an meinen Rücken drückte. Erstarrt blieb ich stehen. Wandte meinen Kopf nach rechts, sah den vorgereckten Kopf, der zu den Händen auf unseren Schultern und dem Körper in meinem Rücken gehörte. Der Mund öffnete sich, zischte mir auf russisch zu: »Kommt mit mir mit. Ganz ruhig bleiben. Kein Geschrei. Geht keinen hier was an. Wir gehen jetzt zum Kommissariat. Macht keinen Versuch, wegzulaufen. Verstanden?« Er schob uns durch die breite Tür. Eine Antwort erwartete er wohl nicht. Offenbar war er bärenstark und bewaffnet. Als wir einige Schritte vom Geschäft entfernt waren, ließ er unsere Schultern frei. Bedeutete, daß wir nach rechts zu gehen hätten. Dann fing

er an, uns zu befragen, ließ dann seinen Mutmaßungen freien Lauf: »So, so, Ihr kommt aus Nowokondratjewka. Vom Krasni Chapka. Seid keine entlaufenen, flüchtigen Kriegsgefangenen. Die mal eben Geld gestohlen haben, jemand überfallen...« Meine Versuche, ihn zu besänftigen, liefen an ihm ab. »Bereits der Besitz von soviel Bargeld ist unerlaubt. Dein Lagerkommandant interessiert mich nicht. Hier hat der nichts zu sagen. So was wie Euch frei rumlaufen zu lassen! Ihr gehört nach Sibirien! Da machen wir kurzen Prozeß! Unser Natschalnik fragt nicht lange, entscheidet selber!«

Die Hauptstraße meidend war der zivilgekleidete Häscher mit uns hinter den kleinen Häusern der Ortschaft entlang gelaufen. Jetzt bog er nach rechts. Wir waren nach wenigen Schritten auf der Hauptstraße. Gleich linker Hand lag das Kommissariat. Er schob uns hinein. Machte eine niederträchtige Bemerkung. Zwei Uniformierte schnappten uns. Brachten uns in das Vernehmungszimmer; drückten uns auf zwei Stühle, die rechts in der Ecke des kleinen Raumes standen. Postierten sich neben uns. Der breitschultrige Häscher schloß die Tür. Stellte sich davor. Das Licht von dem einzigen, winzigen, vergitterten Fenster fiel auf ihn. Er strahlte selbstgefällig, erzählte die Geschichte, wie er uns gefangen habe und erging sich in finsternen Mutmaßungen über unser ferneres Schicksal. Ein kurzer Schlag von außen an die Tür ließ ihn zur Seite treten. Ein hochgewachsener, junger, russischer Offizier; ließ sich Meldung erstatten, nahm Platz hinter dem kleinen Tisch, der gleich links neben der Tür aufgestellt war. Ein wenig schräg zur Raumachse, ähnlich wie unsere Stühle. Offenbar wegen des Sicherheitsabstandes zwischen den zu Vernehmenden und dem Kommissar, hatte man die Raumdiagonale gewählt. Das Zimmer war wirklich klein und obendrein niedrig. Der Häscher fing, kaum das der junge Offizier saß, mit seiner Geschichte an, mutmaßte und machte seine böartigen Vorschläge zu unserer Bestrafung. Der Offizier winkte ab. Die ganze Zeit über hatte er mich fixiert, angestarrt. Er forderte mich auf, Stellung zu den Vorwürfen zu beziehen, Arbeitsstelle und Gefangenenlager präzise mitzuteilen. Ich fing bei Krasni Chapkas Brigade an...

Da unterbrach er mich. Stand auf von seinem Stuhl. Erklärte dem verblüfften Häscher: »Die Vernehmung ist beendet. Ich kenne den

Mann. Er spricht die Wahrheit!« Dann schaute er mich fest an, sah mir in die Augen: »Du hast mir mal Nägel geschenkt. In Ischewsk. Warst Spezialist beim Loschkin!« Ich stammelte: »Ja!«. Meine Augen schwammen. Ich war wie vom Blitz getroffen, wie gelähmt. Ein Schauer rannte Genick und Rücken hinunter. Ich versuchte, mich an ihn zu erinnern. Hatte einmal für einen jungen Russen ein Kilo Spezialnägeln aus Gefälligkeit angefertigt. Dafür die Maschine verstellt. 200 mm lange Nägel. Für einen Bienenkasten? Wofür man die beim Bienenkasten brauchte, hatte ich nicht gefragt. Hatte die Nägel ihm gemacht. War er das gewesen? Wie kam er hier her? Ich war unfähig, weiterzudenken, etwas zu sagen. Mein Schutzengel! Einige Tränen liefen aus meinen Augenwinkeln, ich wischte sie fort. Schämte mich nicht. Vielleicht ein wenig, weil ich schon lange nicht mehr an den »Engel des Herrn« gedacht hatte. Er hatte aber an mich gedacht...

Der junge Offizier entließ den Häscher. Schickte die beiden Wachsoldaten aus dem Zimmer. Verlangte nach einem bestimmten Mann. Zog uns dann zu sich heran, in der halbgeöffneten Tür stehend, sprach leise zu uns: »Ihr bekommt von mir jetzt einen zuverlässigen Mann als Schutz. Der bringt Euch bis zur Bezirksgrenze. Zeigt Euch, wie Ihr unbeobachtet durch die Abraumberge lauft, welche Wege Ihr nehmt. Krasni Chapka soll mich anrufen, wenn Ihr wieder bei ihm seid. Kommt gut nach Hause!« Der Mann erschien. Bekam einige Anweisungen. Dann wurden wir mit Handschlag verabschiedet. Wie in Trance lief ich neben unserem neuen Bewacher mit. Wir verließen die Ortschaft. Er ging noch ein Stückchen mit uns mit. Stieg auf einen besonders hohen Hügel. Zeigte uns von dort den Weg, den wir durch die Mondlandschaft nehmen sollten. Gemeinsam stiegen wir wieder hinunter. Verabschiedete uns. Dann trennten sich unsere Wege.

Auf dem schmalen Pfad liefen wir beide nun durch die unwirklich Landschaft. Jetzt war mein Kamerad erst fähig, den Mund aufzumachen. Die ganze Zeit hatte er keinen Mucks gesagt. Er konnte wohl auch kaum soviel russisch, um den Inhalt der Gespräche zu verstehen. Nachdem ich ihm, kurz zusammengefaßt, einen Überblick gegeben hatte, drückte es ihm noch nachträglich die Luft ab:

»Verdammt knapp. Gut, daß Ihr Euch aus Ischewsk kanntet.« Nachdenklich stimmte ich ihm zu: »Ja, aber merkwürdigerweise konnte ich mich an ihn nicht erinnern. Gewiß, es konnten kaum vier Jahre her sein. Er kann inzwischen gewachsen sein. Er ist ja noch sehr jung. War damals mit Sicherheit noch kein Offizier, vielleicht war er noch nicht einmal Soldat. So viele haben mich nicht nach Nägeln gefragt. Damals. In Ischewsk. Wieviel tausend Kilometer sind wir von dort entfernt. Merkwürdig, ich bin noch immer wie elektrisiert...« Ich mußte auf meine Stimme, mußte auf meine Augen aufpassen. Ich war merkwürdig »berührt« worden. Ich behielt das lieber für mich. Immerhin war mein braver Feldwebel auch sehr nachdenklich geworden. Er hatte auch einiges erlebt, was ihm nicht erklärlich war. Erzählte davon. Ich war dankbar dafür, ich brauchte noch etwas Zeit, diese »Berührung« zu verarbeiten; – ich habe es bis heute nicht geschafft; muß immer noch ein wenig auf meine Augen, meine Stimme aufpassen, wenn ich die Geschichte erzählen will ... Lasse es dann lieber sein. –

Unbehelligt kamen wir am Nachmittag zu unseren Kameraden zurück. Mein Beschützer packte das Einge kaufte aus. Großes Hallo. Ich drückte dem Kameraden, von dem ich den Einkaufszettel bekommen hatte, den Zettel und das Restgeld in die Hand. Sollte er machen... Meine Sorge war Krasni Chapka, der Telefonanruf bei dem jungen Offizier. Krasni hörte sich meine Bitte an. War ein wenig zurückhaltend: »Alles in Ordnung mit Dir? Klingst so merkwürdig. Bist aufgeregt? Was ist los?« Was blieb mir übrig? Ohne Umschweife erzählte ich in Kurzform die Geschichte unserer Verhaftung und Vernehmung im Kommissariat. Unsere Freilassung durch den jungen Offizier. »Bitte rufen Sie ihn an. Es ist ihm wichtig. (»Es ist wichtig für ihn!«, schoß es mir durch den Kopf) Bitte, Krasni Chapka, rufen Sie ihn an. Grüßen Sie ihn von »seinem Mann« aus Ischewsk, dem Mann mit den Nägeln. Ich bin ihm sehr dankbar!« Na, wenn es so wichtig ist. Krasni Chapka machte sich auf den weiten Weg zum Verwaltungsgebäude. Es war ein Ferngespräch. – – –

Als er zurückkam, nickte er mir kurz zu: »Alles in Ordnung.« Nun konnte ich beruhigt sein. Der »Häscher« hatte nun keine Chance,

meinen »Retter« nach Sibirien zu bringen. Ihn zu denunzieren wegen Freilassung von entlaufenen Kriegsgefangenen, die Geld, viel Geld gestohlen hätten.

In unser Lager kamen mehr und mehr Kameraden aus anderen Lagern. Die Arbeit im Schachtgelände nahm zusehends ab. Wurde mehr Beschäftigungstheorie. Im Lager wurde noch vorhandenes Geld auf den Kopf gehauen. Man konnte ja Krimwein kaufen und – trinken. Die Stimmung war gefährlich. In wenigen Tagen, vielleicht schon morgen, konnte unser Transportzug bereitstehen. Man schrieb bereits November. Der Kommandant sorgte für etwas Abwechslung im Lager. Ließ den »Wanderzirkus«, das Kino der Truppenbetreuung ins Lager kommen. Gezeigt wurde das indische Grabmal und der Tiger von Eschnapur. Nicht synchronisiert. Russische Untertitel. Dieses Mal hatte ich Glück, saß vor der Leinwand. Konnte die Texte mitlesen. Das »Grabmal« hatte ich bereits in Druschkowka gesehen. Hatte aber einen Platz hinter der Leinwand gehabt. Im Freien. Abends. Der Film war dadurch seitenverkehrt; das machte nichts, aber man konnte den Text nicht lesen. So ganz kam ich mit der Problematik des Filmes auch dieses Mal nicht zurecht. Wahrscheinlich, weil ich andere Sorgen hatte. Was mache ich mit meinen Soldbuchseiten? Dem einzigen Dokument, mit dem ich mein Alter – meine Jugend – beweisen, meine Zugehörigkeit zu regulären Wehrmachts-einheiten nachweisen könnte. Einheiten, die nicht durch Kriegsverbrechen belastet waren. Wenn da nicht das Bild mit der blöden HJ-Uniform eingeklebt, abgestempelt wäre. Der Kommissar, der die Erstvernehmung durchgeführt hatte, am 30. April 1945, war bereits über das Foto gestolpert. Hatte mir aber das Soldbuch gelassen. Kaum einem hatte man solche »Beweismittel« gelassen. Es war gefährlich, so etwas noch zu besitzen. Ich hatte die beiden wichtigen Blätter für den äußersten Notfall durch alle Filzungen gebracht. Jetzt konnte es mir unter Umständen nur noch schaden. Wer würde mir glauben, daß ich das Foto gebraucht hatte, weil ich unbedingt einen Wehrpaß haben wollte. Mit 15 Jahren! Damit ich nicht zur Waffen-SS oder einer Spezialeinheit der Hitlerjugend gepreßt werden konnte. Man brauchte dafür ein Bild in Uniform. Dasselbe Bild kam ins Soldbuch. Das war mein Problem. Schon dreimal wäre ich

fast nach Hause gekommen. – So verließ ich die Filmveranstaltung, ging zur Latrine. Zerriß die Soldbuchseiten mit dem Bild in kleine Schnipsel. Warf die Schnipsel in verschiedene Löcher der Latrine. Ging mit gemischten Gefühlen fort. Verließ die Latrine, an der Stelle, wo fast der Lagerzaun begann, ging an der Querseite der Baracke vorbei, in der noch immer der Filmprojektor lief. Probleme aus der Traumwelt des Filmes. – Über mein Soldbuchproblem sprach ich mit niemandem. Ein anderes »Problem« beschäftigte kurz darauf meine Kameraden; es betraf auch die Latrine. Unter den neu ins Lager gekommenen kriegsgefangenen Kameraden war einer, den man »gut« kannte. Er hatte Kameraden auf dem Gewissen, hatte in unfairen Weise Kameraden um ihr wenig Essen betrogen. »Bebra links raus!«, hatte man ihm zugerufen, als man ihn ankommen sah. Deutete ihm damit an, daß man ihn deutscher (westdeutscher) Gerichtsbarkeit ausliefern wollte, sobald die Entlassungsstation »West« erreicht sei. Aber man war ungeduldig, unsicher, ob ein deutsches Gericht überhaupt begreifen würde, daß ein Verbrechen gegen Kameraden in der Gefangenschaft, geahndet werden muß. Also: Selbstjustiz. Ertränken in der Latrine. – Von der Lagerleitung kam keine Reaktion. Offenbar tolerierte man die Tat. »Man liebt den Verrat, nicht den Verräter«, kommentierte Willi die Zurückhaltung unseres Kommandanten. Keine Untersuchung. Wahrscheinlich eine Eintragung: Tod durch Unfall auf der Latrine. Uns war es gleich... Obendrein kannten wir ihn nicht. Umso besser.

Endlich war es so weit: Wir mußten Aufstellung nehmen. Namen wurden aufgerufen, meiner war dabei. Willi, Pit, ich und mehr als hundert Kameraden marschierten zu dem bereitgestellten Transportzug. Der Marsch ging durch den Ort. Über den Markt, eine schlichte Grünanlage, auf der nie Markt gehalten wurde. Vor den Häusern standen einige Frauen mit ihren Kindern. Schauten ungläubig. Aber, tatsächlich, es war unser letzter Marsch durch Nowokondratjewka. Auf der Gleisanlage wartete auf uns ein Güterzug. Die Waggontüren weit aufgeschoben. Einige Wachsoldaten. Halt! Einsteigen erst nach Aufruf! Jeder Einzelne! Ich paßte auf wie ein Luchs. Man mußte blitzschnell reagieren beim Aufruf. Der eine oder andere hatte so seine Heimkehr verpaßt. Es gibt kein »H« bei den Russen. Wann kommt

mein Name? Steht er unter »G« oder unter »Ch«? Endlich. Mein Aufruf. Schnell, aber nicht rennend, hin zum Waggon. In der Hand trug ich ein kleines Holzköffchen. Gefüllt mit Zigaretten und russischem Tee. Das durften wir zum Mitnehmen kaufen. Hatte man uns empfohlen. Ansonsten: Die spärliche Heimatpost. Etwa zehn Rotkreuz-Postkarten. Richtig abgestempelt. Keine Zusatzeintragung darauf. Sonst: Sibirien. Ich war im Waggon. Konnte hinausschauen. Sah plötzlich unseren Lagerkommandanten. Umgeben von einigen Offizieren stand er am Rand der Gleisanlage. Schaute zu. Wirkte merkwürdig verloren. In sich gekehrt. Alle Gefangenen waren nun eingestiegen. Langsam setzte sich der Transportzug in Bewegung. Die Türen waren nicht zugeschlossen worden. So standen wir in der offenen Waggontür, schauten hinaus, nahmen Abschied von der tristen Umgebung. Da, ich traute meinen Augen nicht: Die Hand des Kommandanten hob sich, vorsichtig, knapp in Brusthöhe und winkte uns verstohlen durch Einklappen und Wiederöffnen der Finger zu. Wie kleinere Kinder es gelegentlich tun. Die Geste hatte etwas unglaublich Rührendes. Wir waren nicht seine Gefangenen gewesen. Nicht mehr. Die »Schlimmsten von den Schlimmen« hatte er nach wenigen Monaten in sein Herz geschlossen. Uns als seine Schützlinge betrachtet. Wahrscheinlich hätte er uns auch vor der unglaublich schweren Arbeit geschützt. Aber das war nicht sein Resort. Hatte uns gut, zumindest ausreichend gepflegt. So hatte er uns kurz vor dem Transporttag antreten lassen. Uns eine Abschiedsrede gehalten, uns dabei eindringlich ermahnt, uns eingeschärft: Wenn Ihr nach Hause kommt, nichts Fettes essen! Haut Euch nicht den Magen voll! Bleibt bei Wassersuppen, bei trockenem Brot. Pomalo, pomalo, nimnoschko, nimnoschko. – Langsam, langsam, ein wenig, ein wenig könnt Ihr mehr essen. Besseres... Es könnte Euer Tod sein, wenn Ihr freßt – – nachdem Ihr das hier in Rußland überstanden habt. – –

Als die Gruppe der Offiziere mit unserem Kommandanten kleiner und kleiner wurde, schließlich verschwand, tat er mir irgendwie leid: Wir durften nach Hause, nach Deutschland. Er mußte bleiben. Was wartete auf ihn?

Nachdenklich suchte ich mir einen Platz in dem Waggon. Setzte mich auf mein Holzköffchen. In dem Waggon waren keine Zwi-

schenböden eingezogen, kein 1. oder 2. Stock. Auf dem Boden gab es kein Stroh. Durch die Ritzen des Waggons konnte man nach unten auf den Gleiskörper schauen. Was spielte das für eine Rolle? Wie lange würden wir bis Brest fahren? Nitschewo. Wir fuhren. Im Waggon blieb es ruhig. Kein Gejubil. Kein Krakehle. Wir waren alle ein wenig abgehärtet, unterkühlt. Es gab keine überschäumende Spontantität. »Erst wenn ich die Klinke des Elternhauses in der Hand halte, bin ich zu Hause...« Dreimal hätte ich schon dabei sein können. Im Heimkehrertransport sitzen. Die Zukunft? Meine Eltern lebten. Hatten ein Dach über dem Kopf im großväterlichen Haus. Mein »mittlerer« Bruder lebte noch – wieder? Studierte an der HfBK; so würde ich ein Ingenieurstudium beginnen können. Unverzüglich nach der Heimkehr. – Willi war anderer Meinung: »Brauchst Du doch gar nicht. Bei Deiner Begabung. Mach einen kleinen Betrieb auf. Schaffst Du aus dem Handgelenk.« Er wußte so wenig wie ich, daß ich einen schweren Lungenschaden mit heimbrachte. Dreimal für ein halbes Jahr ins Krankenhaus mußte. Am ersten Hochzeitstag von meiner jungen Frau auf die Sterbestation begleitet werden würde. Daß ich um mein Überleben im Krankenhaus kämpfen mußte. – – Gottseidank wußte ich das noch nicht. Auch anderes war mir gnädig verborgen. So glaubte ich, ohne Einschränkung, an die, an »meine« Zukunft. Glaubte auch, daß mein Kamerad Recht hatte, als er verkündete: »Wir haben gelernt, unter primitivsten Umständen zu leben, zu überleben. Wir werden alle Millionäre. Denn wir brauchen fast nichts zum Leben. Das beginnt bei den Strümpfen; ich werde zum Beispiel weiterhin Fußlappen tragen. Bei dem Wort »Strümpfen« durchzuckte es mich. Ich dachte an meine »Einkaufstour«, die mich fast nach Sibirien gebracht hätte. – –

Im Waggon wurde es finster. Man schlief, überließ sich seinen Gedanken. Mitten in der Nacht kamen wir in Brest an. Die Waggon-türen wurden aufgerissen. Das bekannte »tawai, tawai«-Geschrei. Ich war nicht schnell genug beim Abspringen vom Waggon. In der rechten Hand das kleine Köfferchen, stützte ich mich mit der linken Hand an der Waggontür ab, bevor ich sprang. Der Gewehrkolben des Wachsoldaten stieß zu, traf meine Hand, brach meinen kleinen Finger. Nitschewo. Nicht schreien; nicht streiten. Zähne zusammen-

beißen. Antreten. Aufpassen. Endlich: Mein Name wird aufgerufen. Rein in die »Filzungs-Baracke. Grelles Licht von der Decke. Linker Hand Tisch an Tisch gereiht. Durchgehen! Halt! Ausziehen. Alles. Darüber werfen! Gut! Den Koffer auf den Tisch. Öffnen! Ausschütten! In Ordnung, einpacken! Weitergehen! Da gibt es neue Sachen! Das Zeug bleibt hier! Ha, ha, ha, – nix Namenslisten mitnehmen. Ha, ha, ha – – »

Neue Klamotten: »Anziehen, raus!« – Da hin. Das ist der Zug nach Frankfurt! Frankfurt an der Oder.« – Hastig folgten wir den barschen Anweisungen. Wir wollten nicht riskieren bleiben zu müssen! Zwei, drei Kameraden standen bereits verängstigt in der Ecke des schmalen, langgestreckten Raumes, in dem wir uns angezogen hatten. Mußten – wollten sie bleiben? Nicht fragen. Zum Zug. Zum Waggon. Es waren nur wenige Schritte. Vor dem Waggon stand ein russischer Soldat. Unsicher und merkwürdig nervös. Er merkte, daß ich Schwierigkeiten hatte, mit dem Köfferchen in der Hand, in den Waggon zu klettern, mich hochzuhieven. Mir war es ein wenig peinlich. Entschuldigend streckte ich ihm meine linke Hand entgegen, zeigte ihm den zermantschten, blutenden, kleinen Finger. Sagte: »Slomal...«, zeigte auf seinen Gewehrkolben. Er begriff. Jetzt war es ihm peinlich. Er nahm mir den kleinen Holzkoffer ab. Wollte ihn mir nachreichen, wenn ich im Waggon wäre. Da hielt er mich zurück. Sprach leise und aufgeregt zu mir. War ganz dicht an meinem Ohr: »Paß auf auf Köfferchen. Nicht loslassen. Zug ist Scheiße. Wir zu wenig. Können Euch nicht schützen. In Waggon nix Ubornaja, nix für Sch...; Verstehen? Wir halten, wenn hell. Dann Ihr aussteigen. Aber! Bloß nix alle auf einmal. Welche drinnen bleiben. Aufpassen auf Köfferchen! Sonst Zapzarap, ponemaisch?« Ich verstand gar nichts. Er hatte Angst, man könnte mir mein Köfferchen stehlen. Mit den Zigaretten, mit dem Tee. Mitbringsel für zu Hause. Überbleibsel von fast fünf Jahren Arbeit. Ich fand ihn rührend besorgt. Dachte: »Große russische Seele.« Dankte für seine Hilfe, seinen Rat. Der Finger schmerzte höllisch. Ich hörte auf, über das Gesagte nachzudenken. Fand einen Schlafplatz auf dem Bretterboden des Waggons. Den Kopf legte ich in die Richtung, in der ich Frankfurt/Oder vermutete. Schob das Köfferchen an die Stirnwand des Waggons und

legte meinen Kopf drauf. Erschöpft schlief ich ein. Wach wurde ich erst, als der Zug, der irgendwann Brest verlassen hatte, quietschend hielt. Stimmen. Der Waggon wurde aufgeschoben. Draußen war es bereits ein wenig hell. Saukalt. Man schrieb bereits Dezember. Alle wollten raus. »Nein, der Posten hat mir gesagt: Nicht alle auf einmal. Gruppenweise. Wegen unseres Gepäcks.« »Quatsch. Wer sollte denn hier klauen?« – »Weiß ich auch nicht. Der Posten hat es mir gesagt. War aufgeregt dabei.« – »Also gut, gruppenweise.« – Draußen war niemand zu sehen. Ein abgelegener, einsamer Bahnhof. Aber, immerhin, es gab eine Bahnhofs-Plattform. Das erleichterte das Ein- und Aussteigen – wenn man nicht richtig mit beiden Händen zupacken konnte. Wir verteilten uns auf das Feld, das sich hinter der Plattform dehnte. »Der Zug steht eigentlich auf dem falschen Gleis...«, dachte ich, als ich wieder in den Waggon krabbelte. Richtung Frankfurt hätte er rechts halten müssen. Aber gut so. Beim Einsteigen in Brest hatten viele der Kameraden ihre Kofferchen oder ähnliches an die verschlossene Waggontür gelegt. Gestapelt. Die Tür als Seitenwand betrachtend. Naja, solch Zufall. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Hatte sich von der kleinen Haltestation fortbewegt, da hörten wir Geräusche an der Waggontür. Nun wurden die beiden Türhälften aufgeschoben. Eine Figur sprang in den offenen Türausschnitt. Warf alles, was er an Gepäck greifen konnte, aus dem Waggon. Anderes war bereits herausgefallen, als die Türen aufgeschoben wurden. Aufruhr im Waggon. Handgemenge. Der Räuber sprang ab. Man sah am Bahndamm die Helfers-Helfer beim flinken Einsammeln. Der Spuk war vorüber. Wut im Abteil. »Das ist ja wohl das Letzte, Kriegsgefangene zu beklauen...« Ich blieb still, schaute auf meinen schmerzenden Finger. Dachte an den nervösen Posten, dem die Roheit seines Kameraden so peinlich gewesen war; der mir deshalb so Unverständliches (?) Zeug zugerant hatte. Ich legte betont meinen Kopf auf mein Kofferchen. Ich wollte es meinen Eltern mitbringen, nicht mit ganz leeren Händen nach Hause kommen. Mein Vater hatte sehr darunter gelitten, als er 1919 aus englischer Gefangenschaft nach Deutschland zurückkehrte. Er hatte alles durch den Krieg verloren, was er sich aufgebaut hatte. Meine Mutter hatte nicht geklagt, mir vorgejammert, als unser Zuhause im

Bombenterror zerstört wurde, als ihr ältester Sohn fiel. Beide hatten sich dankbar mit dem beschieden, was sie noch in Händen hielten. Irgend etwas wollte ich in den Händen halten, wenn ich heimkäme. Noch war ich nicht daheim, hatte noch nicht die Klinke des großväterlichen Hauses in der Hand. Ich grübelte vor mich hin, war nicht aufgeregt. Hatte keine Angst vor der Zukunft, keine übertriebene Vorstellung von dem, was mich bei der Heimkehr erwartete. Es war, wie ich dann rasend schnell lernen mußte, ein Kulturschock. Ein Wertewandel, der bei der Literatur begann. Das Hitlersystem, das von Stalin hatte ich (fast) überstanden. Hatte mich der »Meinungsmache« nicht unterworfen, nach Antworten auf heikle Fragen gesucht. Würde es erneut eine Meinungsmanipulation geben? Ich fühlte mich, war, innerlich uralte. Die Russen hatten mich 12 Jahre älter eingeschätzt, als ich war. Das junge Mädchen in Berlin, dem ich durch ein gütiges Geschick begegnen sollte, das später meine Frau wurde, hielt mich für älter als ihren Vater. Er war Jahrgang 1902, fünfundzwanzig Jahre älter als ich. Rußland, die Gefangenschaft, die Kameraden, die Lebensbeichten der Kameraden, hatten mich geprägt. Ich hatte sehr klare Vorstellung, was ich tun, was ich auf keinen Fall tun wollte! Der Zug wurde langsamer, hielt. Der Waggon wurde geöffnet: »Wir sind in Frankfurt! Aussteigen. Zum Lager sind es nur ein paar Kilometer.«

Leicht geistesabwesend stieg ich aus dem Waggon. Den Umgang mit dem Kofferchen bei der kleinen Kletterpartie hatte ich ja nun gelernt. Ließ das Kofferchen keine Sekunde aus den Augen, nachdem ich es in der Waggontür abgelegt hatte, um es nach dem »Abseilen« wieder zu greifen. Mehr torkelnd als marschierend setzte sich unser Gefangenenzug in Bewegung, Richtung Lager. Entlassungslager! Jetzt marschierte ich zum letztenmal mit Willi, dem treuen Pit und anderen guten Kameraden. Die mal mir, denen mal ich beim Überleben, beim Durchstehen hatte helfen können. Wir blieben nun zusammen, fielen todmüde auf die Pritschen, die im Lager auf uns warteten. Arbeitsdienstbaracken. Alles in meinem Kopf drehte sich. Keine überschwenglichen Gefühle oder Gedanken kamen zu mir; ich war ganz einfach ausgelaugt. Dann kam der nächste Morgen: Wecken, aufstehen, Appell. »Ihr bleibt bis zu Eurer Entlassung meh-

rere Tage hier. Dürft das Lager auch verlassen. Bei Einbruch der Dunkelheit seid Ihr aber wieder hier! Im Lager gibt es Kulturveranstaltungen. Zu Eurer Unterhaltung, gemeinsames Singen, Politikabarett, Informationen über das »Neue Deutschland«, über die Zeitungslandschaft in Ost und West und, und, und. –

Ach so, wer will und kann, möge sich in der Schreibstubenbaracke melden. Entlassungspapiere ausstellen. Je mehr mitmachen, desto schneller ist der Papierkram für Eure Entlassung erledigt. – Das Wichtigste: Essen gibt es da drüben!«

Das Wichtigste, mein russisches Kochgeschirr – und mein Köfferchen – wir gingen zum Essensempfang. Es gab eine gute Suppe. Erbsen. Kein russisches Brot. – Willi schlug vor, daß wir nach Frankfurt gehen. In einer Gruppe von fünf, sechs Mann trabten wir los, ungläubig über die neue Freiheit. Mit aufgerissenen Augen schaute ich mir die – in der Nähe des Lagers – trostlose Gegend an, dann die Stadt. Wir kamen, wohl mehr noch im Außenbezirk, zu einem Lokal. Eine Gruppe von Kameraden, die vor uns lief, ging in das Lokal, kam nach kurzer Zeit wieder heraus. Prügelten sich mit einigen russischen Soldaten. Kreischend standen junge, deutsche Mädchen dabei. Ein Kamerad brüllte: »Laß die Finger von unseren Mädchen, Du Steppentier!« Zu den Mädchen gewandt: »Schämt Euch, laßt Euch mit Russen ein! Die haben uns jahrelang als Gefangene ausgebeutet. Pfui!« Ein anderer fiel ein: »Neun von zehn Kameraden sind dabei elend verreckt! Schämt Euch!«

Willi am Ärmel zupfend, drehte ich auf der Stelle um: »Das ist nichts für uns. Los! Weg! Komm!« Willi kam mit, die anderen schlossen sich an.

Im Lager angekommen, streiften wir durch die Baracken. Politikabarett. Billige Polemik. Angewidert ging ich hinaus. Beim Informationsgespräch wurden die Zeitungen charakterisiert: »Neues Deutschland, hervorragend. Der Telegraph, konservativ, mies.«

Wie leicht man katalogisieren konnte... Irgendwie lehnte ich diese Art »Umerziehung« ab. Im zehnten Semester auf »Gorkis Universitäten« war ich durch die vielen »Pflichtvorlesungen« und »Praktika« zum Thema Menschen, wie sie die Welt, wie sie sich darstellen, wie sie wirklich sind, wie sie sind, wenn die Welt einstürzt...

kritisch geworden. Kritisch gegenüber prahlerischen Demagogen. Für wen arbeiteten sie? Welche Ziele verfolgten sie? Wußten sie, wohin das führt? »Nach Ostland geht unser Ritt...« war gesungen worden. Deutschland erwache! Unsere Zukunft liegt im Osten, geschrien worden... Da war die Schreibstuben-Baracke, dort ging ich hin: »Braucht Ihr noch jemand für das Ausstellen der Entlassungsscheine?« – »Aber, ja. Willst Du Dich aber nicht erst von der Fahrt erholen? Dich ein wenig umschauen?« Er zeigte auf die dort sitzenden Kameraden: »Die sind schon vor ein paar Tagen angekommen. Werden morgen oder übermorgen weiterfahren. Dann brauchen wir wieder dringend Helfer.« – »Danke, ich fange gleich an, zu schreiben. Habe genug gesehen. Manches davon war zum Kotzen. Wo soll ich mich hinsetzen?« »Da, ziemlich in der Mitte, vorne. Russisch oder deutsch?« – »Ist mir gleich. Wie Ihr's gerade braucht.« – »Also dann...« Ein Schulfederhalter. Stahlfeder. Eisengallustinte. In Wasser gelöster Kopierstift... Eine Liste, die Formulare. Erst russisch, dann deutsch. »Ich muß wieder lernen, deutsch zu schreiben. Fang gleich an!« Der Schreibstubenmensch schaute verblüfft: »Dein russisch ist eine ganz männliche Schrift. Dein deutsch: Rund wie bei einem jungen Mädchen« – Das erstmal seit Jahren, daß ich lachte: »Ich fange gerade wieder an, jung zu werden... Wenn auch nicht als Mädchen. Aber ich muß neu das Schreiben lernen. Ich will es rund und kursiv.« – »Warum nicht. Also: Viel Glück beim wieder »jung werden«. Der Abend kam. Aufgeregt kamen Lagerordner angelaufen: »Wer ist aus Berlin? Oder nähere Umgebung? Muß zum Bahnhof Friedrichstraße? Kommt von dort weiter?«

Willi schrie aufgeregt: »Hier ich. Und der Helmuth.« – »Schnell, kommt, nehmt Eure Sachen. Ihr fahrt sofort!«

Umringt von den anderen, eilten wir ihm nach. Ließen uns unformell verabschieden, uns den Entlassungsschein in die Hand drücken. Ein Kamerad gab mir hastig ein Päckchen: »Nimm's Du für mich mit. Schick es mir zu.« »Selbstverständlich...« »Was ist eigentlich los? Warum die Aufregung?« Willi wollte wissen, warum die Hektik. »Der Küchen-Karl ist im Lager gesehen worden. Kameraden haben ihn gestellt, ihn halbtot geschlagen. Rache für seine Betrügereien mit unseren Essensportionen 1946/47. Der

Lagerleiter ist voller Angst vor weiteren Aktionen. Der Ruf: Die Schlimmsten von den Schlimmen, ist zu ihm gekommen. Wir sind die, die sich Ungerechtigkeit nicht haben gefallen lassen.« – »Ach, so. Darum –.« Ein letztes Umarmen, Händedrücken. Unsere kleine Gruppe sauste los, Richtung Hauptbahnhof Frankfurt/Oder. Hauptbahnhof! Toll. Kein Güterwaggon. Personenzug. Jetzt waren wir auf der Oderbrücke. Stahl. Genietet. Unter uns der Fluß. Plötzlich: Jungenhaftes, spontanes Handeln. »Die Russenschapka. Weg. Runter. In die Oder«. Fast übermütig warfen wir unsere wattierten Russenmützen mit den Ohrenklappen über die Brüstung. Schauten den Kappen nach, bis sie im Wasser tief unter uns aufklatschten und fortschwammen. »Ende der Gefangenschaft. Und vergeßt nie, was uns die Russen angetan haben. Erzählt es allen!«, rief einer aus unserer Schar. So ganz konnte ich nicht einstimmen in das »Ja, ja« – Geschrei.« Vergeßt auch nie, daß wir russische Menschen kennengelernt haben wie Loschkin, Grenz, wie Krasni Chapka! Vergeßt nie, wodurch wir dorthin mußten. Wer uns kommandiert hat. Einige von uns bis nach Stalingrad!« – »Stimmt schon, hast Recht...« Wir hatten keine Ahnung, daß Wolfgang Borchert bereits »draußen vor der Tür« geschrieben hatte, damit das nicht vergessen wurde.

Im Weiterziehen zum Bahnhof sprangen die Gespräche hin und her. Vor und zurück. In die Zukunft, in die Vergangenheit, die den einen oder anderen nun rasch einholen würde. »Du kommst doch mit mir mit, wenn ich zu meiner Ungetreuen gehe? Zunächst schlafe ich bei meinen Eltern. Dann gehen wir zusammen hin und sagen, daß die Scheidung eingereicht wird...« – »Aber gewiß stehe ich Dir bei. Ruf meinen Vater an, teile mit, wann und wo wir uns treffen. Wir waren am Bahnhof. Der Zug, der Personenzug, stand schon bereit. Es war kurz vor der Abfahrt. »Los, einsteigen.« Im Abteil gab es kein Licht; es war dunkel. Ich quetschte mich hinein. Saß auf der Längsbank. Offenbar war es ein uralter Vorortzug. Pfeifen. Der Zug fuhr los. Hinausschauend in die Dunkelheit. Auf die spärlichen Lichter der Stadt. Den glitzernden Fluß. Nun Grenzfluß. Vor fast fünf Jahren hatten wir hier unsere Knochen hingehalten. Oder/Neiße/Guben... Aufhören, daran zu denken. Vor dir liegt ein neues Leben.

In dem Abteil war es merkwürdig still; ich saß in Fahrtrichtung. Meine Nasenspitze zeigt direkt auf den Bahnhof Friedrichstraße, schoß es mir durch den Kopf. Bei dem Gedanken mußte ich lächeln. Wie oft war ich als junger Soldat über den Bahnhof Friedrichstraße gefahren? Meist um meine Eltern kurz zu sehen... Die Stille im Abteil wurde unterbrochen. Mein Gegenüber sprach mich an; freundlich, sehr höflich: »In der Gepäckablage über mir ist noch etwas Platz. Sie können Ihr Kofferchen gerne dorthin legen; und das Päckchen. Sie sitzen ohnehin so eingeklemmt in der Mitte; können sich nicht richtig anlehnen. Und dann noch das Kofferchen auf den Knien...«

Über soviel Fürsorge war ich überrascht. Dankend lehnte ich ab: »... und wenn ich etwas in Rußland gelernt habe, dann das: »Halte fest in der Hand, was Du nicht verlieren willst!« »Mein Gegenüber war leicht verblüfft: »Sind Sie Spätheimkehrer? Kommen Sie gerade aus einem russischen Kriegsgefangenen-Lager? Als Einzelreisender? – Aber dann machen Sie es sich jetzt erst recht einmal etwas bequemer. Legen Sie Ihre Sachen in die Gepäckablage. Sie sind nicht mehr in Rußland. Sind wieder in Deutschland!« Leicht widerstrebend stand ich auf. Legte das Kofferchen in die Ablage. Ich mußte mich ziemlich ausrecken. Legte das Päckchen oben auf das Kofferchen. – Das war ein Fehler. In meiner Aufgeregtheit rutschte das Päckchen am Bahnhof Friedrichstraße hinter das Kofferchen, ohne daß ich es merkte. Als ich es feststellte, war es bereits zu spät. Die Meldung am Fundbüro blieb ergebnislos... –

Jetzt saß ich wieder; man hatte mir ein wenig Platz gemacht; ich konnte mich anlehnen. Rechts von mir war Willi. Er nahm den Gesprächsfaden wieder auf: »Nein, wir sind nicht als Einzelreisende von Rußland gekommen. Erst jetzt vom Lager Fürstenberg/0 sind wir überraschend heute abend als Einzelreisende in Marsch gesetzt worden. Abgeschoben worden. Einige aggressive Kameraden von unserem Verein hatten erst ein paar Russen aufgemischt und dann einen ehemaligen Küchenbullen verdroschen. Da hat die Lagerleitung versucht, uns so rasch wie möglich loszuwerden.« Das Interesse von unserem Gegenüber wuchs: »Dann gehört Ihr zu den Spezialisten, die man, so lange wie möglich, in Rußland behalten hat?«

– »Ja, wir waren überwiegend im Maschinenbau tätig. Dadurch haben wir überlebt.« – »Da habt Ihr Euch keine gute Zeit für die Heimkehr ausgesucht. Kommt auch ohne Ankündigung, weil Ihr vor Ende der Quarantäne abgeschoben worden seid.« – Das sah ich nicht so: »Meine Eltern warten seit mehr als viereinhalb Jahren auf meine Heimkehr. Wissen von einigen Kameraden, die vor mir heimgekehrt sind, daß ich noch lebe. Da gibt es bestimmt keine Probleme, wenn ich ohne Ankündigung an die Tür klopfe. Ich werde erwartet. Bei Familienvätern mit jungen Frauen kann das schon anders sein. Da kann die Heimkehr eine unangenehme Überraschung für die Daheimgebliebenen sein. Ein Schock sein – für beide Seiten. – Aber, was meinen Sie mit dem ungünstigen Zeitpunkt?« – »Ich meine den Arbeitsmarkt. Die Berlinblockade ist beendet. Westberlin ist für alle offen. Das Währungsgefälle ist 1 : 10. Da suchen sich viele aus dem Umland Arbeit in Westberlin. Arbeit ist dadurch knapp; und als Heimkehrer habt Ihr keinen »Flüchtlingsstatus«. Was das bedeutete, begriff ich nicht. Auf meine Zwischenfrage ging er nicht ein. Er erläuterte die Situation weiter: »Berlin hinkt durch die Unsicherheit deutlich hinter Westdeutschland in der wirtschaftlichen Entwicklung nach. Die Produktivität liegt vielleicht nur bei einem Drittel gegenüber dem Westen.« – »Dann ist es ja gut, daß ich so schnell, wie möglich, ein Ingenieurstudium beginnen will. Ich habe ohnehin viel zuviel Zeit durch den Krieg und die Gefangenschaft verloren, wenn man davon absieht, daß ich in Rußland ein gründliches Praktikum in Maschinenbau absolvieren konnte.« – »Auf den Hochschulen und Ingenieurschulen herrscht durch die ungünstige Situation auf dem Arbeitsmarkt eine gewisse Überfüllung. Viele versuchen es mit einem Studium, Stipendium und Arbeitslosenunterstützung. Nicht ganz legal, wird aber gemacht. Die Zeiten, in denen die Studenten die Hätschelkinder der Professoren waren, sind vorbei. Es gab Jahre, da konnte kaum jemand studieren. Man mußte wehruntauglich sein oder einen »Heimatschuß« bekommen haben. Die Jahrgänge waren durch den »Blutzoll« der Jugend ausgedünnt. Aber jetzt? Die »Nachgewachsenen«, die jetzt ihr Abitur gemacht haben, drängen an die Hochschulen. Dazu kommen die etwas Älteren, die jetzt durch die »Jugendamnestie« entnazifiziert worden

sind, die vorher keine Studienzulassung erhalten hatten. Übrigens: In Deutschland gibt es ca. 150.000 arbeitslose Ingenieure.« – »Nun, ich habe Rußland überstanden, weiß was ich will, ich werde einen Weg finden.« –

Mein Gegenüber dachte nach: »Eine Möglichkeit sind sogenannte »Vorsemester« mit anschließenden Ausleseprüfungen. Die Durchfallquoten sind allerdings hoch. Etwa 80 Prozent werden abgelehnt. Die Prüfung kann nicht wiederholt werden. Es gibt auch Wartelisten: »Drei bis vier Jahre!« Willi mischte sich ein: Ihm war das wohl zuviel »Miesmacherei«. »Also, ich werde als Schweißer oder Stukateur bestimmte Arbeit finden. Sonst mache ich eine eigene kleine Firma auf. Und um Helmuth«, er haute mir kameradschaftlich auf die Schulter, »um den machen Sie sich mal überhaupt keine Sorgen. Der geht seinen Weg. Übrigens, sag dem Herrn doch ruhig, was Du bereits auf »Gorkis Universität des Lebens« studiert hast.«

Scherzend ging ich auf Willis Vorschlag ein, um keine Zukunftsangst in mir aufkommen zu lassen: »Nun, ich bin bereits im 10 Semester auf Gorkis Universität, Fachrichtung: Maschinenbau. Erweiterter Studiengang in Werkstattleitung mit Sonderseminaren in Betriebspsychologie und allgemeiner Menschenkunde.« – Unser Gegenüber war fasziniert: »Das ist ja toll! Von Kriegsgefangenen, die aus den USA zurückgekommen sind, habe ich schon einmal gehört, daß sie dort studieren durften. Aber in Rußland! Da sind Sie ja ein Glückspilz gewesen!« Bevor ich unser Gegenüber aufklären konnte, daß ich mit ihm in makabrer Weise über meine Gefangenschaft gescherzt hatte, explodierte Willi: »Schluß mit dem Scheiß! Reden wir nicht drum herum! Sagen wir im Klartext, was wir mitgemacht haben. Sag Du ihm, Du wandelndes Skelett von 45 Kilogramm, daß Du seit Mai dieses Jahres Tonnen über Tonnen Eisen schleppen mußtest. Unter lebensgefährlichen Umständen im Hochbau. Armier-Eisen. Weil Du als Brigadier einem Kameraden aus der Patsche geholfen hast. Ihn nicht ans Messer geliefert hast; daß Du Probleme hattest, weil Du Dich nicht zum Wirtschaftsfunktionär hast ausbilden lassen, nicht nach der Pfeife des Kommissars getanzt hast; daß man nicht geglaubt hat, daß Du so jung bist und schon so erfahren. Erzähl nur, daß Du ohne Mantel, ohne Decke bei

minus 30 Grad in ungeheizter Baracke auf blanken Brettern schlafen mußtest. Wie Tiere aneinandergedrückt, um nicht zu erfrieren. 200 Mann in einer Baracke! Daß Du vorher im Wald arbeiten mußtest, im Erdbunker vegetieren. Um nicht zu verrecken, wie die anderen im Wald, im Torf, beim Staudambbau, bist Du in die Industrie gegangen. Man hatte Dir gesagt, daß Du dann vermutlich nie mehr nach Deutschland entlassen wirst – und, daß Sibirien droht, Asbestbergwerk, wenn Dir bei der Industriearbeit etwas schief geht. Nun, jetzt ist das überstanden. Wir haben überlebt. Wie viele sind umgekommen? So viele Kameraden wie bei dem blödsinnigen Ostfeldzug beim Vormarsch? Die hat Hitler und seine Generäle auf dem Gewissen. Die toten Kriegsgefangenen Generalissimus Stalin. Nackt hat man uns durch die Entlassungsbaracke in Brest laufen lassen, dann neu eingekleidet. Nur damit keine Listen mit Namen aus Rußland herauskommen. Die Toten reden nicht mehr. Die Erkennungsmarken hatte man uns allen bei der Gefangennahme weggenommen. Ein glatter Verstoß gegen die Genfer Konvention. Fast fünf Jahre hat man uns als Kriegsgefangene ausgebeutet: Wiedergutmachungsarbeit. In Deutschland hat sich niemand, außer der engsten Familie, um unser Schicksal geschert. (Anmerkung: 1955, zehn Jahre nach Kriegsende, hat sich Konrad Adenauer um die Freilassung der letzten überlebenden Kriegsgefangenen bemüht). Niemand hat sich für eine menschenwürdige Unterbringung eingesetzt: Nachts eingesperrt hinter Holzpalisaden mit Todesstreifen. Kein Rotes Kreuz hat sich sehen lassen, sich gegen die Hungerverpflegung gewandt. Die Leute, die an der Macht waren und sind: Alles Verbrecher!« Willi schäumte vor Wut. Seine Klarstellung wurde zur Anklage. Mein Gegenüber keuchte: »Um Gottes Willen, stoppen Sie Ihren Kameraden, stoppen Sie ihn! Sie wissen nicht, wer hier mit im Abteil sitzt. Sie kommen unter Umständen gar nicht erst bis nach Hause. Werden schon auf dem Bahnhof Friedrichstraße verhaftet; werden eingesperrt...!« Mein Ellenbogen landete unsanft in Willis vorgeschädigten Rippen: »Schluß! Hast Du gehört! Schluß!« Willi war noch in Fahrt, aber nun leiser, zurückhaltender: »Verdunkelung, wie im Krieg. Feind hört mit, wie im Krieg. Meinungsfreiheit wie seit 1933! Sind die Typen schon wieder mit dem Arsch an der Wand, die

das ganze Elend mit dem Krieg und unserer Gefangenschaft verschuldet haben?« – Mein rechter Ellenbogen traf noch einmal seine Rippen. Im Abteil war es jetzt beängstigend still. Unbeirrt fuhr der Zug weiter...

Plötzlich: »Bahnhof Friedrichstraße!« Mein Köfferchen! Ein kurzer Händedruck mit dem unbekanntem Gegenüber. Ein: »Ich ruf Dich an!« zu Willi. Raus aus dem dunklen Abteil. Ich stand auf dem Bahnhof Friedrichstraße! Tief Luft holen. Ich konnte es kaum fassen. – – Der Zug fuhr wieder an. Weiter. Die Treppe hinunter zur S-Bahn. Nichts hatte sich verändert. »Unten« gab es die S-Bahn. Wie eh und jeh. Ein Zug fuhr ein. Richtung Wannsee. Durch die Doppeltür stieg ich ein. Mein Blick fiel auf die Reklame über der gegenüberliegenden Tür. Da war zu lesen: »Kennt Ihr Euch denn überhaupt? Und nachher gleich zum Arzt!« Vor fünf Jahren war an der gleichen Stelle zu lesen: »Du hast die Pflicht, gesund zu sein!« Die Aufforderung an der Tür war geblieben: »Rechte Hand am rechten Griff.« Die Zusatzinformation: »Nicht rückwärts aussteigen«, hatte ich immer als eine versteckte Polit-Komik verstanden. Das S-Bahnabteil war hell erleuchtet. Eine Wohltat nach der Fahrt durch die Dunkelheit von Frankfurt/Oder zum Bahnhof Friedrichstraße. Ich war jetzt im Westen. Das Abteil war fast leer; ich genoß die S-Bahnfahrt, war merkwürdigerweise nicht aufgeregt. Die Stationen kamen. Eine nach der anderen: Potsdamerplatz, Anhalterbahnhof, Großgörschene Straße. Bald würde ich bei meinen Eltern sein. Schöneberg! Gleich müßte Friedenau kommen. Tatsächlich. Schnell aussteigen. Jetzt war ich aufgeregt. Stand auf dem Bahnhof. Wartete den Augenblick, bis der Zug wieder anfuhr. Um den vertrauten roten Lichtern des Schlußwagens nachzuschauen. Wie als Kind. Es war unglaublich. Scheinbar war alles unverändert. Nein, die Reklame... Was stand da Unverständliches: »Warum denn grün und blau ärgern über die LVA (!)! Versichern Sie sich doch privat bei der xxx.« »Ob die auch Kriegsgefangene versichert hätten?«, schoß es mir durch den Kopf. Nun stand ich an der Treppe, die tief hinunter führte. Unten angekommen: Nach rechts und wieder hinauf. Eigentlich merkwürdig unpraktisch die Bahnhofsanlage in Friedenau. Gut, daß sie unverändert geblieben war. Mir hätte etwas gefehlt. Vielleicht hätte ich

mich nicht sofort zurechtgefunden. Das Ortsgedächtnis ist etwas Sentimentales. So, jetzt nach links. Da ist schon die Wilhelm-Hauff-Straße. Die Straße hinunter Richtung Kaiser-Eiche. Da ist schon das Mosel-Eck. Die Kreuzung Ringstraße. Noch ein paar Schritte nach rechts. Die Nummer 51, Großvaters Haus. Tapfer hat es den Krieg überstanden. Die »Syndetikon«-Villa links davon war zerstört. Die ganze Illstraße in der Nachbarschaft in Schutt und Asche. Zeiß-Ikon – , Askania-Niederlassungen galten wohl die Bomben. – Das Tor zum Hof ist nicht abgeschlossen. Der Eingang liegt auf der Rückseite. Die Haustür! Ich halte die Klinke in der Hand. Mein Herz rast. Die Haustür ist noch nicht abgeschlossen. Rasch die paar Stufen zum Hochparterre. Klingeln! Jetzt war ich aufgeregt. Die Tür öffnet sich: Meine Mutter! Umarmen. Kein Wort wird gesprochen. Durch den kleinen Vorraum nach links ins Wohnzimmer. Mein Vater! Wir fallen uns um den Hals. Etwas später kommt mein Bruder. Bleibt überrascht im Türrahmen stehen. Erstaunen. Dann kameradschaftliche Umarmung. Gegenseitiges Schulterklopfen. Unpathetische Begrüßung. Wir sprechen kaum. Über die Gefangenschaft schon gar nicht. »Etwas zu Essen. Du bist ganz verhungert!« – »Ja, ich weiß; ich muß auch vorsichtig sein – mit dem Essen. Mein Magen ist kaum Essen gewohnt...« – »So, nun iß ein wenig; ich mache Dir auf der Couch ein Bett. Morgen sehen wir weiter.« – »Das wir gar nichts mehr von Dir gehört haben. Seit Monaten nichts. Wir haben so auf Dich gewartet, soviel für Dich gebetet. Immer wieder wurden im Rundfunk Heimkehrer angekündigt. Nie war Dein Name dabei. Furchtbar...« – »Aber nun bin ich daheim. Bei Euch. Ich hatte einen Schutzengel. Heute ist der 8. Dezember 1949. Tag meiner Wiedergeburt. Vor mir liegt endlich wieder eine lebenswerte Zukunft. In Freiheit. Ich habe kaum noch daran geglaubt, die Klinke von Eurem Haus in der Hand halten zu dürfen. Wieder bei Euch zu sein, Euch wiederzusehen; ich bin sehr dankbar dafür!«

Als etwa zwanzig Jahre später die liebe alte Gründerzeit-Villa der Spitzhacke zum Opfer fiel, erhielt ich ein Päckchen. Von meinem Bruder: Die Türklinke.